This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ernst von Wolzogen

Wie ich mich ums Leben brachte

Verlag Georg Westermann Braunschweig
H. P.

Wie ich mich ums Leben brachte

Wie ich mich ums Leben brachte

*

Erinnerungen und Erfahrungen

von

Ernst von Wolzogen

Verlag von Georg Westermann
Braunschweig und Hamburg

Copyright 1922
by Georg Westermann
in Braunschweig

Gedruckt bei Georg Westermann in Braunschweig

Wenn ich je dazu kommen sollte, den Roman meines Lebens zu schreiben, so müßte er den Titel tragen: „Wie ich mich ums Leben brachte". Freilich, das zuversichtlich behagliche Dahinrollen auf dem Gleise, auf welches Abstammung, Überlieferung und erzieherische Hilfe ihn gesetzt haben, ist nur dem Herdenmenschen beschieden; wogegen jeder, der mit starkem Willen und besonderer Begabung aus der Herde hinausstrebt, auf ungebahnten Wegen, über Stock und Stein, durch Dickicht und Dornen gejagt wird. Und die wenigen gar, denen es beschieden ist, ihres eignen Herzens Gefühle zu fühlen, mit eignen Augen zu sehen und mit eignem Hirn zu denken, die gelangen überhaupt nur an ihr selbstgestecktes Ziel, wenn sie Genies des Willens oder bevorzugte Günstlinge des Glückes sind.

Mein besonderer Fall schien anfangs gar günstig und einfach zu liegen. Die Mischung meines Blutes, meine gesellschaftliche Klasse und nicht zuletzt das bescheidene Maß meiner Begabungen und Ansprüche hätten mir eigentlich einen guten Start verbürgen sollen. Aber es war wohl meine eigensinnige Verbissenheit in meine besonderen Begriffe von Anstand, verbunden mit einem Mangel an Beharrungsvermögen, völliger Unfähigkeit zur Lüge und einer verhängnisvollen Vielseitigkeit, was mich dazu trieb, meine schönsten Dummheiten immer an den bedeutendsten Wendepunkten meines Lebens zur Ausführung zu bringen. So wurde ich zum unverbesserlichen Selbstmörder.

Jedenfalls habe ich nicht das Leben gelebt, das ich meinen Eltern schuldig war. Mein Vater war wohl ein glücklicher Mensch zu nennen in seiner wundervollen Har-

monie. Ein Mann voll Leichtigkeit und Helligkeit. In seiner Person vollzog sich der Übergang unsers Geschlechts aus den traditionell adligen Gebieten in das künstlerische.

Unser Geschlecht gehört zum österreichischen Uradel. Eine Reihe tüchtiger Männer verhalfen ihm im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts zu raschem Aufstieg. Um 1590 waren die Wolzogen im Wiener Walde in der Gegend zwischen Vöslau und Baden reich begütert, hatten das Erb-Land-Postmeisteramt von Oberösterreich inne, zeichneten sich in hohen Ämtern des Staats- und Hofdienstes aus und fühlten sich insonderheit verpflichtet, ihre Geistesbildung nicht nur auf der Höhe der Zeit zu halten, sondern in der nächsten Gefolgschaft der geistigen Führer anfeuernd auf die Zaghaften zu wirken. So konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich mit leidenschaftlicher Überzeugung der Reformation anschlossen. Sie brachten sogar einen bedeutenden Theologen hervor, der als eins der Häupter der Sozianer die Dreieinigkeit leugnete. Die Gegenreformation in Österreich vertrieb unser Geschlecht von seinem herrlichen Besitz und aus allen Staatsämtern. Verarmt mußten sich die Stammhalter im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein karges Brot an den kleinen protestantischen Höfen in Baireuth, Hildburghausen und Meiningen suchen.

Mein Urgroßvater, ein braver, aber unbeträchtlicher Geheimberat, brachte durch seine Vermählung mit Henriette Marschalk von Ostheim einen neuen Aufschwung in die Familie. Dieser vortrefflichen Frau gelang das Kunststück, mit einem kläglichen Einkommen neun Kinder aufzuziehen und sie alle zu tüchtigen Menschen werden zu sehen. Zwei ihrer Söhne, Wilhelm, der spätere weimarische Hofmarschall, durch seine Gattin, Karoline v. Lengefeld, Schwager Schillers, und mein Großvater Ludwig, der spätere Flügeladjutant des Zaren Alexander I., preußischer General der Infanterie, Bundestagsgesandter und Lehrer der preußischen

Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., waren auf der Stuttgarter Karlsschule Schillers Mitschüler und setzten dadurch die ganze Familie in nahe Beziehung zu dem klassischen Weimar und überhaupt zu allen künstlerischen und literarischen Bestrebungen der Zeit.

Haupterbe dieses neuen Geistes ward mein Vater. Seine vielseitige schriftstellerische Betätigung läßt zwar eine eigentlich schöpferische Begabung noch vermissen; er schrieb über bildende Kunst, Theater und Musik mit dem Scharfblick, mit dem Geschmack, mit der formalistischen Leichtigkeit eines feingebildeten Mannes von Welt. Er war ein vortrefflicher Sänger, von den besten italienischen und deutschen Meistern gebildet, ein glänzender Sprecher und ein überaus gewandter Versemacher. Was Wunder, daß er sich erst ganz in seinem Elemente fühlte, als er den Regierungsrat an den Nagel hängen und das Schweriner Hoftheater leiten durfte, das er zu hoher Blüte brachte.

Und dieser Mann heiratete frühzeitig eine Tochter des genialen Berliner Baumeisters Schinkel und wurde dadurch aufs lebhafteste für die bildende Kunst entflammt. Nachdem die erste Gattin früh dahingewelkt war — sie hinterließ ihm ein einziges Kind, den Baireuther Hans von Wolzogen —, holte er sich die zweite aus dem Kreise der vornehmen internationalen Gesellschaft von Rom und Florenz. Bei Florenz besaß Thomas Housemaine du Boulay, der Sproß eines hugenottischen Emigrantengeschlechts, dessen Vater an der Londoner Stock Exchange zu Reichtum gekommen war, eine reizende Villa. Seine anmutigen Töchter bewiesen schon durch ihre ungewöhnliche Begabung für Sprachen und Musik, daß sie keine Vollblutengländerinnen waren. Mein Vater und Harriet Anne du Boulay sangen Duette zusammen und waren rasch entschlossen, solches ihr Leben lang zu tun. Da aber kehrte Thomas du Boulay Esquire den Engländer hervor. Ein deutscher Baron konnte ihm mitnichten imponieren, zumal einer, der nicht als Majorats-

herr auf großen Gütern saß. Außerdem waren schon damals alle Deutschen den guten Engländern als ruchlose Freigeister verdächtig. Mein Vater mußte also zunächst ein ausführliches schriftliches Glaubensbekenntnis ablegen, und als dieses durchaus nicht zur vollen Zufriedenheit des bibelfesten Gentleman ausfiel, auf eine größere Mitgift verzichten. Er entführte Miß Harriett Anne, den glänzenden Stern der Florentiner Gesellschaft, im Winter zu Schlitten über die Alpen.

In Breslau, wo mein Vater damals Regierungsassessor war, fühlte sich meine Mutter gar nicht wohl. Sie war London, Paris, Rom und Florenz gewöhnt und sollte nun sich bescheiden einfügen in den Stil ängstlicher Ehrbarkeit und biedermännischer Beschränktheit, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die deutschen Provinzstädte noch beherrschte. Die besseren Leute fühlten sich schon wieder ganz wohl in ihren Vatermördern und hohen Halsbinden. Höchstens, daß die beliebten Stirnlocken der Männer noch etwas an den kurzen Freiheitsrausch von 1848 erinnerten. Sonst aber war alles eng zugeschnitten: die Ärmel, die Hosenbeine und die Vorurteile. Gewiß wird es damals auch in Breslau jungdeutsche Freigeister aller Art gegeben haben; aber solchem Volk waren die Türen der Gesellschaft, in der Regierungsräte, Offiziere und Rittergutsbesitzer verkehrten, streng verschlossen. Meine Mutter fand diese Gesellschaft grausam öde und langweilig, ihre Manieren, ihre Vorurteile lächerlich, und sie ließ es an keckem Spott nicht fehlen. Sie ritt, sie rauchte Zigaretten, sie verkehrte mit Herren in der gewohnten englischen Freiheit und liebte es, die Leute durch übermütige Äußerung höchst abweichender Ansichten zu verblüffen. Da konnte es denn freilich nicht ausbleiben, daß man ihr mit scheuem Mißtrauen begegnete und zum mindesten die Damenwelt ihre Krinolinen abwehrend gegen sie spreizte.

Dafür rechneten es sich aber auch alle Herren, soweit sie in der Lage waren, sich den Mut ihrer Überzeugung zu

leisten, zur Ehre an, in der großen Gefolgschaft ihrer Bewunderer mitmarschieren zu dürfen. Ich habe aus meinem fünften oder sechsten Lebensjahre noch ganz deutlich einen Gesellschaftsabend bei uns in Erinnerung. Meine schöne Mutter hatte ein meergrünes Seidenkleid an und über die bloßen Schultern eine Art Stola von weißem Schwan lässig hingeworfen. Das prachtvolle kastanienbraune Haar hing ihr in langen Locken über Schultern und Nacken herab, und auf dem Kopfe trug sie eine Bekrönung von Seegras, deren schmale hellgrüne Bänder gleichfalls lang herabfließend sich mit dem Braun der losen Locken vermischten. Ihr ältester Anbeter, Graf Wengerski, saß auf einem roten Plüschsessel an ihrer linken Seite. Er hatte mich auf seinen Schoß genommen und ließ mich seine großen Ordenssterne bewundern. „Was ist das? Ein Kreiz, ein Stärn", sagte er. Und im Kreise ringsumher schmachteten ein alter Minister a. D., ein Kürassierrittmeister, der Polizeipräsident von Breslau und der Direktor der neu eröffneten Berlin-Warschauer Eisenbahn. Herr von Keudel, der preußische Gesandte in Rom, spielte wundervoll Klavier, und mein Vater sang. Auf dem Sofa saßen drei weibliche Würdenträgerinnen in schottischer Seide und vergingen vor Neid. Noch im Jahre 1900 redete mich in einem Breslauer Café ein steinalter Herr an, rang lange Zeit hindurch stumm meine Hand und sagte endlich, während ihm Tränen gerührter Erinnerung über die gefurchten Wangen liefen: „Ich hatte die Ehre, der Zahnarzt Ihrer Frau Mutter zu sein. Ich habe nie einen schöneren Mund gesehen."

Meine Mutter hatte es sich ausgemacht, daß sie zur Belohnung für jedes Kind, das sie meinem Vater schenkte, auf ein halbes Jahr nach Florenz oder auf den Landsitz des alten Thomas du Boulay bei Folkestone entwischen durfte. Da sie es aber nie länger als höchstens einige Wintermonate hintereinander in Breslau aushielt, war

sie während der zehn Jahre ihrer Ehe doch wohl mehr auf Reisen als in der schlesischen Hauptstadt. Und so kam es, daß ich, solange sie am Leben war, weit mehr von einem Engländer als von einem Breslauer an mir hatte. Es war natürlich, daß ich eher Englisch als Deutsch sprechen lernte, und wenn ich nach halbjähriger Abwesenheit wieder nach Breslau heimkehrte, so hatte ich mein bißchen Deutsch so gänzlich vergessen, daß ich es wieder von frischem lernen mußte. Meine Mutter hielt große Stücke auf mich und konnte dem Vater ernstlich zürnen, sobald er irgendeinen Zweifel daran zu äußern wagte, daß ich Knirps wirklich „such a great mind" sei, wie sie behauptete. Sie schrieb ein Tagebuch über meine Entwicklung von der Geburt an, nahm meine Erziehung und meinen Unterricht ganz allein in die Hand und ließ sich von niemandem dareinreden, am wenigsten von meinem Vater. Lesen und Schreiben brachte sie mir an der Hand der englischen nursery rhymes mit ihren lustigen Bildchen schon im vierten und fünften Lebensjahre bei. Außerdem Singen und — Ballettanzen. Ich war nämlich zufällig zum erstenmal ins Theater mitgenommen worden, als die berühmte russische Tänzerin Bagdanow in Breslau auftrat. Der hatte ich in meiner Begeisterung den Strauß meiner Mutter über die Proszeniumsloge auf die Bühne geworfen, und seit dem Abend stand bei mir fest, daß ich Ballettänzer werden wollte. Ich konnte den Fuß bis zur Nasenspitze meiner Mama emporschleudern und machte mit meinen Tanzleistungen Furore in allen Breslauer Kindergesellschaften.

In meinem sechsten Jahre schrieb ich mein erstes Drama. Ich hatte ein großes Puppentheater bekommen; unter den Dekorationen befand sich ein Prospekt von Neapel bei Nacht mit dem feuerspeienden Vesuv im Hintergrunde. Da hierfür kein passendes Stück vorhanden war, mußte ich mir schon selbst eins schreiben. Das heißt, ich konnte eigentlich noch gar nicht Deutsch schreiben. Darum diktierte ich den größeren Teil der Mutter in die Feder. Immer-

hin wurde dieses Drama — es hieß „Der Hasenfuß", und ich besitze es noch — der Anlaß, daß ich meinen Ehrgeiz daransetzte, möglichst rasch ordentlich und richtig Deutsch schreiben zu lernen, was denn auch ohne Schule glückte. Eine gräßliche Pein waren mir jedoch die Rechenstunden. Ich kapierte furchtbar schwer, und Mama verlor leicht die Geduld. Dann legte sie mich über ihre Knie und walkte mich mit der Reitpeitsche durch. Ich war an der betreffenden Stelle sehr empfindlich, schrie mörderlich und wurde zum Ausbrüllen zwischen die Doppeltüren gesteckt. Ich haßte diese Doppeltüren. Hin und wieder griff dennoch mein Vater mit rauher Hand in die Erziehung ein, zumal wenn ich garstig zu meinen Schwestern war. Dann war Mutter tief beleidigt und verbot mir auf acht bis vierzehn Tage den Verkehr mit meinem Erzeuger. „Don't look at the brute who dared to tutch my darling boy!" Ich entsinne mich aber noch sehr gut, daß ich niemals meinem Vater lange grollen konnte; nicht nur weil seine Püffe lange nicht so schmerzten wie Mamas dünne Reitpeitsche, sondern weil ich immer das Gefühl hatte, meine Strafe ehrlich verdient zu haben, was bei Mutters temperamentvollen Züchtigungen meistens nicht der Fall war.

Ich glaube, ich hätte selbst eine ungerechte Züchtigung meinem Vater nicht lange nachtragen können, denn er hatte mein ganzes Herz gewonnen durch seine Erzählungskunst. Nach Tisch pflegte sich Mama auf einem Ledersofa auszustrecken, Vater saß am Fußende und mußte ihr die Beine reiben, bis sie einschlief, und währenddessen erzählte er mir die ganzen griechischen Götter- und Heldengeschichten. Die deutsche Vorzeit war ja damals, zumal für die Kinderstube, noch nicht entdeckt. Mein Vater war noch ganz in klassizistischen Anschauungen aufgewachsen. So kam es, daß ich mit sechs bis sieben Jahren in der homerischen Welt und auf dem Olymp ausgezeichnet Bescheid wußte und in meinen Spielen mein neues Wissen nachschaffend verwertete. Ich fand einen Gesinnungs-

genossen in dem Söhnchen des Archäologen der Breslauer Universität, und wir zwei Bübchen warfen uns in Chlamys, Chiton und Toga und beschwichtigten durch Opfer den Zorn des Poseidon, bevor wir in die Badewanne gesteckt wurden.

Ich habe noch eine deutliche Erinnerung an die Londoner Weltausstellung im Jahre 1862, an die Chinesen, Japaner, Inder und sonstigen fremdartigen Völker, die im Gewimmel der Besucher durch ihre Tracht und Farbe auffielen und lebendiges Zeugnis ablegten von der weltumspannenden Macht der britischen Industrie und des britischen Handels. Ich sehe noch deutlich vor mir den ausgehöhlten amerikanischen Riesenbaum Sequoia gigantea, in welchem Zimmer in mehreren Stockwerken übereinander eingerichtet waren; die Teppichwebstühle von Axminster, die gewaltigen Dampfmaschinen und nicht zuletzt die köstlichen Rharbarberkörtchen. Auf der Rückreise erkältete ich mich in Berlin, wo wir bei Schinkels in der Bauakademie untergebracht waren, dadurch, daß ich mit meinem Stiefbruder Hans nachts im kalten Zimmer eine Meerfahrt im Hemd darstellte. Die Federkissen waren unsre Schiffe, und wir gehörten zur Gefolgschaft des listenreichen Odysseus. Nach der Heimkehr erkrankte ich am Scharlach. Meine Mutter wich Tag und Nacht nicht von meinem Bette, steckte sich an und war nach wenigen Tagen tot. Sie hatte dringend verlangt, daß man alle Fenster aufreißen und ihr eine lebendige Katze ins Bett geben sollte; aber in Deutschland war man damals noch nicht für frische Luft. Ein Fieberkranker mußte bei festgeschlossenen Fenstern unter dicken Federbetten schmachten und heißen Tee trinken. Die Nachbarfrauen, die alle für die schöne vornehme Dame schwärmten, schleppten alle ihre Katzen herbei; aber die Katzen allein konnten das Fieber nicht mehr ausziehen. Erst neunundzwanzig Jahre alt war die strahlende Frau, als sie ihr Leben für mich lassen mußte.

Ich erfuhr ihren Tod, der im Dezember 1863 erfolgt war, erst im Frühjahr 1864, denn ich war aus dem Scharlach in den Typhus gefallen und hatte monatelang zwischen Leben und Tod geschwebt. Und eines Tags war ich auch wirklich tot. Der Arzt konnte keinen Herzschlag mehr feststellen, drückte mir die Augen zu, kondolierte dem Vater und ging seiner Wege. Er hatte es ganz zuletzt noch mit Moschus versucht, das in der damaligen Medizin etwa die Rolle spielte wie heutzutage die Kampfereinspritzung. Eine Mitbewohnerin unsers Hauses wollte jedoch nicht daran glauben, daß ich wirklich tot sei, und sie schickte zu ihrem Arzt, einem damals sehr angesehenen Homöopathen. Der kam, warf zunächst einmal zornig die Moschusflasche zum Fenster hinaus, und dann redete er mir gut zu, bis ich wieder zum Leben erwachte. Mein Vater mußte wegen Verpestung der Rosenthaler Straße eine Polizeistrafe von drei Talern zahlen; aber so viel war ich ihm noch wert. Ein andrer hätte wohl keine vier Groschen für das Häufchen blassen Elends gegeben, das von mir noch übrig war. Ich mußte mein Leben völlig von vorn anfangen. Laufen, Sprechen, Denken von Grund auf neu lernen. Die Elementarkenntnisse, die mir der Unterricht meiner Mutter beigebracht hatte, waren fast spurlos aus meinem Gehirn weggewischt. Mein Englisch hatte ich vergessen, und die schwachen Beine gaben keinen Ballettsprung mehr her.

Ich kränkelte noch Jahre hindurch. Mit der früheren Raschheit des Erfassens war es auch vorbei; ich lernte langsam und ermüdete leicht. Nur auf der Geige machte ich rasche Fortschritte. Ein englischer Onkel hatte mir ein Instrument geschenkt, als ich kaum sechs Jahre alt war, und ich kam allein ganz gut damit zurecht. Erst jetzt, in meinem achten Jahre, bekam ich regelmäßigen Unterricht. Mein Geiglein mußte mich darüber hinwegtrösten, daß ich bei allen wilden Knabenspielen nicht mittun konnte.

Ich weiß den Tag noch wie heute, als der Vater mir

den lange verheimlichten Tod der Mutter eingestand und wie wir wohl eine Stunde lang zusammen weinten. Es war furchtbar schwer, über den Verlust hinwegzukommen, denn es war alles so anders geworden in unserm Hause. Das Pony, auf dem ich die Mutter bei ihren Ritten begleitet hatte, wurde abgeschafft, der Flügel war so gut wie verstummt, die heitere Geselligkeit hatte aufgehört, denn die Kollegen, die den Vater besuchten, erschienen mir unausgiebig. Der treueste Anbeter meiner Mutter, der Kürassierrittmeister, kam noch fast täglich und saß stundenlang in Vaters Studierstube, fast ohne ein Wort zu sprechen. Er rauchte eine Zigarre nach der andern, seufzte, blickte trüb drein und hatte fast weißes Haar bekommen. Der Vater hatte jetzt mehr zu tun in seinem Amt als früher und war viel auf Reisen, so daß auch das schöne Geschichtenerzählen zu einer seltenen Sonntagsfreude wurde.

Wir Kinder waren jetzt alle im Hause, auch der Stiefbruder Hans. Er wurde mein eigentlicher Erzieher, denn die lange, hagere bebrillte Gouvernante, der wir anvertraut waren, konnte uns schon deswegen keinen Respekt einflößen, weil ihre englische Aussprache zum Lachen und unsre Scheuerfrau ihre Schwester war, die sie aber in Gegenwart von Zeugen als solche verleugnete. Natürlich trieben wir Schindluder mit ihr, selbst mein sanftes jüngstes Schwesterchen. Wie gesagt, mein Bruder sprang in die große Lücke. Ich bewunderte ihn von Herzen und ahmte ihn in allen Stücken nach. Er war erstaunlich frühreif und hochbegabt in den Künsten des Dichtens und des Zeichnens, auch ziemlich musikalisch. Er hatte eine üppig blühende Phantasie und eine außerordentlich leichte Darstellungskunst. Er schrieb Romane und Novellen, die er selbst illustrierte, Dramen in Versen und ließ sich auch herbei, für mein großes Puppentheater Stücke zu verfertigen.

Eines Tags brachte er einen Schulfreund mit ins Haus,

namens Jakob Kornfeld: ein mageres Kerlchen mit einem schwarzen Wollkopf, hektischen Bäckchen, einer speckigen Nase und Schweißhänden. Aber das kleine Jüdchen war fabelhaft musikalisch, sein Eintritt in unser Haus steigerte meinen Hang zur Musik zur glühenden Leidenschaft. Wir veranstalteten Symphoniekonzerte. Die Ausführung lag bei uns dreien. Das Jakößla spielte die erste Geige; er improvisierte tatsächlich viersätzige musikalische Gebilde. Hans Paul steuerte auf einem Harmonium die harmonische Unterlage bei, und ich teilte meinen Eifer zwischen Geige, Trommel, Kindertrompete und Tschinellen. Wir verfertigten auch gemeinsam eine Oper, die selbstverständlich von uns aufgeführt wurde, bevor noch die Tinte der Partitur recht trocken war. In unserm großen Kinderzimmer wurde die Bühne aufgebaut, eine amerikanische Küstenlandschaft. Das steile Ufergebirge war mit außerordentlicher Naturwahrheit vorgetäuscht durch alte Teppichläufer,. wie sie damals aus zusammengewobenen Wollresten hergestellt und überall üblich waren. Diese Läufer verdeckten ein gefährlich wackelndes Gebäude von Tischen, Stühlen und Schemeln. Die blanke Diele war das Meer. Ich landete auf einem Kahn — das war die Kohlenkiste —, kletterte den steilen Hang hinan und sang ganz oben stehend meine Auftrittsarie: „Du schönes Land Amerika, nun bin ich endlich, endlich da!" Dann trat mein Bruder auf, kriegsmäßig bemalt als Indianerhäuptling Wat-uku-zak-chu. Es erfolgte die Landnahme, darauf meinerseits die Frage: „Doch begehrt ihr Branntewein?" Worauf der Häuptling schmunzelnd: „Jnu, inu, das wär' fein!" Anschließend Duett und Pas de deux. Weiter weiß ich nichts mehr von dieser Oper. Jakob Kornfeld auf seiner Geige stellte das Orchester dazu. Die Schwestern und die Dienstboten sahen zu, und die Miß lächelte bei den schönsten Stellen so sauer, als ob ihr der Bandwurm, dessen sie sich erfreute, bereits an der Leber nage.

Wir verzogen dann bald in die Heiligegeistgasse, und

aus den Fenstern unsrer Wohnung im obersten Stock hatten wir einen herrlichen Blick auf die Oder und den Sand mit dem Dom. Es war eine Floßlände zwischen unserm Hause und der Ziegelbastion; da brannten abends die Feuer auf allen Flößen, und die Wasserpolacken sangen ihre Lieder. Ich besuchte die Realschule zum Heiligen Geist, dichtete mit meinem Bruder um die Wette Jambendramen und las unmäßig viel. Mit zwölf Jahren hatte ich den ganzen Goethe verschlungen, bis auf die Farbenlehre und die Metamorphose der Pflanzen. Goethe und Grillparzer waren meine Lieblingsdichter; aber auch Hauff und die damals beliebten Jugendschriftsteller Hoffmann, Nieritz und Horn verschmähte ich nicht. Ich besaß Hunderte von Bändchen dieser fleißigen Herren, so daß ich eine Leihbibliothek für meine Mitschüler aufmachen konnte. Die Lesegebühr betrug wöchentlich einen Silbergroschen; aber es war ein schlechtes Geschäft, denn die Groschen mußte ich meistens stunden, und die Bücher sah ich selten wieder.

Ein wertvoller Gewinn dieser Jahre war jedoch die Schulung meiner Sprechtechnik, die sich der Vater angelegen sein ließ. Ich mußte ihm jeden Sonntag eine Ballade aufsagen, und seine Belehrungen über die Vortragskunst förderten mich so, daß ich es darin schon in sehr jungen Jahren zu einer Art Meisterschaft brachte. Dennoch dachte ich nicht daran, Schauspieler zu werden, weil mir das dramatische „r" nur unvollkommen zu Gebote stand.

Eher schon träumte ich damals davon, Musiker zu werden. Ich hatte bereits von meinem achten Jahre an ein wenig Unterricht in der Harmonielehre genommen und mich selbstverständlich daraufhin sofort an die Komposition von Symphonien für großes Orchester gemacht. Glücklicherweise bewahrten mich des Vaters Spott und meine Selbstkritik davor, mir auf das kindliche Zeug zuviel einzubilden. In London hatte ich meine Mutter oft zu den Unterrichtsstunden bei Manuel Garcia be-

gleitet. Ich durfte, während sie sang, im Vorzimmer mit den artigen Figürchen eines Stierkampfes spielen. Und eines Tags rief mich die Mutter herein, und ich mußte dem Altmeister „God save the Queen" vorsingen. Meine Lungenkraft und meine Unverfrorenheit gefielen ihm; er tastete mit dem Finger meine Gaumenwölbung ab und sagte ganz ernsthaft: „Egli sara un gran Baritono." Neben meinem übertriebenen Sangeseifer waren wohl die Schulkantoren daran schuld, daß ich kein großer Bariton wurde, denn weil ich von klein auf nach Noten singen konnte, mußte ich im Schulchor den Stimmhalter im ersten Sopran machen, bis ich in die Periode des Stimmwechsels kam. Der Gesanglehrer vermißte mich schmerzlich und fragte bei jeder Gelegenheit, ob ich nicht bald wieder mitkun könnte. Schon nach sechs oder acht Wochen Ruhepause führte ich die Schar der jugendlichen Bassisten an, und durch diese Unvernunft gingen alle Hoffnungen auf den „gran Baritono" zum Teufel. Das einzig Solide an meiner regen musikalischen Betriebsamkeit war das Geigenspiel. Im Kriegssommer 1866 konnte ich am Geburtstage meines Vaters bei der Aufführung eines Mozartschen Trios mitwirken und den Geigenpart mit vollem Ton und gutem Geschmack bewältigen.

Der Durchzug der Truppen, die Einquartierung, die Siegesfeiern und auch das traurige Nachspiel des Krieges, die Choleraepidemie in Breslau, sind mir noch in lebhafter Erinnerung. Der gute weißhaarige Onkel Mutzel, jener treue Anbeter meiner Mutter von den Kürassieren, war auch unter den Opfern der gräßlichen Seuche. Und in unserm Hause wurde die Siegesfreude überhaupt dadurch gedämpft, daß wir uns immer noch von alten Zeiten her ein wenig als Österreicher fühlten, und daß im Jahre 1864 so viele reizende österreichische Offiziere in unserm Hause verkehrt hatten, mit denen mein Vater damals von Amts wegen zu tun hatte.

Nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen, Theater-

Intendant zu werden, glückte es meinem Vater endlich im Jahre 1[illegible], in Schwerin in Mecklenburg die Nachfolge seines Kampfbruders von den Heidelberger Westfalen, Grafen zu Dohna, anzutreten. Der Abschied von Breslau wurde mir nicht schwer, denn ich hatte unter meinen Mitschülern so gut wie keine Freunde gefunden; und auch der Abschied von der australischen Miß, die ihrem schlesischen Heimchodden nicht entrissen werden sollte, schmerzte mich keineswegs. Ich träumte davon, künftig jeden Abend im Theater zu sitzen, bald meine eignen Stücke aufgeführt zu sehen und schließlich die Erbschaft meines Vaters auf dem Intendantenstuhl anzutreten.

Es sollte ganz anders kommen.

Die Dame, der unsre Erziehung übergeben wurde, ließ nicht mit sich spaßen. Sie wußte ihren eisernen Willen auch meinem gutmütigen, ganz in seinem künstlerischen Amte aufgehenden Vater aufzuzwingen. Sie war von der strengsten lutherischen Observanz und hatte Familienbeziehungen zu Herrnhutern und andern Sektiererkreisen. Sie glaubte an den Teufel wie einst der Doktor Martinus selber. Alle unsre kleinen und großen Unarten leitete sie aus teuflischer Besessenheit her, und der Teufel war nur mit dem Stock auszutreiben. Es versteht sich, daß das Theater mit allem Drum und Dran ihr ein Greuel, ein Sündenpfuhl war, mit dem unmündige Kindlein keinesfalls in Berührung kommen durften. Sie spielte allerdings Klavier, aber nur das „Wohltemperierte Klavier" von Bach, und rühmte sich stolz, daß sie für das Studium jedes einzelnen Stückes daraus ein Jahr verwandt habe. Ihr Begriff von deutscher Gründlichkeit war für mein quecksilbriges Temperament unerträglich. Ich dankte für den Schneckenritt zum Parnaß und setzte allen ihren Erziehungsversuchen passiven Widerstand entgegen. Einmal verabreichte sie mir bei Tisch wegen schlechter Haltung des Suppenlöffels eine gewaltige Ohrfeige — und wir hatten einen von mir sehr verehrten Musiker zum Gast!

Diese Kränkung reifte in mir einen furchtbaren Entschluß. Ich wartete die Dämmerung ab, packte in meinen Geigenkasten ein Nachthemd und eine Zahnbürste und verließ das Vaterhaus, entschlossen, nicht mehr zurückzukehren, solange die fromme Megäre darin zu befehlen hätte. Ich ging zu meinem Freunde Hans Wachenhusen, und wir musizierten zusammen bis in die Nacht. Er ließ mich auf dem Sofa schlafen; aber seine Eltern verrieten meinem Vater das Versteck, und ich wurde heimgeholt. So schwer es dem Guten wurde, sich mit der „bitteren Mandel" — diesen Spitznamen hatten wir unsrer Teufelsaustreiberin gegeben — auf einen Streit einzulassen, mußte er doch einsehen, daß er mich nicht schutzlos den Grundsätzen der Dame preisgeben dürfe. Er verfiel auf den Ausweg, mich dem Doktor Berthold Volz, meinem damaligen Schweriner Privatlehrer, der Ostern 1868 nach Mühlhausen i. Thür. versetzt wurde, anzuvertrauen.

Am Tage ehe ich mit meinem Mentor das Haus verließ, gab es eine hochdramatische Szene. Doktor Volz und mein Geigenlehrer, der Hofkonzertmeister Jahn, waren zum Essen eingeladen. Mein englischer Großvater Thomas du Boulay Esquire war auch gerade zum Besuch bei uns. Er hatte einen Narren gefressen an meiner älteren Schwester und hielt das Mädel auf seinem Schoß, als die bittere Mandel ins Zimmer trat und das achtjährige Kind anschrie: „Pfui, schämst du dich nicht? Es schickt sich nicht für ein Mädchen, Herren auf dem Schoß zu sitzen." Den erregten Widerspruch des alten Herrn beachtete sie nicht, sondern begann mit aller ihr innewohnenden Energie Kölnisches Wasser in die Stube zu spritzen, um eine duftende Atmosphäre für die erwarteten Gäste zu schaffen. War es Zufall oder Absicht, der gekränkte Großvater bekam einen tüchtigen Spritzer davon in die Augen. „Wretched ass! You have burnt my eye." Er brüllte vor Schmerz. Vater vermochte ihn nicht zu

beschwichtigen: die Gouvernante sollte Abbitte leisten, oder er werde uns alle enterben. Aber die bittere Mandel erklärte mit eisiger Ruhe, sie werde nicht eher ein Wort der Entschuldigung von sich geben, bevor der verbrannte Greis das „Wretched ass" zurückgenommen hätte. Das tat er nicht. Er packte seinen Koffer, fuhr zu Schiff nach England und — enterbte uns.

Es begannen meine Wanderjahre. Doktor Volz war nicht nur ein tüchtiger Lehrer, sondern auch ein zielbewußter Streber. Er machte eine glänzende Karriere und wurde mit einunddreißig Jahren schon Gymnasialdirektor. Alle zwei Jahre machte er einen Sprung vorwärts. Im Jahre 1870 von Mühlhausen i. Thür. nach Halle, und im Jahre 1872 von Halle nach Wittstock in der Priegnitz. Und da mein Vater nichts Besseres mit mir anzufangen wußte, ließ er mich mitspringen. Anfänglich bekam mir die Verbannung aus dem Vaterhause recht gut. Meine Gesundheit kräftigte sich in dem netten alten Landstädtchen mit der anmutigen Umgebung, und mein flackernder Geist wurde auf einfachere Freuden hingelenkt. Ich machte gute Fortschritte in der Schule, so daß ich ordnungsmäßig mit zwölf Jahren die Tertia erreichte. Unser Direktor war der prächtige Wilhelm Osterwald, ein Dichter, ein frommer Naturschwärmer, hinreißender Redner und obendrein ein Mann, dessen Seele sein Äußeres geprägt hatte. Er sah nicht aus wie ein Schulmeister, sondern wie ein Dichter und Prophet. Und damit hatte er mein ganzes Herz gewonnen.

Das Beste an Mühlhausen war aber schließlich doch wohl der Umstand, daß es in Thüringen lag, und daß ich in allen Ferientagen von da aus nach unserm Gute, Kalbsried in der Goldenen Aue, hinüberflitzen konnte.

Dort hauste Winter und Sommer die Exzellenz Großmama mit ihrer einzigen unvermählt gebliebenen Tochter. Das Schloß war ein großer plumper quadratischer Kasten, von allen Wänden schauten unsre Ahnen

aus verblichenen Goldrahmen, ehrwürdig nachgedunkelt, auf die drei lebenden Geschlechter herab. Meine Großmutter schlug für mich die Brücke aus dem neunzehnten in das achtzehnte Jahrhundert. Sie war 1797 geboren und ein ganz junges Mädchen, als der viel ältere Großvater, damals schon General, sie heiratete. So bekam sie von ihm eine lebendige Anschauung aller deutschen Verhältnisse vom letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an überliefert und übertrug auf uns Enkel solche Wissenschaft, bereichert durch ihr eignes Leben. Das war ein wundervoller Anreiz für meine Phantasie. So leicht das schöne Ölbild der Großmutter aus ihrer Brautzeit es mir machte, sie mir im weißseidenen Empiregewand bei der Hoftafel Friedrich Wilhelms III. vorzustellen, so lebendig wurde mir durch ihre Erzählungen die Zeit der Napoleonischen Kriege, des Wiener Kongresses, des Frankfurter Bundestags, bei dem mein Großvater lange Jahre hindurch Gesandter gewesen war, und schließlich auch der unruhigen vierziger Jahre, die der Großvater nicht mehr erlebt hatte.

Die Exzellenz selbst war im Alter freilich eingelaufen und ausgerundet, aber immer noch eine überaus ehrwürdige und vornehme Erscheinung. Ihr Gedächtnis war ungetrübt und ihr Geist hell lebendig. Sie war eine württembergische Generalstochter gewesen und hatte wohl kaum jemals kühne Aufflüge über die Atmosphäre der üblichen standesgemäßen Anschauungen hinaus unternommen; aber die lange Ehe mit einem ungewöhnlichen Manne und der stete Verkehr mit den Größten und Besten ihrer Zeit waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen. War sie doch stets der Mittelpunkt einer glänzenden und überaus anregenden Geselligkeit gewesen! In dem gastfreien Hause des Generals Wolzogen in der Lennéstraße in Berlin verkehrten die Humboldts, die Gebrüder Grimm; Ernst Curtius war als ein junger Mann Hauslehrer, und auf kurze Zeit auch der wilde

Feuerkopf Karl Sand, der Mörder Kotzebues. Und in Frankfurt a. M. hielt die Frau Generalin einen musikalischen Salon, in dem Karl Maria von Weber, Jacques Rosenhain und Felix Mendelssohn sich häufig hören ließen. Sie spielte noch in ihren siebziger Jahren so flüssig Klavier, daß ich mit ihr einen großen Teil der Kammermusik der Mozartschen Zeit durcharbeiten konnte. Sie benutzte ihren alten Streicher-Flügel auch, um über trübe Stunden und ärgerliche Aufregungen hinwegzukommen. Dann phantasierte sie und sang dazu Arienfragmente, denen sie den Umständen angemessene Texte unterlegte. Zum Beispiel wenn der alte Diener Hornickel sie durch seine Dummheit geärgert hatte, so fegte sie über die Tasten und sang dazu in den höchsten Tönen: „O dieser Hornickel, was ist er für ein Esel! Er ärgert mich zu Tode!" Am Morgen mußten wir Enkelkinder beim Lever der Frau Großmama zum Baise-la-main antreten, und abends nach der Andacht, die sie immer ausgiebig und eindringlich mit dem gesamten Gesinde verrichtete, mußten wir wieder „Bonne nuit, ma chère grande-mamman" sagen, und bekamen dann jedes seinen Messingleuchter mit der Unschlittkerze und der Lichtputzschere ausgehändigt. In dem düsteren Bogengang des Parkes ging der Geist des Gatten der Charlotte von Kalb um, der sich dort ums Leben gebracht hatte. Und die neunzigjährige alte Sommern erzählte noch schaudernd, wie in demselben Bogengang der Herzog Karl August und der Herr Geheimbderat von Goethe mit Pistolen nach der Bibel geschossen hätten. „Ja, ja, junger Herr, das war Sie e feiner Mann, aber der glaubte Sie doch an nischt. Wie de Heiden haben se's getrieben, der Goethe, der Herzog und die Frau von Jagemann, wenn sie aus Heygendorf rübergemacht kamen bei unse gnäd'ge Frau von Galb."

So spukte aus Schloß und Garten von Kalbsried eine große Vergangenheit in meine noch kindlich einfache

Gegenwart hinein. Zum ehrfürchtigen Erschauern war meine Seele nicht geschaffen, wohl aber zu begierigem Aufsaugen alles Bildhaften, Eindrucksvollen, Anekdotischen, im Ernst wie im Spaß Charakteristischen.

Und noch einen andern Gewinn brachte mir der häufige Aufenthalt auf dem Schlosse meiner Väter. Es war unser guter alter Pastor loci Theodor Thieme, der Sohn eines bedeutenden, originellen, aber heute vergessenen Dichters, August Thieme, der mir den Blick für die Kleinwelt der Natur auftat. Pastor Thieme war nämlich ein ausgezeichneter Kenner der Insekten und der Pflanzen. Er regte auch mich bei unsern Spaziergängen in Wald und Feld zum Sammeln an, und ich brachte es wirklich in einem Jahre zu einer stattlichen Käfersammlung und zu guten Kenntnissen in der Botanik und der Entomologie. Meine Geschicklichkeit im Basteln leitete dann später meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen auch auf das Gebiet der Physik und Chemie über. Ich baute mir alle möglichen elektrischen Apparate und Maschinen und braute in meinen Retorten giftige und übelriechende Gase, die mich nicht genierten, weil während meiner großen Krankheit auch mein Geruchssinn zum Teufel gegangen war, meine Hausgenossen dagegen des öftern in Angst und Schrecken versetzten. Diese neue Leidenschaft war Jahre hindurch so stark, daß ich nur noch selten Dramen dichtete und gar nicht mehr komponierte. Hingegen faßte ich den Entschluß, die Luftdroschke zu erfinden, zum mindesten aber dereinst mein Brot als Professor der Physik, Chemie oder Biologie zu verdienen. Wenn nur die verwünschte Mathematik nicht gewesen wäre, die nach dem Urteil aller mir maßgebenden Leute unerläßlich sein sollte zur praktischen Verwertung jener Wissenschaften!

Die Mathematik wollte durchaus nicht in meinen Schädel hinein, und sie trug die Hauptschuld an der schlimmsten Panne, die ich während meiner Schülerlaufbahn erlebte. Als ich nämlich zu Ostern des Jahres 1870 mit meinem

Doktor Volz den Sprung von Mühlhausen nach Halle a. d. Saale mitmachte, ließ man an der lateinischen Schule mein Tertianerzeugnis nicht gelten, sondern unterwarf mich einer Aufnahmeprüfung, bei der ich gründlich durchrasselte. Latein: kaum ziemlich befriedigend; Mathematik: gänzlich ungenügend. Ich mußte wieder nach Quarta zurück, d. h. also, ich verlor anderthalb kostbare Jugendjahre und damit sehr bald auch die Lust an der Schule überhaupt. Ich wohnte in dem altberühmten Pädagogium der Frankeschen Stiftungen, besuchte aber die Klassen der Latina, einer Schule, die immer noch in pietistischem und formalistischem Geiste geleitet wurde. Das Schülermaterial wies ungewöhnlich viele Duckmäuser, ängstliche Streber und Spießerseelen auf, denn es stammte aus kleinen Bürgerkreisen, welche die materielle Not zwang, die Erziehung ihrer Kinder der Wohltätigkeit anheimzugeben. Auf dem Alumnat herrschte ein übler Pennalismus, Angeberei, roher Mißbrauch körperlicher Überlegenheit, Gesinnungsschnüffelei und instinktive Feindseligkeit gegen alles Freie, Leichte, Vornehme. Ich fühlte mich trostlos vereinsamt und gänzlich fehl am Ort in solcher Umgebung.

Wenn nicht unser Geschichtslehrer Prof. Ewald gewesen wäre, bei dem ich immer „vorzüglich" hatte, und ein paar nette Jungens unter den Extraneern, so wäre ich gänzlich verzweifelt. So zog ich mich in meine chemische Küche zurück, wehrte die unsympathische Außenwelt mit Chlor- und Schwefelwasserstoffdämpfen von mir ab, las und träumte und zahlte den mir unsympathischen Lehrern den Ärger, den sie mir bereiteten, durch lausbubenhafte Unverschämtheit heim.

Da war besonders der Lehrer für Deutsch und Religion, der sich die Verachtung aller anständigen Buben zugezogen hatte, aus Gründen, die ich nicht weiter erörtern will. Nicht nur war sein Äußeres abschreckend, seine Manieren ordinär, sondern er war auch ein miserabler Lehrer.

Selbstverständlich konnte er sich mit allem Toben, Strafen und Anzeigen keinen Respekt verschaffen, denn die Jugend hat einen schier untrüglichen Spürsinn für die Lauterkeit der Seele, für ächte Würde und ächtes Wissen, sie beugt sich freudig vor jeder bedeutenden Persönlichkeit. Die aufgeblasenen Nichtse aber, die Schwächlinge und die unsauberen Geister peinigt sie mit brutaler Grausamkeit. Es verging kaum eine Stunde bei Doktor Klops ohne daß von seiten der kecken Jungen ein Unfug verübt worden wäre. Einmal schrieb Doktor Klops ins Klassenbuch: „Ein auf der linken Seite der Klasse befindliches räudiges Schaf störte bei meinem Eintritt durch Ungebühr." Wir schickten eine Deputation zum Rektor, um uns über die Bezeichnung „räudiges Schaf" zu beschweren. Der Rektor kam und entschied: „Räudiges Schaf ist ein biblischer Ausdruck. Ein biblischer Ausdruck kann dumme Jungen nicht beleidigen." Bezeichnend für den Geist, der damals an der Latina herrschte! Ich hatte es mir zur besonderen Aufgabe gemacht, den Rektor Klops durch meine deutschen Aufsätze zum Narren zu halten. Ich ging z. B. Geldwetten ein mit meinen Mitschülern, daß ich meine Arbeit mit irgendwelchen, von ihnen mir aufgegebenen Worten anfangen wolle. Und nun begann ich einmal einen Aufsatz über irgendein Thema aus „Wilhelm Tell" mit den aufgegebenen Worten: „Wenn das Hippopotamos im letzten Strahl der Abendsonne im Nil saust usw." Ein andermal machte ich mir den Spaß, einen ganzen Aufsatz in Hexametern zu schreiben, die aber nicht in Zeilen abgeteilt waren und dabei ungeheuerlich lange daktylisch bewegte Worte bildeten, wie z. B.: „Im erdbeersuchendeknabendurchwimmelten Laubwald." Hatte sich der verhaßte Klops über solchen milden Unfug schon maßlos erbost, so geriet er vollends aus dem Häuschen, als ich ihm eines Tags einen Aufsatz in streng phonetischer Schreibung ablieferte, also: Vieh = Fi, Floh = Flo usw. Darüber hatte ich eine Vorbemerkung gesetzt, in der ich den freundlichen Leser

darauf aufmerksam machte, daß ich mich zu den Grundsätzen des Prof. Schleicher in Jena bekehrt habe und meine neue Rechtschreibung darum nicht etwa von meiner Unwissenheit, sondern vielmehr von meiner wissenschaftlichen Überzeugung eingegeben sei. Natürlich verklagte mich der Klops beim Rektor, und der Rektor pfiff mich an: „Ach was, Professor Schleicher hin, Professor Schleicher her! Sie sind ein unverschämter Bursche, gehen Sie in den Karzer." Dreimal mußte ich jenes Klopses wegen brummen; aber ich erlebte noch die Genugtuung, ihn mit Schimpf und Schande weggejagt zu sehen.

Mit Beginn des Jahres 1870 ging ich zum Pastor Seiler in den Konfirmandenunterricht. Pastor Seiler war ein gewaltiger Gottesmann. Als eines Tags im Pastorat die Esse gekehrt wurde, rief der Kaminfegermeister von oben in den Schlot hinein dem Lehrbuben zu: „Seil her! Seil her!", worauf der Pfarrer prompt auf die Knie fiel und inbrünstig erwiderte: „Herr, dein Knecht höret." Das Geschichtchen war selbstverständlich dem Namen Seiler umgehängt und frei erfunden worden, aber Pastor Seiler blieb deswegen doch ein sehr beliebter Prediger, der immer eine volle Kirche zu seinen Füßen sah. Er nahm es auch mit dem Konfirmandenunterricht sehr ernst und hatte mit diesem Ernst selbst bei meiner spottlustigen Veranlagung Erfolg. Obwohl ich aus einer überaus frommen Familie stammte, hatte ich bisher in dem protestantischen Gottesdienst niemals eine wirkliche Erbauung gefunden, sondern mich auf die Seite meines Vaters geschlagen, der die Frage der Religionsübung durchaus mit aristokratischer Nonchalance behandelte. Wenn er in seinen Ferien in Kalbsried war, besuchte er jeden Sonntag die Kirche, weil das zu den überlieferten Pflichten des Landadels gehört; und es machte ihm das größte Vergnügen, Pastoralkonferenzen und Synoden zu besuchen und durch vertrackte Einwürfe die Geister gegeneinanderzuhetzen. Seine Erbauung bezog er aus der Natur und aus der Kunst. Ich

war durch mein früh geübtes klassisches Heidentum noch so stark antichristlich in meiner Gesinnung, daß ich mich erst überhaupt gegen die Konfirmation sträubte; aber da mein Vater die Sache auf die leichte Achsel nahm und sagte: „Es tut ja nicht weh! Laß dich emal verkonfermieren, mei Söhnechen, wo's am billigsten ist", so beschloß ich, mich zu fügen und bei der Gelegenheit meine verstandes- und gemütsmäßige Stellung zum Christentum einmal zu revidieren.

Ich hatte in Halle eine Tante wohnen, deren ganzer Lebensinhalt die Religion war. Die leidenschaftliche Inbrunst ihrer Überzeugung nötigte auch mir Ehrfurcht ab; aber die oftmals geradezu konvulsivischen Äußerungen ihres rastlosen Ringens mit Gott flößten mir Angst ein, und der buchstabengläubige, unfrohe, ja ich möchte sagen tückische Pietismus an den Frankeschen Stiftungen war mir geradezu widerwärtig. Dem Pastor Seiler gelang es, wie gesagt, dennoch, meinen inneren Widerstand zu überwinden und mich dazu zu bringen, nicht nur seinen Unterricht, sondern überhaupt die Frage des Glaubens ernst zu nehmen. Ich las sehr viel in der Bibel; aber ich weiß heute nicht mehr zu sagen, ob es mir damals schon zum Bewußtsein kam, daß es weniger die religiösen Werte dieser Lektüre waren, die mich anzogen, als vielmehr die orientalische Bilderpracht der alttestamentlichen Poesie und die dramatische Brutalität des Geschehens in den Geschichten der Könige und der Propheten. Die Gestalt des Heilands wurde mir lieb und ehrwürdig; ich faßte den ernsten Vorsatz, den Forderungen der Bergpredigt nachzuleben. Aber ein inbrünstiges Erlösungsbedürfnis verspürte ich nicht, und die Lehre von der Erbsünde wollte mir durchaus nicht einleuchten. Da es mir unmöglich war, meinen Verstand den Glaubensartikeln blindlings unterzuordnen, schwieg ich, um mich nicht eines Falscheides schuldig zu machen, vor dem Altar still auf die Fragen, die ich nicht aus Überzeugung mit Ja beantworten konnte.

Mein frommer Eifer verrauchte schon bald nach der Konfirmation, und daran trug wohl die Hauptschuld die vaterländische Begeisterung, die in dem Siegesjahre 70/71 die ganze deutsche Jugend erfaßte. Wir sahen bei dem großen Apell in Halle die Veteranen der Befreiungskriege in ihren wunderlich steifen und dabei phantastisch schnörkelhaften Uniformen antreten. Wir sahen in vielen klaren Winternächten das Nordlicht am Himmel aufflammen, das wie eine Kundgebung Gottes für unsre deutsche Sache wirkte. Wir trieben uns bis in die späte Nacht auf dem Bahnhof umher, um die Züge der Gefangenen mit brennender Neugier abzufassen. Turkos, Zuaven, Chasseurs d'Afrique, Spahis, und wie jene malerischen Truppen alle heißen mochten, verschlangen wir mit bewundernden Augen und waren glücklich, wenn wir unser bißchen Französisch bei ihnen anbringen konnten. Unsre verwilderten, unansehnlichen eignen Soldaten mit den geschwärzten Helm- und Koppelbeschlägen, die diese französischen Menageriekäfige bewachten, mußten sich mit flüchtigen Äußerungen herablassenden Wohlwollens begnügen. Und so wie wir Knaben trieben es — leider! — auch die Erwachsenen damals. Die Weiber sogar noch viel schlimmer. Wir hatten in Schwerin auf einer Insel des großen Sees ein Gefangenenlager, das den ganzen Tag von Besuchern überflutet war. Es ist für uns, die wir den furchtbaren Ernst des Weltkrieges erlebten, kaum glaublich, wie würdelos das deutsche Volk sich damals dem besiegten Gegner gegenüber verhielt. Die Herren Franzosen wurden überschüttet mit Gaben und dermaßen verwöhnt, daß sie sich bald Frechheiten über Frechheiten herausnahmen, aber der deutsche Spießer lächelte dazu, und die Tochter des deutschen Spießers fühlte sich geehrt durch die Zudringlichkeiten der Rothosen. Die Herren Offiziere wohnten in den besten Hotels der Stadt, gingen in der guten Gesellschaft als gerngesehene Gäste aus und ein und richteten Verheerungen unter der Weiblichkeit an.

Unser Siegesjubel war freilich ehrlich; aber es war in unsrer lauten Begeisterung mehr befriedigte Eitelkeit als würdig stolzes Selbstbewußtsein. Wir empfanden mit heimlicher Beschämung, daß unsre plumpen, derben pommerschen Musketiere neben den schlanken, beweglichen Piou-Pious schlechte Figur machten. Die weltmännische Lässigkeit der Haltung der gefangenen Feinde empfanden wir als Ausdruck einer bedeutenden Kulturüberlegenheit. Unsre Stellung diesen Gefangenen gegenüber war etwa die eines reichen Emporkömmlings, der vermittels seines Geldes einem wahren grand seigneur seine Dienerschaft abspenstig gemacht hat und nun bemüht ist, in aller Heimlichkeit von dieser Dienerschaft vornehme Haltung und gute Manieren zu erlernen. Der Franzosenkrieg von 70/71 sah zum erstenmal alle deutschen Stämme bei der rauhen Kriegsarbeit vereinigt; aber damit war noch nicht ein selbstverständliches stolzes Deutschbewußtsein gewonnen, das auch der friedlichen Betätigung ein neues Gepräge gegeben hätte. Vielmehr ist dieses Bewußtsein erst langsam herangereift in den vierzig Jahren nach dem Kriege, genährt durch den Stolz auf den ungeheuren Aufschwung deutscher Kraft in Wissenschaft, Kunst, Gewerbe und Handel. Und doch haben auch die vierzig Friedensjahre nicht genügt, um uns die letzten Geschmacklosigkeiten aufgeblähter Eitelkeit abzugewöhnen und äußerlich wie innerlich die würdige Haltung geborener Führer und Herren uns anzueignen. Das ist einer der Hauptgründe, weshalb wir in aller Welt so wenig beliebt waren. Erst das unsagbare Leid und die heldenhafte Kraftanstrengung des Weltkrieges haben unserm Deutschbewußtsein die höheren Weihen verliehen. Aber das Hochziel haben wir doch noch lange nicht erreicht: es wird immer unsre vornehmste Aufgabe sein müssen, uns zur schlichten Vornehmheit emporzuarbeiten; dann wird uns die Liebenswürdigkeit von selbst zufallen.

Im Jahre 1872 machte mein Mentor seinen zweiten Sprung, indem er als Direktor an das Gymnasium zu Wittstock in der Priegnitz berufen wurde. Ich ging recht gern mit, denn an Halle hatte mir nichts gefallen als die Nähe von Kalbsried. Das kleine Tuchmacherstädtchen in der märkischen Sandbüchse mit den hübschen alten Wallanlagen und der Kiefernheide hatte dafür den großen Vorteil, nicht weit von Schwerin zu liegen. Und in Schwerin war's jetzt für mich gut sein, denn die Schwestern waren samt der Bitteren Mandel aus dem Hause, und der Vater führte mit einem Diener in einer kleinen Mietetage ein Junggesellenleben.

Erst jetzt ging mein Traum von 67 in Erfüllung. Ich durfte jeden Abend ins Theater gehen, interessante Proben mitmachen, nach Herzenslust mit wirklichen Künstlern musizieren, meinen Geschmack, mein Urteil unter der Leitung eines inniggeliebten Vaters verfeinern und vertiefen. Er hatte um jene Zeit Grabbe und Ibsen entdeckt und war selbst einer der ersten, der Ibsens „Kronprätendenten" aufführte und sich eifrig darum bemühte, eine bessere Versübersetzung des „Brand" zustande zu bringen, als man damals besaß. Eine sehr gescheite norwegische Sängerin half ihm bei der Arbeit, und ich durfte auch meinen jugendlichen Senf dazu geben. Auch Vaters eifriges Bestreben, den wilden Grabbe bühnenmöglich zu machen, erfüllte mich mit leidenschaftlicher Teilnahme. Ich scheute mich nicht, dem brüchigen, alkoholischen Genie einen Platz nahe bei meinem vergötterten Shakespeare anzuweisen, und fühlte mich persönlich gekränkt, daß das Schweriner Wagnis der Aufführungen von „Don Juan und Faust" und der Hohenstaufen-Dramen gar keine Nacheiferung im Reiche fand.

Meinen Weg sah ich jetzt schon klar vor mir: ich mußte auch einmal Theaterleiter werden. Die Talente, die meinem Vater auf der Höhe seines Lebens zu seinem Schweriner Posten verholfen hatten, besaß ich auch, mit Ausnahme

seiner Sangeskunst. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich mir dessen ohne Eitelkeit bewußt war, weil ich das als Sohn meines Vaters als etwas einfach Selbstverständliches empfand. Dagegen war ich mir über meine dichterische Begabung noch durchaus im unklaren. In der epischen Prosa hatte ich mich noch gar nicht versucht, meine Lyrik war unbeträchtlich, Dramen jedoch verfaßte ich immer noch mit Leidenschaft. Ich las sie dem Vater vor, obwohl ich eine Heidenangst vor seinem gutmütigen Spott hatte. Er konnte mich furchtbar kränken durch die Verulkung meiner Muse; aber mein Vertrauen in sein reifes Urteil war doch so groß, daß ich nach Überwindung der ersten grausamen Enttäuschungen mir immer wieder sagte: der Mann hat doch vielleicht recht. Und wenn ich erst so weit war, dann brachte ich es auch fertig, dicke Manuskripte in den Ofen zu stecken.

Ich begann allmählich meiner musikalischen Begabung mehr zuzutrauen als meiner dichterischen, schon weil ich in bezug auf die Musik die väterliche Überlegenheit nicht mehr anerkenen konnte. Mein Vater war noch so mit Mozart und der ersten Romantik verwachsen, daß er schon den späteren Beethoven nicht mehr zu schätzen vermochte und gar in Wagner den Vernichter aller edlen Form, den gefährlichen Anarchisten sah. Obwohl er, nach dem Vorgange des Münchner Hoftheaters, der erste deutsche Theaterleiter war, der die „Walküre" zur Aufführung brachte und damit Schwerin zu einem Wallfahrtsort für das ganze wagnerianische Norddeutschland machte, so blieb er doch bis an sein Lebensende dieser neuen Musik des leidenschaftlichen Ausdrucks mit ganzer Seele abgeneigt, und das Höchste, was man ihm von Anerkennung abnötigen konnte, war das Zugeständnis, daß im „Tannhäuser" und „Lohengrin" einige schöne Stellen seien! Mir dagegen war durch meinen Bruder, der schon damals unter fast völliger Verzichtleistung auf alles eigne Schaffen sich mit der Demut eines frommgläubigen Apostels in den

Dienst der Wagnerschen Sache gestellt hatte, in jenen Jünglingsjahren das Verständnis Wagners nahegebracht worden.

Übrigens bekam ich durch den Wittstocker Stadtorganisten recht guten und förderlichen Unterricht in der musikalischen Theorie und komponierte fleißig drauflos, ohne mich, wie in meinem neunten Lebensjahre, auf waghalsige Unternehmungen einzulassen. Ich war, wenn ich mich recht erinnere, neunzehn Jahre alt, als ich dem Vater meinen festen Entschluß verkündete, die Schule zu quittieren, um Musiker zu werden. Ich hatte Blut geleckt, denn der liebenswürdige erste Kapellmeister der Schweriner Hofoper hatte mir einmal eine Ouvertüre meiner Feder durch das Hoforchester spielen lassen, unter meiner eignen Leitung. Ich konnte mir kein höheres Glück erträumen, als Kapellmeister zu werden. Mein Vater verweigerte mir nachdrücklich die Erlaubnis, von der Schule abzugehen, wollte mir aber gestatten, meinem Drange zu folgen, wenn ich mein Abiturientenexamen gemacht und mir das Zutrauen Alois Schmitts zu meiner Begabung erworben haben würde. Dieser Hofkapellmeister Alois Schmitt war der beste Freund meines Vaters und ein ganz vortrefflicher Musiker, allerdings in dem Bannkreis Schumanns und Mendelssohns, seiner Lehrmeister, steckengeblieben. Er nahm meine Arbeiten gründlich mit mir durch, sprach mir auch Begabung nicht ab, warnte mich aber mit väterlichem Ernst eindringlich davor, die Musik zu wählen, und zwar hauptsächlich, weil er es für ausgeschlossen hielt, daß ich die technischen Fertigkeiten, die für das Handwerk des Kapellmeisters unerläßlich sind, noch erlernen würde.

Ob meine ehrliche Musikbegeisterung oder mein noch ehrlicherer Abscheu vor der Schule den größeren Anteil an meinem damaligen schweren Herzeleid trug, das vermag ich heute nicht mehr zu entscheiden. Mein Verhältnis zum Gymnasium war sonderbar genug. Durch die

Zurückversetzung auf der Halleschen Latina war ich für meine Klasse um anderthalb Jahre zu alt geworden und obendrein noch den sämtlichen Mitschülern an allgemeiner Bildung begreiflicherweise sehr weit voraus. Von den Lehrern konnte mir kein einziger etwas Besonderes geben; sie waren alle anständige, in ihrem Fache tüchtige Leute, aber zumeist trocken, langweilig und unfähig, Begeisterung für den Gegenstand ihres Unterrichts zu erwecken.

Seit ich in meinem neunten Jahre zum letztenmal längere Zeit in England gewesen war, hatte ich die Sprache neben dem Deutschen behalten und diese Kenntnis dazu benutzt, mich, etwa von meinem sechzehnten Jahre an, eingehend mit der englischen Literatur zu beschäftigen. In meinem neunzehnten Jahre hatte ich die Sommerferien zu einer Rundreise bei meinen englischen Verwandten benutzen dürfen. Die vier Wochen hatten genügt, mich auch im Sprechen wieder in Übung zu bringen.

Ich sah damals die englischen Dinge doch schon erheblich kritischer an als in meiner Kinderzeit. Meine Onkel und Tanten lebten meistens auf dem Lande und in sehr guten Verhältnissen. Eine ältere Schwester meiner Mutter, eine entzückende Dame, die, wie alle du Boulays, das Geheimnis ewiger Jugend zu besitzen schien, hatte einen taubstummen, berufslosen Gentleman zum Manne, dessen Eltern ein herrliches Schloß mit prachtvollem Park besaßen. Meine Bäschen waren wunderhübsche Mädelchen, die auf den wildesten Ponys ohne Sattel im Herrensitz herumjagten, in Sammetkleidern und offenen Haaren. Und mein Großmütterchen lebte auch noch bei ihnen. Es war so klein und leicht und zart geworden, daß ich es auf meinen Armen die Treppe hinauf und hinunter zu tragen vermochte. Ein andrer Onkel war Landpfarrer und seine Pfarrei ein altes Tudorschloß, ganz mit Efeu überwachsen. Es ging da viel vornehmer zu als bei uns daheim bei manchem Grafen. Zum Diner erschien der nahezu achtzig Jahre alte Herr nie anders als im Frack und weißer

Binde, und seine siebzigjährige Gattin ausgeschnitten und mit reichem Schmuck. Dabei war bei Tisch niemand anwesend als sein Sekretär; ein ehrfurchtgebietender „butler", das ist Haushofmeister, wartete auf. Nach Aufhebung der Tafel blieb der alte Herr noch sitzen und trank mit dem Sekretär ein Glas Sherry, wie das unverbrüchliche englische Sitte ist. Der alte Herr hatte sich längst vom Amte zurückgezogen; wozu er einen Sekretär brauchte, war mir unerfindlich. Der butler hatte auch nichts zu tun als zu repräsentieren. Ich wurde bei den Nachbarn herumgefahren und überall als „my nephew, the Baron" vorgeführt. Bei Gelegenheit von garden-parties und sportmeetings aller Art lernte ich eine Menge Mannsen und Weibsen kennen. Die Behaglichkeit des englischen Heims, die schöne Harmonie des ganzen Lebensstils, die Sicherheit der persönlichen Haltung, die Freiheit der Umgangsformen zwischen den Geschlechtern, das Fehlen der steifen Bekomplimentiererei und Betituliererei, alle diese in Fleisch und Blut übergegangenen Errungenschaften einer stolzen alten Kultur entzückten mich. Während auf der andern Seite die Uniformität, nicht nur der Manieren, sondern auch der Anschauungen und Gesinnungen sowie die geistige Anspruchslosigkeit mich in Erstaunen versetzten. Alle diese scharmanten Menschen, die mir, als einem halben Engländer, weit weniger zugeknöpft entgegentraten als sonst einem Ausländer, redeten und dachten fast genau das gleiche. Mit jungen Männern meines Alters war schon damals nur über Sport zu reden. Einer meiner Verwandten, der Gescheiteste von allen, war Rektor eines großen, vornehmen Knabenalumnats in Wincheſter. Daß ich die lateinischen und griechischen Sprüche, die dort über den Türen angebracht waren, ohne weiteres lesen und verstehen konnte, erregte sein größtes Erstaunen, wogegen ich meinerseits nicht dahinterkommen konnte, was seine Schüler, diese prachtvoll gesunden, vornehmen Jungen, außer der Fertigkeit im Kricket und Fußball eigent-

lich von der Schule profitierten. Der Rektor aus dem Tudorschloß sagte mir einmal auf meine erstaunte Frage, weshalb wir bei unsern Besuchen in der Nachbarschaft an dem schönsten alten Besitz immer vorüberführen: „Impossible to go there, the man is an unbeliever, you know." Wie alle englischen älteren Damen, die ich kennenlernte, war es auch für meine hochintelligente Tante in Toddington Manor das höchste der Gefühle, von der alten Duchess of Bedford eingeladen zu werden, obwohl diese Würdenträgerin von mumienhafter Langerweile war. In den Büchereien meiner Verwandten fand ich überall nur einen Familien-Shakespeare, und als ich einmal in Gesellschaft „Childe Harolds Abschied" von Byron deklamieren wollte, flüsterte mir der Oheim zu: „You better don't mention Lord Byron — he was a wicked man, you know." Ich beobachtete mit Erstaunen, wie alle diese nichtstuenden Damen sämtliche neu erscheinenden Romane lasen, ohne eine Spur von literarischem Interesse oder gar Urteil. Wie sie für jede musikalische Leistung, auch für das jämmerlichste Gestümper, ihr ewiges „Charming! Lovely! We enjoyed it immensely!" und dergleichen bereit hatten, wie sie alle, Mannsen und Weibsen, Sonntags in die Kirche liefen und sich die Kinnbacken vor Langerweile verrenkten, ohne daß ihnen die Religion etwas andres als eine Forderung des gesellschaftlichen Anstandes bedeutet hätte, und wie sie so prächtig auskamen ohne Beruf, ohne Weltanschauung, ohne selbsterworbene Überzeugung. Ich begriff nicht, wie dieses Volk jemals hatte imstande sein können, seine großen, weltbedeutenden Dichter und Philosophen hervorzubringen. Einen jungen Vetter fragte ich, was er schon von Shakespeare gelesen habe. Er erwiderte entrüstet: „What — bless you! —, Shakespeare! No decent English boy reads Shakespeare. Shakespeare is bush."

Von diesem englischen Ausflug zurückgekehrt, warf ich mich mit erneutem Eifer auf die englische Literatur der

guten alten Zeit des merry old England. Ich las Swift, Fielding, Smollet und Sheridan. Im Londoner Prince-of-Wales-Theater hatte ich eine vortreffliche Aufführung von Sheridans „Lästerschule" gesehen. Das gab mir einen Anreiz, sein Lustspiel „The Rivals" (Die Nebenbuhler) zu übersetzen und für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Reclam nahm meine Arbeit in seine Universalbibliothek auf und machte mein Opus I für zwanzig Pfennig käuflich. Ich bekam sogar Honorar dafür. Ich versandte das Stück an eine ganze Anzahl deutscher Bühnen und klebte einen gedruckten Zettel hinein, worauf zu lesen stand: „Das Aufführungsrecht ist nur vom Verfasser selbst zu erwerben. Honorar für große Bühnen 50 Mark, für mittlere 20 Mark, für kleine 10 Mark. Hochachtungsvollst Ernst von Wolzogen, kgl. Gymnasiast in Wittstock." Nur eine einzige Bühne antwortete: die Generalintendantur der Kgl. Schauspiele in Berlin, und zwar mittels eines Vordrucks, der mit den unvergeßlichen Worten begann: „Ohne die Vorzüge Ihres Lustspiels verkennen zu wollen, bedauern wir ..." Das Wort „Lustspiel" war mit Tinte hineingeschrieben.

Während meiner Primanerzeit war Dickens mein Lieblingsschriftsteller gewesen, und die rasche Frucht dieser Lektüre war, wie fast regelmäßig bei mir, ein Versuch zur Nachahmung. Ich schrieb eine kleine Weihnachtsgeschichte im Stil des „Christmas Carol", „Um 13 Uhr in der Christnacht" betitelt. Das Manuskript wanderte bei zahlreichen Zeitschriften umher, und ich wurde Student, bevor es einen Liebhaber an dem Eckstein'schen Verlag in Leipzig fand. Ich mußte mich vertraglich verpflichten, den Schaden zu tragen, falls die Kosten nicht herauskämen, worauf der Verlag frisch und fröhlich gleich 3000 Exemplare druckte. Gegen 2000 davon lagerten noch 1882 hoch aufgestapelt hinter dem Ofen meiner Junggesellenbude in Berlin, bis ich einen Ramschhändler fand, der mir den ganzen Kram für sechzig Mark abnahm.

Schon vierzehn Tage danach ließ mich der Zufall einen Droschkenkutscher zweiter Klasse treffen, der sanft dösend auf seinem Bocke saß und „Um 13 Uhr in der Christnacht" in der Hand hielt.

Doch ich will nicht vorgreifen. Mit dem Studentwerden ging es nämlich weder glatt noch eilig. Im Jahre 75 machte mein Dr. Volz abermals einen Sprung nach oben, indem er einem ehrenvollen Rufe nach Potsdam folgte. Nun streikte ich aber, denn mich trennte nur noch ein Semester vom Maturitätsexamen, und ich fürchtete durch eine Umschulung abermals Zeit zu verlieren. Das sah auch mein Vater ein und ließ mich in Wittstock verbleiben. Ich kam in Pension, und zwar zu einem emeritierten Gymnasiallehrer Dr. Kammler. Was dem pompösen Dr. Volz in sechs Jahren nicht geglückt war, gelang diesem stillen, feinen, kränklichen alten Manne ohne weiteres: mein volles Vertrauen zu gewinnen und mich ohne jegliche Aufdringlichkeit geistig zu beeinflussen. Er war, als alter Achtundvierziger, in seinem Leben oft gemaßregelt worden. Er lebte in dürftigen Umständen und hätte doch kein winzigstes Fetzchen seiner Überzeugungen um Golcondas Schätze preisgegeben. Er verachtete die Menschen, weil er die Lüge verachtete, weil die Kleinen und Feigen überall in der Mehrzahl und alle Lügner seien. Das war es, was mich zu diesem stillen, scheuen, einsiedlerischen Menschen hinzog: seine Verachtung der Lüge. Er schmeichelte mir nie; aber er würdigte meine Hervorbringungen einer ernsthaften Kritik, und dafür war ich ihm aufrichtig dankbar, auch wenn solche Kritik vernichtend ausfiel. Er ging mit mir spazieren, er spielte mit mir Schach, und nie verfloß eine Stunde des Beisammenseins, ohne daß Lichter aufblitzten, die in noch nebelhafte Gründe meines Denkens und Empfindens hineinleuchteten.

Im Herbst 75 stieg ich endlich ins Examen. Meine Leistungen wirkten so erschütternd auf die Lehrer, daß sie fast einstimmig „da capo!" riefen. Die eine Stimme, die

sich ausgeschlossen, war die des Deutschlehrers Dr. Hartung, der mir für meinen Aufsatz die Zensur „vorzüglich" gegeben und ihn an das Provinzial-Schulkollegium eingesandt hatte als Beispiel dafür, wie weit man einen sonst mittelmäßigen Schüler auf dem Wittstocker Gymnasium im eignen Denken und im schönstilisierten Vortrag fördern könne. Um nicht noch ein ganzes Jahr an das Pennal wenden zu müssen, ging ich ab, blieb jedoch in Wittstock und bereitete mich auf eigne Faust und durch Nachhilfestunden in Mathematik darauf vor, nach einem halben Jahr die gewünschte Wiederholung als Extraneer abzuleisten. Ostern 76 glückte es mir, mit Anstand das Reifezeugnis zu erwerben.

Vom deutschen Norden und von der Kleinstadt hatte ich mehr als genug. Ich wählte Straßburg als erste Alma mater. Unterwegs dorthin las ich in „Dichtung und Wahrheit" die Kapitel über Goethes Straßburger Studentenzeit nach und quartierte mich auf dem Fischmarkt ein, wo auch er, der andächtig Verehrte, einst gewohnt hatte. Was ich eigentlich studieren wollte, wußte ich noch nicht. Die akademische Lehrtätigkeit schwebte mir als ein idealer Beruf vor, ohne daß mir jedoch vorläufig ein bestimmtes Gebiet der Wissenschaft als lockende Heimat für Lebenszeit erschienen wäre. Ich wollte die verschiedenen Wissenschaften erst einmal an mich herankommen lassen, um mit der mir angeborenen leicht ironischen Skepsis oberflächliche Bekanntschaften zu machen und in Ruhe zuzusehen, ob eine davon sich zur dauernden Freundschaft oder gar ehelichen Liebe auswachsen würde. Ich hörte mit großem Eifer die Vorlesungen Wilhelm Scherers über deutsche Literatur des Mittelalters, Karl Michaelis' über Archäologie, Xaver Krauß' über christliche Altertümer, eins über die Geschichte der Philosophie, über Physiologie bei von der Goltz, über Kunstgeschichte bei August Schmarsow und arbeitete gleich von

Anfang an in dem deutschen Seminar von Erich Schmidt. Ich darf wohl sagen, daß ich die Vorlesungen sehr fleißig besuchte und mit Eifer meine Hefte vollschrieb; aber einen entscheidenden Eindruck bekam ich doch von keiner der vielen naschhaft anstudierten Wissenschaften.

Wilhelm Scherers geistvoller, sprühend lebendiger Vortrag fesselte mich selbstverständlich am stärksten, und von seiner ganz unprofessoralen Persönlichkeit ging ein starker Zauber aus. Zwischen ihm und seinen Schülern herrschte ein herzlich-kameradschaftliches Verhältnis, denn er war so weit von jeder abwehrenden Pose entfernt, daß er sogar an einem richtigen Studentenulk mit jugendlichem Frohsinn teilnahm. So machte beispielsweise unser germanistisches Seminar an einem schönen Sommertag mit ihm und Erich Schmidt einen Ausflug nach Sesenheim, wo wir in Erinnerungen an Goethe und seine Friederike schwärmten. Schließlich gingen wir alle in einem toten Seitenarm des Rheins baden, umgürteten unsre Lenden in Ermangelung von Badegewändern mit Blätterschürzen, setzten uns Kränze von Algen aufs Haupt und tobten im warmen Sonnenschein ausgelassen auf den Uferwiesen herum: Flußgötter auf der Weide.

Erich Schmidt war nur ein oder zwei Jahre älter als ich und schon Professor. In seinem Seminar leitete er uns zur kritischen Betrachtung moderner Literatur an. Das war gewiß anregend und lehrreich, zumal für Leute, die einmal Theater- und Literaturkritiker von Beruf werden wollten. Aber wenn ich mich ernsthaft fragte: Was trägst du als Gewinn nach Hause aus diesen Vorlesungen, aus dieser Seminararbeit?, so mußte ich mir bekennen: „Schwerlich mehr, als mir gut gewählte wissenschaftliche Lektüre und selbständiges Arbeiten auch einbringen würden." Und wenn ich weiter fragte: Dünkt es dir erstrebenswert, dein ganzes Leben lang betrachtend bei den verstaubten Werken längst verstorbener und himmelhoch überholter Dichter zu verweilen, der charakteristischen Pinsel-

führung braver alter Heiligenmaler nachzuforschen oder gar antike Topfscherben zu registrieren?, so mußte ich mit Überzeugung nein sagen. Ich konnte die Sache drehen und wenden, wie ich wollte, es deuchte mir ein unfruchtbares Beginnen, Totes lebendig machen zu wollen. Mir schien bei all solchem wissenschaftlichen Bemühen doch nur ein kurzes Scheinleben herauszukommen: galvanisierte Froschschenkel. Laßt die Toten ihre Toten begraben, ihr Lebendigen schafft Lebendiges für Lebendige!

Die Physiologie und Biologie fesselten mich im Grunde weit mehr als alle Literatur- und Kunstgeschichte. Erkenntnis der Natur — ein unendliches Gebiet, und jedes kleinsten Rätsels Lösung ein Gewinn, nicht nur für die Eitelkeit des Forschers, sondern unter Umständen für die ganze Menschheit. Zufällig waren die ersten Freunde, die ich fand, fast alle Mediziner. Auch mir war der Geist der Medizin leicht zu fassen, und ich begriff, wie man sein Leben mit nie versiegender Begeisterung dieser Wissenschaft und zumal dem Heilberuf weihen könne. Aber ein sicheres Gefühl sagte mir, daß mir der innere Beruf sowohl zum wissenschaftlichen Forscher als auch zum praktischen Ausüber auf allen Gebieten der exakten Wissenschaften fehle, und daß mich die angeborene Veranlagung zum künstlerischen Schaffen doch immer von der stillen Forschung ablenken würde.

Dennoch wollte ich das Suchen nicht zu früh aufgeben, denn ich besaß glücklicherweise Selbstkritik genug, um mir zu sagen, daß meine jugendlichen Schöpfungen bisher nichts weiter als mehr oder minder geschickte Nachahmungen gewesen seien. Und ich hütete mich wohlweislich vor dem Trugschluß, mich für einen Dichter zu halten, weil mir das Dichten leicht wurde.

Auch die Einbildung, als sei ich zum Musiker geboren, schwand dahin, je ernsthafter ich mich auf der Universität mit der Musik befaßte. Mein Versuch, noch Klavierspielen zu lernen, fiel ganz entmutigend aus, und der

gründliche Unterricht des Prof. Jakobsthal in Kontrapunkt und Fuge brachte mich doch in drei Semestern nicht so weit, daß mir die Theorie in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Ich war und blieb ein Dilettant. Ich empfand das klar und ohne Scham, denn im Innersten meines Wesens hauste ein spiritus familiaris und flüsterte mir zu: Wenn du ein vornehmer Mensch bleiben willst, so hüte dich davor, die schönen Künste zum Lebensberuf zu machen. Kein Mensch darf sich ungestraft dieses Wagnisses unterfangen, keiner außer dem Genius, und der wird nicht nach seiner Ansicht gefragt: der muß, ob er will oder nicht. So schön es ist, als grand seigneur mit der Pflege der Künste und eignem Kunstbetrieb schmückend sein Leben zu durchflechten, so entwürdigend ist es für den Künstler, für die Kunst, sie zum Zwecke des Broterwerbs zu betreiben.

Ich zweifle nicht daran, daß ich selbst als solch ein vornehmer Dilettant, der die Mittel und die Zeit gehabt, ruhig abzuwarten, bis ein kunstliebender Fürst ihn zur Leitung seines Hoftheaters beriefe, gute Figur gemacht hätte; aber leider sah ich mich in die Notwendigkeit versetzt, so bald als möglich mein Brot zu verdienen. Eine Zuckerkrise nach dem großen Aufschwung der Gründerjahre hatte meinen Vater um einen beträchtlichen Teil seines Einkommens gebracht. Das Intendantengehalt in Schwerin war auch für damalige Verhältnisse unbedeutend, und so sah ich mich auf einen Monatswechsel von hundertfünfzig Mark angewiesen. Ich lebte sehr sparsam, versuchte sogar eine Zeitlang mein Mittagsmahl in der „historischen Schmiedstube" einzunehmen, wo die Suppe uns in einem Zinnapf vermittels einer großen Spritze verabfolgt wurde. Dankte man für Suppe oder löffelte man sie nicht aus, so wurde sie von der großen Spritze wieder aufgesogen. Messer und Gabel lagen an Ketten. Man konnte sich dort für fünfzig Pfennig satt essen; aber die Gesellschaft wurde mir doch bald unerträglich.

Kostspielige Passionen hatte ich nicht. Alles, was ich durch frugale Ernährung ersparte, verwendete ich für meine Sonntagsausflüge in die Vogesen und in den Schwarzwald, die ich denn auch gründlich kennenlernte. Die starken Natureindrücke und das Studium des Volkes brachten mir im Grunde auch reicheren Gewinn als alle meine Collegia. Von Herbst 76 ab diente ich mein Jahr im Infanterieregiment 47 ab, das mit einem prächtigen Manöver in den Vogesen abschloß. Aber ich hatte in diesem Jahre Schulden machen müssen, und mein Vater hatte feierlich erklärt, daß er mir Schulden weder bezahlen wolle noch könne. Ich mußte sie also während des Restes meiner Studentenzeit von meinem Monatswechsel abtragen. Außerdem war inzwischen „Um 13 Uhr in der Christnacht" erschienen und hatte mir außer recht aufmunternden Besprechungen nichts eingetragen; dagegen meine Schulden durch die Verpflichtung, die nichtgedeckten Druckkosten zu bezahlen, erheblich vermehrt. Auch während meiner militärischen Dienstzeit hatte ich so fleißig wie möglich studiert, zum eignen Schaffen jedoch keine Muße gefunden. Doch wurde mir in diesem Jahre die Bekanntschaft mit den Werken Gottfried Kellers zuteil. Gelegentlich eines Pfingstausfluges in die Schweiz wollte ich den verehrten Dichter in Zürich aufsuchen. Ich vernahm dort aber so viele Anekdoten von seiner Bärbeißigkeit, daß mir vor seiner Wohnungstür der Mut entsank und ich unverrichteter Dinge wieder umkehrte. Doch die Bewunderung für den herrlichen Dichter saß mir tief im Herzen, und ich habe sie mir bis auf den heutigen Tag unvermindert bewahrt. Vor der Bekanntschaft mit Keller hatte meine jugendliche Schwärmerei Paul Heyse gegolten, dessen „Kinder der Welt" mir schon auf der Schule den Kopf heiß gemacht hatten. Bei Heyse waren es die Grazie der Form, die künstlerische Lebensauffassung, zumal in bezug auf die erotischen Dinge, die mich entzückten, bei Keller der prachtvolle männliche Humor.

Der Humor saß mir im Blut als Vätererbe, und als Muttererbe war hinzugekommen eine gute Beobachtungsgabe. In den Tagebüchern meiner Mutter, die ich später, nach dem Tode meines Vaters, in die Hand bekam, offenbarte sich ein ungemein sicheres Erfassen des Charakteristischen an Menschen und Dingen. Sie muß diese Gabe in kaum minderem Maße als mein Vater besessen haben, der das Erstaunen aller Durchschnittsmenschen mit stumpfen Sinnen dadurch erregte, daß er sozusagen nicht über die Straße gehen konnte, ohne daß ihm etwas Sonderbares auffiel, etwas Heiteres begegnete. Das Besondere ist eben überall für den, der es zu sehen versteht. Die weitere Gabe, jedes kleine Erlebnis mit Hilfe seiner raschen Phantasie ausschmücken und die dabei beteiligten Personen in Rede und Gebärde täuschend lebendig vorführen zu können, machte meinen Vater zu dem glänzenden Erzähler eigner Erlebnisse, als der er bei allen seinen Bekannten berühmt war. Sobald er aber diese unterhaltsamen Reiseberichte, oder was es sein mochte, zu Papier zu bringen versuchte, versagte seine Kunst. Die Mutter dagegen war eine vortreffliche Brief- und Tagebuchschreiberin. Sie schrieb kurz und schmucklos, aber witzig bis zur Bosheit, mit einem starken Hang zur Übertreibung des Komischen in die Karikatur hinein. Ihre englischen Bekannten und meisten Verwandten schlachtete sie erbarmungslos zu Ehren ihrer geistigen Überlegenheit ab. — Ich glaube nun wohl richtig zu urteilen, wenn ich meine eigne darstellerische Begabung mehr dem Muttererbe, die Besonderheit meines Humors mehr dem Vätererbe zuschreibe. Meine Bekanntschaft mit den alten englischen Humoristen und erst recht die mit Dickens brachte in meinem Gemüt die gleichgestimmten Saiten zum Ertönen, und meine Bekanntschaft mit Gottfried Keller vertiefte meinen Begriff vom Wesen des Humors. Mein Ideal des humoristischen Schriftstellers schuf ich mir aus einer Synthese von Keller und Dickens.

Dennoch dachte ich in meiner Studentenzeit nicht daran, mich als Humorist zu betätigen, sondern empfand, wie es sich für meine jungen Jahre gehörte, das Komische in der Kunst noch als etwas Minderwertiges im Gegensatz zum hohen Schwung des pathetischen Ernstes. Vor der Erfindungskraft eines Dickens hatte ich eine zu große Meinung, als daß ich mir schon damals hätte zutrauen mögen, daß ich selber figurenreiche Romane mit verwickelter, spannender Handlung zu ersinnen vermöchte; und daß ein Humor wie der Kellers nur aus reifster Lebenserfahrung hervorgehen könne, mag mir auch wohl schon klar gewesen sein.

Die nächste Dichtung, an die ich mich nach mehrjähriger Pause wieder heranmachte, war ein Roman in Ottave rime, betitelt „Mein Wahn". Lord Byrons epische Dichtungen hatten wohl den Anstoß zu einem eignen Versuch auf diesem Gebiet gegeben, es sollte so ein deutsches Gegenstück zum „Childe Harold" werden, aber ich konnte es nicht verhindern, daß wenigstens die erzählenden Abschnitte dem skurrilen Stil des „Don Juan" ähnlich gerieten.

Als ich diesen Versroman zu schmieden begann, war ich bereits nach Leipzig übergesiedelt, diesmal mehr dem Beispiel meiner guten medizinischen Freunde als demjenigen Goethes folgend. Auch hier saß ich mit Eifer und bestem Willen, aufmerksam lauschend, zu den Füßen berühmter Lehrer, ohne daß die rechte Leidenschaft für wissenschaftliche Betätigung in mir auflodern wollte. So sehr mich zumal Wundts Experimentalvorträge fesselten, so kam es mir doch immer deutlicher zum Bewußtsein, daß ich zum Gelehrten nicht tauge. Die lebendige Natur und das gegenwärtige heiße Leben erkennend zu genießen und dichtend zu gestalten, das erschien mir als die einzige Beschäftigung, für die ich dauernd eine unverminderte Leidenschaft aufzubringen vermöchte.

Ich sandte meinen Stanzenepos, sobald ein paar Ge-

sänge davon fertig waren, an Paul Heyse und bat ihn um ein offenes Urteil. Ich war vor die rechte Schmiede gekommen. Der Meister verschmähte es nicht, sich in ausführlichen Briefen über meine Arbeit auszusprechen und sie sozusagen Zeile für Zeile mit mir durchzugehen. An meiner Verskunst fand er nicht viel auszusetzen; aber meine im Stile des „Don Juan" keck gewagten Seitensprünge, derbplatten Wendungen und sonstigen Stilübertreibungen waren ihm ärgerlich, und er knüpfte an solche Stellen seine ernst väterlichen Ermahnungen. Für die Leitung meines Geschmacks und Festigung meines Stilgefühls erwuchs mir reicher Gewinn, und es vermochte meine dankbare Bewunderung für den Meister nicht einmal zu dämpfen, als er mir schließlich, nachdem das Epos glücklich zu Ende gediehen war, den Rat gab, es nicht drucken zu lassen, sondern eben nur als ein Übungsstück zu betrachten und bei meinen Jungenderinnerungen in der Truhe zu bergen. Das Wichtigste dieses über Jahr und Tag fortgesetzten Gedankenaustausches war doch die beglückende Gewißheit, daß der verehrte Meister an meinem Talent nicht zweifelte.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß ich schon in Straßburg zum begeisterten Wagnerianer geworden war. Als Intendantensohn genoß ich freien Eintritt ins Theater und hörte in einer Spielzeit fünfmal die „Meistersinger". Beim ersten Male bedeuteten sie mir ein wirres Geräusch; aber nach dem fünften Anhören empfand ich das Werk als die höchste Offenbarung des deutschen musikalischen Genius. Meine Leipziger Studentenzeit fiel zusammen mit der Glanzzeit des Leipziger Stadttheaters unter der Direktion von Angelo Neumann und August Förster. Ausgezeichnete Aufführungen des „Ring" und des „Tristan" vollendeten das Werk meiner Bekehrung.

In den Osterferien 1878 durfte ich den Schöpfer aller dieser Wunderwerke von Angesicht schauen. Ich war einer Einladung meines Bruders nach Baireuth ge-

folgt. Ein Gattertürchen führte aus dem Wahnfried-Garten in den meines Bruders, und der Meister kam oft unversehens herüber mit irgendeiner Frage, einer Anregung für die „Baireuther Blätter", die mein Bruder herausgab, oder auch bloß zu einem gemütlichen Schwatz. Ich war eben erst angekommen, und wir saßen beim Nachmittagskaffee, als Wagner ganz unvermutet hereintrat. Er hatte sich den Federhut meiner Schwägerin aufgesetzt und ihre Mantille umgehängt und tänzelte in diesem Aufzug trällernd herein. Als er meiner ansichtig wurde, mimte er komische Bestürzung: „Herr Jeses, Herr Jeses, e fremder Mensch! Ist das der Bruder, der die Lustspiele schreibt? Der Mensch bringt mich uff de Biehne!" Ich hatte nämlich kurz zuvor einen miserabeln Einakter drucken lassen, von dem mein Bruder wohl dem Meister gesprochen haben mochte. Ich mußte einen heiligen Eid schwören, daß ich ihn nicht als komische Figur und zumal nicht mit Federhut und Mantille auf die Bühne bringen wolle, worauf der Meister beruhigt war, an unserm Kaffee teilnahm und harmlose sächsische Witze erzählte. Ehe er ging, wandte er sich noch einmal an mich: „Sie denken natürlich, Sie werden bei der Gelegenheit etwas von meinem Parsifal zu hören kriegen. Na, ich will emal nich so sein." Und er schlug den Deckel des Pianinos auf und stach mit einem Finger das Glockenmotiv aus der Klaviatur.

Ich hatte die große Freude, während meines mehrwöchigen Aufenthalts sehr häufig zu Tisch oder nach dem Abendessen in Wahnfried mit Wagner und den Seinen zusammensein zu dürfen. Er hatte damals Josef Rubinstein, den Neffen Anton Rubinsteins, als Hauspianisten bei sich, und von dem ließ er sich gern nach Tisch oder auch abends seine Lieblingsstücke aus der älteren Musikliteratur, zumal Bach, Mozart oder Beethoven, vorspielen und knüpfte daran seine erläuternden Bemerkungen, ohne jede Unfehlbarkeitspose oder jeden greisenhaften Eigen-

sinn, mit Vorliebe sogar heiter scherzend von der Höhe seines selbstverständlichen Persönlichkeitsbewußtseins herab. Den Beschluß des Abends bildete meist ein Rubber Whist. Wagners Partner waren seine Gattin und die älteren Gäste, während ich mit seinen Stieftöchtern Daniela und Blandine am Jugendtisch meine gänzliche Talentlosigkeit für jede Art Kartenspiel bewies. An einem dieser Whistabende geschah es, daß der Meister vergebens sein Sammetbarett suchte; er fror am Kopf, und das Barett war nirgends zu finden, bis es sich endlich herausstellte, daß ich den ganzen Abend über ahnungslos darauf gesessen hatte. Ich mußte mir wegen dieser anmaßenden Besitzergreifung noch manchen gutmütigen Spaß vom Meister gefallen lassen.

Das denkwürdigste Ereignis während meines Baireuther Aufenthalts war aber die Vorführung der eben komponierten Karfreitagsszene des Parsifal. Es war eine kleine Gesellschaft von intimsten Baireuther Freunden dazu geladen; Rubinstein spielte aus der Skizze, und Wagner sang dazu. Er hatte die etwas zittrige und krähende Stimme eines alten Mannes; aber seine beredte Mimik, seine andeutende Geste und der scharf dramatische Ausdruck seines Vortrags ließen die natürlichen Mängel der Stimme fast vergessen. Die anwesenden Intimen, die schon oft solchen Vorführungen aus der Skizze beigewohnt hatten und infolgedessen mit dem Geiste des Weihefestspiels vertrauter waren, weinten vor Ergriffenheit. Mir war der ganze Stil des Werkes zu neu und fremd, als daß ich imstande gewesen wäre, mehr als einige besonders schöne melodische Wendungen und stimmungsgesättigte Harmonien wirklich zu genießen. Wenn damals gute Sänger mit schönen Stimmen die Partien des Gurnemanz und des Parsifal vollendet vorgetragen und statt des bleichen, krankhaft schlaffen russischen Juden der Meister selbst das Orchester am Flügel markiert hätte, so würde ich wohl die eignen Tränen mit denen der weinenden

Gemeinde vermischt haben. So aber empfand ich das Mangelhafte und Stimmungswidrige als eine Herausforderung meiner jugendlichen Spottlust, und von der Ergriffenheit, die die denkwürdige Vorführung wohl von mir fordern durfte, blieb nichts übrig als geschmeichelte Eitelkeit: ein freundlicher Zufall hatte mir unreifem Jüngling vergönnt, unter den ersten Zuhörern zu sein, denen der Altmeister in Person eine der letzten, süßesten Früchte seiner Kunst zu kosten gab.

Ich erlebte dann später die ersten Parsifalaufführungen in Baireuth zu des Meisters Lebzeiten und auch in den nächsten Jahren nach seinem Tode. Die greisenhaft asketische Tendenz war und blieb mir bis auf den heutigen Tag im Innersten zuwider, und mit dem Wagnerischen Lieblingsgedanken der Erlösung durch Mitleid wußte ich auch in jenen jungen Jahren wenig anzufangen. Jetzt weiß ich, daß es mein starkes germanisches Rassebewußtsein war, was schon damals jene instinktive Abwehr des Wagnerischen Erlösungsgedankens bewirkte. Die germanische Ethik ist durch und durch männisch: der Schuldige hat für sich selbst einzustehen und seine Übeltat durch Guttat zu sühnen, sich kraftvoll zu wehren, nicht nur wo ihm Gewalt, sondern auch wo ihm Unrecht geschieht; aber wo er selbst Unrecht zufügt, seine Schuld frei zu bekennen und den Beleidigten durch den reinen Willen zur entsühnenden Tat zu versöhnen, nicht aber feige nach einem Sündenbock zu suchen und auf das Mitleidsopfer eines andern, und sei dieser selbst ein Gott, sich zu berufen.

Diese instinktive Abwehr des Ideengehalts hinderte mich aber nicht, von dem weihevollen Kunstwerk und der hochherrlichen Musik insonderheit mich überwältigen zu lassen. Wenn ich jetzt rückblickend meine eignen Beobachtungen des höfisch-byzantinischen Treibens in Wahnfried betrachte, so verstehe ich auch sehr wohl, wie ein so schrankenloser Idealist wie Nietzsche notwendig dazu kommen mußte, sich von Wagner abzuwenden. Der große

Baireuther Meister konnte eben, wenn der Schaffensrausch bei ihm verflogen war, sehr wohl rein praktischer Bühnenmann, kühl-kluger Realpolitikr sein, die Menschen mit rücksichtslosem Egoismus ausnutzen und grausam unter die Füße treten, was ihm irgendwie den glatten Weg zu versperren schien. Das viele Allzumenschliche, das ich im Hause Wahnfried und im Treiben seiner blinden Parteigänger beobachtet hatte, entfernte mich in den neunziger Jahren so weit von Baireuth, daß es sogar zum Bruch mit meinem inniggeliebten Bruder führte.

Im Jahre 1879 verließ ich die Universität Leipzig, ohne einen Abschluß meiner Studien erreicht und mich für einen akademischen Beruf entschieden zu haben. Die Notwendigkeit, mich auf eigne Füße zu stellen, trieb mich zu dem Entschluß, mir mein Brot mit der Feder zu verdienen. Zunächst aber wollte ich versuchen, die Gunst eines kunstliebenden Fürsten zu gewinnen, um dadurch meine spätere Berufung zu einem Intendantenposten vorzubereiten.

Ich ging nach Weimar, und die alten Beziehungen meiner Familie aus der Blütezeit der klassischen Literatur verschafften mir die freundlichste Aufnahme beim Großherzog Karl Alexander und dem intellektuell hervorragenden Teile der Hofgesellschaft. Ich darf meine Weimarer Jahre von 1879 bis 1882 als die schönsten, reichsten und glücklichsten meiner Jugend bezeichnen. Ich schloß mich begeistert, innigst verehrend an den greisen Zaubermann Franz Liszt an, war ein ständiger Gast bei seinen musikalischen häuslichen Veranstaltungen und beobachtete mit dem schmunzelnden Behagen des werdenden Humoristen das tolle Treiben des berauschten Künstlervölkchens, das der Abbé um sich versammelte. Auch bei den intimen Tees und den kleinen Abendgesellschaften, die der Großherzog zu Ehren durchreisender Gelehrter, Künstler, Forschungsreisender zu geben pflegte, war ich häufig zugegen und durfte auf diese Weise die Bekanntschaft einer ganzen Reihe bedeutender Persönlichkeiten

machen. Bei solchen Gelegenheiten war der Großherzog ein ganz andrer als bei seinem Auftreten in der höfischen Öffentlichkeit. Dort war er zerstreut, verlegen um das Wort und innerlich unsicher — vielleicht aus reiner Langerweile. Viele von den später so beliebt gewordenen Sereniſſimusausſprüchen leiſtete er ſich tatſächlich in ſeiner oft rührenden Verlegenheit; aber er blieb dennoch immer für alle, die ihn näher kannten, der verehrungswürdige, herzensreine, echte grand seigneur der alten Schule, prachtvoll vornehm in ſeiner äußeren Haltung und vorbildlich in der Aufrichtigkeit ſeines Idealismus, in ſeiner ſchönen Freundestreue, in der hohen Auffaſſung ſeines Berufs als Hüter der weimariſchen Heiligtümer. Ich las ihm nicht nur meine eignen Dichtungen vor, ſondern auch vieles von dem, was mir unter den damals neu erſcheinenden Werken deutſcher Dichter bedeutungsvoll erſchien. Ich ging mit der Abſicht um, den verehrten Fürſten für die Idee zu gewinnen, junge deutſche Dichter von Eigenart, ohne Rückſicht auf ihre religiöſen und politiſchen Überzeugungen und ihren geſellſchaftlichen Schliff, nach Weimar einzuladen und ihnen ein ſorglos freies Schaffen zu gewährleiſten. Mein Plan ſcheiterte an den beſchränkten Mitteln, über die der Großherzog für ſeine Perſon verfügte, und wohl auch an der Abneigung, die die reiche Großherzogin gegen alle künſtleriſche Ungebundenheit hegte. Vielleicht war auch eine gewiſſe natürliche Rückſichtnahme auf die damals noch lebenden Enkel Goethes dabei im Spiel. So kam ich denn allmählich immer mehr zu der Einſicht, daß mir nichts übrigbleiben würde, als mich in der Großſtadt der literariſchen Induſtrie zu verdingen und, ſei es im Journalismus, ſei es beim Theater, von der Pike auf zu dienen.

Außer meiner brieflichen Bekanntſchaft mit Paul Heyſe und einer flüchtigen Begegnung mit Wilhelm Jordan kannte ich ſonderbarerweiſe keine damals lebenden Dichter perſönlich. In Weimar verkehrte ich viel

mit dem guten alten Julius Grosse, den wir jungen Leute den „vertrockneten Flußgott" nannten, und mehr noch in den Familien Gabriele Reuters und Helene Böhlaus. Ich wußte also nur von anerkannten Dichtern und von noch unentdeckten Talenten voll reicher Begabung und reinem Willen, aber nichts vom Berufsschriftsteller.

In Berlin, wohin ich im Winter 1881/82 übersiedelte, sollte ich den Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller bald genug begreifen lernen. Ein Sohn Berthold Auerbachs hatte vor kurzem einen neuen Buchverlag eröffnet und mich als literarisches Männchen für alles engagiert. Ich sollte ihm verschiedene Serienunternehmungen herausgeben, Biographien, auserlesene Novellisten des Auslandes und ich weiß nicht mehr, was noch alles, umfassende bibliographische und textkritische Vorbereitungen dazu machen, Übersetzungen stilistisch ausbessern oder selbst anfertigen, Vorreden schreiben und Korrekturen lesen. Das waren alles Aufgaben, deren anständige Lösung ich mir zutrauen durfte; doch die groß geplanten Serienunternehmungen blieben in ihren ersten Anfängen stecken, und die Haupttätigkeit des Verlags beschränkte sich auf die Herausgabe des „Deutschen Kinderkalenders", dessen ersten Band ich unter allen möglichen Pseudonymen fast allein schreiben mußte, da noch kein Stab zuverlässiger Mitarbeiter vorhanden war. Ich sollte für meine Herausgeber- und Redakteurtätigkeit einen monatlichen Sold von 150 Mark empfangen und meine Beiträge zum Kinderkalender mir besonders honoriert werden: die Prosa zeilenweise, die Poesie zu 25 Pfennig per Zentimeter, quer gemessen. Auf die 150 Mark hin heiratete ich eine Jugendliebe Wittstocker Angedenkens und lernte Spanisch, um die gewünschte Neuausgabe des Doréschen „Don Quijote" herstellen zu können. Bald nach der Hochzeit wurde aber das Bargeld in der Kasse meines Verlags rar, und so mußte ich mich darauf verlegen, leicht verkäufliche Ware

für den Markt zu fabrizieren. Dabei war ich aber damals noch viel zu unschuldig, um zu wissen, was der Markt verlangt. So rasch hingeworfen meine Novellen aus jener Zeit auch waren, es steckte doch Jugendfrische und unverstaubtes Poetentum darin. Sicher waren sie besser als der Durchschnitt dessen, was der abgebrühte Unterhaltungsschriftsteller von Beruf seiner Kundschaft zu liefern pflegt. Ich wurde sie los, aber ich lernte die ganze Bitternis dieses peinigenden Wartenmüssens, dieses Feilschens, Drängens und Bettelns kennen, und die trostlose Erkenntnis dämmerte mir bald genug auf, daß man allem dichterischen Ehrgeiz gründlich entsagen müsse, um es zum gutbezahlten Schriftsteller zu bringen. Der einschneidende Unterschied ist der: ein Dichter schreibt unter dem Zwange seines Dämons, was er muß, zum mindesten, was er will; ein Schriftsteller muß schreiben, was das Publikum will — denn andres wird ja nicht bezahlt.

Ich hatte das Glück, schon im Jahre 84 meinen ersten durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Es war in einer Periode ärgster materieller und seelischer Bedrängnis. Ich hatte Zolas „Germinal" gelesen und wurde davon dermaßen erschüttert und gepackt, daß mir vor der Nichtigkeit meines eignen Schaffens ekelte und ich an meinem Dichterberuf verzweifelte. Aber es war kein Geld im Hause, und es lag eine Bestellung des lieben, fröhlichen Julius Stettenheim für sein neugegründetes „Humoristisches Deutschland" vor. Da entsann ich mich in der höchsten Not der vielen netten Pastoralanekdoten, die mir unser guter alter Pfarrer Thieme in Kalbsried einst erzählt hatte. Daraus entstand „Die Gloriahofe", die mir nicht nur für meine damaligen Begriffe fürstlich honoriert wurde, sondern mir auch alsbald von fast sämtlichen besseren deutschen Familienblättern, Zeitschriften und Tageszeitungen Anträge zur Mitarbeiterschaft eintrug. Ich wäre mit einem Schlage ein reicher Mann geworden und hätte mir sicher schon wenige Jahre

später eine Villa im Grunewald bauen können, wenn ich es über mich vermocht hätte, nunmehr jahraus, jahrein lustige Pastoralgeschichten mit sentimentalem Einschlag zu verfertigen, denn das war es, was man von mir begehrte. Ich wollte mich aber nicht auf ein Gebiet festnageln lassen, nicht ewig mein Leder über denselben Leisten strecken. Die ganze Fülle der Natur, die ganze Buntheit meines äußeren und inneren Erlebens sollte sich in meinen Schriften widerspiegeln, und jeder Stoff sollte seine eigne Form, seine eigne Farbe aus innerer Notwendigkeit sich selber schaffen. Aber dieses, für einen Dichter im Grunde doch so selbstverständliche Begehren wurde mir gewaltig verübelt. Es ist ächt philisterhaft gedacht, nur den als charakterfesten, gründlichen, ernst zu nehmenden Mann anzuerkennen, der sein Leben lang unentwegt dasselbe schafft. Es ist ächt philisterhaft und leider auch ächt deutsch gedacht, Einseitigkeit als Gründlichkeit, stumpfes Beharrungsvermögen als Tiefe zu bewundern. Unter diesem, ach! so deutschen Mißverständnis habe ich mein Leben lang zu leiden gehabt.

Von der Zeit an, wo ich zum Bewußtsein meiner Fähigkeiten und meiner Grenzen erwacht war, bis auf den heutigen Tag war all meine Federarbeit dem einen heilig ernst genommenen Ziel gewidmet, Pfäfferei und Philisterei zu bekämpfen, der Menschheit eine tatkräftige Diesseitsreligion zu predigen, ihre Gemüter frei zu machen von der Furcht und sie ehrfürchtig froh zu stimmen in Anbetung der hochherrlichen Schöpfungswunder, in gläubiger Zuversicht auf die Unsterblichkeit alles Geistigen und auf die hohe Aufgabe aller geistbegabten Geschöpfe, aus eigner Kraft nicht nur sich selbst in höhere Rangstufen der Geistigkeit emporzuarbeiten, sondern auch ihrer ganzen Nachkommenschaft die freiere Bahn dadurch zu sichern.

Mein sittliches Ideal ist die Vornehmheit im Sinne Nietzsches. Der Übermensch gilt mir nur als eine poetische Spielerei dieses unsers größten optimistischen

Idealisten. Mich dünkt das Ideal edler Menschlichkeit schon erreicht, wenn es gelingt, den vornehmen Rassemenschen zu züchten und nicht nur die einzelne Persönlichkeit, sondern auch die Gemeinschaft der Menschen in Familie, Volk und Staat nach aristokratischen Grundsätzen zu gestalten und zu regieren. Mein Aristokratismus ist aber selbstverständlich weit davon entfernt, etwa Sonderrechte für eine Kaste zu beanspruchen. Er nimmt im Gegenteil die größte innere Freiheit und Vorurteilslosigkeit für sich in Anspruch, er will nur nicht die Macht in die Hand der dummen Mehrheit, der plumpen Masse gelegt sehen, sondern vielmehr freie Bahn schaffen, damit Kraft, Begabung, Eigenart die ihr zustehende Führerschaft über die empfindungsstumpfe, zum selbständigen Denken unfähige Masse gewinnen können. Aber für solchen Aristokratismus habe ich bisher bekrüblich wenig Verständnis gefunden, am allerwenigsten bei meinen Standesgenossen. Die Blauen hielten mich für einen Roten und rückten mißtrauisch von mir ab. Den Roten war ich als ein Blauer verdächtig, und nur die Schwarzen waren mir gegenüber ihrer Sache ziemlich sicher und bekämpften mich mit Nachdruck. Nicht nur biedere Spießer, sondern auch grundgescheite zünftige Literaturkritiker sahen in mir den Typus eines Kunstzigeuners (Bohemien), weil mir das anmutig verrückte Treiben dieser Leutchen von jeher besonderen Spaß gemacht und mich oft zu gutmütig-ironischer Darstellung gereizt hat. Dabei ist mir alles liederliche Wesen, alle Formlosigkeit und schlechte Manier im Grunde der Seele zuwider. Die wilden Naturalisten der achtziger Jahre zuckten geringschätzig die Achseln, weil mein Realismus sich nicht nur in der Wahl der Stoffe, sondern auch im Ausdruck eine wohlanständige Schamhaftigkeit bewahrte und das Mode gewordene Kokettieren mit der Perversität nicht mitmachte. Und die Überästheten der jüngsten Vergangenheit rechneten mich überhaupt nicht mehr zur Literatur, weil ich das altmodische Vorurteil

nicht aufzugeben vermochte, daß auch für den höchstkultivierten Stil Verständlichkeit unerläßliche Vorbedingung sei. So ist es gekommen, daß ich es niemals einer festgefügten Partei völlig recht machen konnte.

Ich habe dennoch die Freude gehabt, eine große Gemeinde durch meine Schriften zu erwerben; aber diese Gemeinde setzt sich zusammen aus lauter Eigenbrödlern, stillvergnügten Alleingehern, und so fehlt naturgemäß dieser Gemeinde die Wucht der Herde. Ich habe Welterfolge errungen, wie mit dem „Kraftmayr" und dem „Dritten Geschlecht"; aber diese Erfolge wurden von der zünftigen Literaturgeschichtschreibung nicht gebucht, weil jene Bücher in Serienunternehmungen erschienen, die als minderwertige Unterhaltungslektüre gebrandmarkt waren. Das hat freilich nicht verhindern können, daß der „Kraftmayr" in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet und in alle Kultursprachen übersetzt ist. Und seine treuen Freunde, seine eifrigen Weiterverbreiter sind keineswegs die Backfische und die wahllos Schmöker verschlingenden Lesetanten, sondern im Gegenteil die lebensreifen Männer und Frauen, soweit Freiheit des Denkens und Gesundheit des Empfindens sie zum Verständnis eines gütig schalkhaften Humors reif gemacht haben.

So trugen mir mit den Jahren meine Erfolge auf dem Gebiete des Romans, der Novelle und des Lustspiels wohl einen allbekannten Namen (Marke „beliebter Schriftsteller", „gewandte Feder") und reichliches Einkommen, aber wenig innere Befriedigung ein. Je älter ich wurde, desto klarer ward es mir, daß ich die Hoffnung aufgeben müsse, mich jemals dichterisch frei ausleben zu dürfen. Ich mußte schriftstellern und wieder schriftstellern, um Zeit und Mittel zu gewinnen, hier und da einmal ein Werk der Liebe ausreifen zu lassen. Und meine Liebe galt nicht dem Roman, schon deswegen nicht, weil er mir in der Formgebung keine Schwierigkeiten bereitete; meine Liebe galt und gilt heute ganz besonders dem Drama.

Ich weiß, daß ich in dem Sinne kein geborener Dramatiker bin, als meine Stoffe sich mir nicht gleich in dramatischer Zusammenfassung aufdrängen; aber eben die Schwierigkeit des Herausschälens des Dramas aus dem epischen Geschehen reizt mich; und was sonst dazugehört, um bühnenwirksam zu schreiben, lebendige Gestalten von Eigenart auf die Beine zu stellen und sie charakteristisch reden zu lassen, das glaube ich zu besitzen. Wer sich die Mühe gibt, genauer zuzusehen, wird bemerken müssen, daß auch in meinen Romanen und Novellen die dramatisch bewegten Darstellungen, die direkte Rede mir bei weitem besser gerät als die reine Schilderung, die lyrische Stimmung. Die Begabung, die mir dazu verhilft, ist vielleicht weniger eine dramatische als eine schauspielerische. Ich kann mich in die Seele der verschiedenartigsten Menschenkinder so hineinversetzen, daß ich sie in ihren Reden und Gebärden greifbar deutlich darzustellen vermag, und meine dichterische Tätigkeit ist demnach in der Hauptsache ein Abschreiben von meinen schauspielerischen Gebilden. Doch es ist ja ganz klar, daß meine öffentlichen Beurteiler weit besser um mich Bescheid wissen als ich selbst, und es steht ja in den Literaturgeschichten und Konversationslexika, daß ich ein besserer Zeitvertreiber und angenehmer Spaßmacher sei, dem bei seiner ausgesprochenen Veranlagung zur behaglichen epischen Breite seine Versuche auf dramatischem Gebiete notwendig mißglücken müßten, obwohl er eine kurze Zeitlang zu den Hoffnungen des deutschen Lustspiels gezählt habe. Ich zweifle daran, daß diese Herren über den Begriff des Lustspiels sich selber klar sind; aber ich weiß, daß es nirgend schwerer ist als bei uns in Deutschland, als Lustspieldichter Anerkennung zu finden.

Uns schleift eben immer noch ein Riesenzopf nach aus den Zeiten der lächerlichsten Schulmeister- und Professoren-Anmaßung, aus den Zeiten, wo unser Ernst noch schwerfällig und grob, unsre Heiterkeit bierselig wiehernd

und ungeschlacht war. Wir verwechseln immer noch vielfach den Hanswurst mit dem Humoristen, wir lieben den Lustigmacher, aber wir verachten ihn und schämen uns unsers eignen Gelächters. Wir haben tausend schmunzelnde Entschuldigungen für die alkoholische Betrunkenheit, aber saure Mienen und böse Worte für den schönen Rausch der jungen Seele und der gesunden Sinne. Die Tänzer, im Sinne Nietzsches, sind unter uns noch überaus seltene Erscheinungen, und die guten Lacher stoßen noch überall auf Altmännerbosheit und Altjungfernscheelsucht. Kurzweiligkeit gilt immer noch unter unsern Würdebonzen gleich Oberflächlichkeit, Heiterkeit gleich Leichtsinn, Beschwingtheit gleich Flatterhaftigkeit. Es ist ja in dieser Beziehung seit der Wende des Jahrhunderts ein Fortschritt zu bemerken; aber an der Flasche Sekt, die Bismarck dem Deutschen ins Geblüt wünschte, haben doch nur erst wenige genippt.

Ich habe einmal, wie männiglich bekannt, den Versuch gemacht, einen Sektausschank für deutsche Schwerblütler zu eröffnen, auf dem Wege anmutiger Kleinkunst dem deutschen Spießer beizukommen, indem ich ein Brettl für Feinschmecker auftat. Man kennt die Folgen: die Animierkneipen zehren noch heute von meiner löblichen Absicht, und die Zote hat sich eine seidene Halblarve vorgebunden. Für den Vater des Überbrettls aber bedeutete die flüchtige Liebschaft mit der leichtgeschürzten Muse den schlimmsten aller seiner Selbstmorde.

Es liegt nahe, daß unsre Ideologen, Schwarmgeister, Umstürzler, Reformer, Unzufriedenen und Mißvergnügten alle Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche darauf bauen, daß das grausame Fegefeuer dieses Weltbrandes eine Läuterung der Seelen zur Folge haben werde, welche notwendig alles Gesunde, Starke, Zukunftsträchtige an die Oberfläche emporheben müsse. Ich gestehe, daß ich, was meine Sonderwünsche anbetrifft, mich nicht in voller Gläubigkeit diesem Verein der Hoffenden zuzugesellen

vermag, denn die Beschwingtheit, die ich mir ersehne, liegt nun einmal nicht in den Urgründen deutschen Wesens; sie gehört zu den Eigenschaften, die wir bisher andern Nationen zu neiden pflegten. Wenn wir aber als Sieger aus dem Weltkrieg hervorgehen, wird der Stolz auf unsre Eigenart derartig erstarken, daß wir auf lange Zeit hinaus nur allzu geneigt bleiben werden, die guten Eigenschaften unsrer besiegten Gegner zu unterschätzen und an die Stelle der früheren Beneidung solcher eine kalte Geringschätzung treten zu lassen. Daß wir Gerechtigkeit oder gar Liebe für unsre Feinde aus diesem blutigen Ringen mit nach Hause bringen sollten, ist nicht zu verlangen; aber wenn wir unser Ziel erreichen, wenn unsre Kraft den Völkern Europas einen dauernden Frieden aufzwingt, so werden wir Zeit haben, uns zur Gerechtigkeit zurückzufinden und unsern Haß zu vergessen. Und das wird uns um so eher gelingen, je beflissener wir dafür sorgen, daß das Gefühl unsrer Stärke nicht zu eitler Überhebung ausarte, sondern vielmehr zu heiterer Zuversicht ausreife.

Doch wie es auch kommen mag, ob schlimmer oder besser, als ich es vermute, als sicherer Gewinn dieses Krieges bleibt die Erkenntnis bestehen, daß gegenüber den großen sittlichen Eigenschaften, dieser erstaunlichen leiblichen und geistigen Widerstandskraft, dieser bezwingenden Opferfähigkeit für die höchsten völkischen Ideale, die unser Volk in diesem furchtbaren Ringen um sein Dasein bewiesen hat, alle Ausstellungen und frommen Wünsche geringfügig, ja schier wesenlos erscheinen, die wir künstlerischen oder rein ethischen Weltbetrachter an die Adresse unsers Volkes zu richten hatten. So zweifelhaft es darum auch immer bleiben mag, ob wir als ein siegreiches Weltvolk schon in der nächsten Zukunft imstande sein werden, auf dem Gebiete des guten Geschmacks, der feineren Lebensart, kurz in allen künstlerischen und gesellschaftlichen Dingen uns auf die höchste

Stufe der Ziviliſation emporzuſchwingen, ſo käme ſelbſt ein völliges Verſagen unſers Volkes in dieſem Punkt gar nicht in Betracht, wenn es nur als dauernde Beute aus dem Kriege einen neuen Deutſchen Glauben mitbrächte, eine beglückende Religion für taten- und daſeinsfrohe Germanen.

Wer das noch erleben dürfte!

Es lag nicht in meiner Abſicht, noch bei meinen Lebzeiten eine eingehende Darſtellung meines Werdeganges als Künſtler und Menſch noch meiner Begegnungen mit bemerkenswerten Zeitgenoſſen zu geben. Schon allein der Umſtand, daß meine ſeeliſche Perſönlichkeit im weſentlichen durch die Kataſtrophen dreier verunglückter Ehen gewandelt wurde und daß die beteiligten Frauen alle noch am Leben ſind, ſchien mir eine wirkliche Lebensbeichte vor der Öffentlichkeit zu einem Unternehmen zu machen, das ſich mit meinen Begriffen von Anſtand nicht vereinigen ließ. Da aber auch von den Zunftgenoſſen und ſonſtigen für meine innere Entwicklung nicht unwichtigen Perſönlichkeiten, an denen ich mich einſt gerieben und die mir vielleicht feindlich geſinnt waren, ſo manche der Jüngeren noch ſich des Daſeins freuen, ſo ſchien es mir auch aus dieſem Grunde geboten, meine Erlebniſſe, Wandlungen und Meinungen lieber für mich zu behalten und es der Einſicht meiner Nachfahren zu überlaſſen, ob überhaupt ſpäteren Jahrzehnten noch mit meinen Denkwürdigkeiten gedient ſei und wann etwa ſie den ſchicklichen Zeitpunkt für deren Veröffentlichung als gekommen erachten möchten.

Nun aber ſind aus dem Leſerkreiſe von Weſtermanns Monatsheften, worin meine Jugenderinnerungen 1916 erſchienen, teils an die Schriftleitung, teils an mich perſönlich ſo zahlreiche Aufforderungen zur Fortſetzung meines Lebensberichtes ergangen, daß ich doch nachdenklich geworden bin und mir die Tunlichkeit einer ſolchen Auf-

gabe nochmals gründlich überlegt habe. Dabei bin ich zu dem Schluß gekommen, daß es doch wohl besser sei, nicht erst abzuwarten, bis ich die peinliche Schwelle des Greisenalters überschritten habe, und vielleicht gar unheilbar mißvergnügt, bissig und geschwätzig oder auch gar zu stumpfsinnig milde geworden sein sollte, sondern lieber schon jetzt meinen bescheidenen Beitrag zur Zeitgeschichte zu geben, wo ich mich noch im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte fühle und überdies die furchtbare Größe des deutschen Zusammenbruches mir einen Maßstab an die Hand gegeben hat, der mich davor bewahren wird, die Katastrophen meines eignen Schicksals allzu tragisch und überhaupt das ganze Literaturgetriebe allzu wichtig zu nehmen. Freilich, ganz ohne Verletzung persönlicher Empfindlichkeiten kann es nicht abgehen, aber die Leute, die sich durch mein Urteil vielleicht gekränkt fühlen könnten, standen oder stehen ja alle in der Öffentlichkeit und vermögen sich mit der Feder zu wehren, oder können, soweit sie tot sind, beredte Anwälte ihrer Sache unter den Lebenden finden. Ich war zeitlebens rasch zum Haß geneigt, von leicht überschäumendem Temperament, aber ebenso leicht versöhnt und alsdann nur zu geneigt, die Dinge von der humoristischen Seite zu nehmen und zu belächeln, was ich eigentlich hätte verachten sollen. Ich glaube auch, mich in der gesegneten ländlichen Einsamkeit, deren ich mich seit zwei Jahren in meiner oberbayrischen Klausnerei erfreue, endlich zu einer milden Reife und abgeklärten Sachlichkeit durchgerungen zu haben, die mich wohl davor bewahren wird, ungerechte Urteile mehr temperamentals geschmackvoll hinauszuschleudern.

Was die weit schwierigere Frage der Behandlung meines Ehelebens anbetrifft, so habe ich mich entschlossen, dessen Erörterung möglichst aus dem Wege zu gehen. Ich brauche dennoch nicht das Wichtigste zu unterschlagen, denn auch die Erlebnisse in meinen beiden ersten Ehen stehen allen Lesern meiner Werke zur Einsicht offen,

weil sie in diesen Werken willkürlich oder unwillkürlich ihre Spiegelung gefunden haben. In meinem großen Roman „Der Erzketzer" beruht der größte Teil der Handlung auf eignen Erlebnissen. Fast sämtliche darin auftretenden Personen sind modellgetreu dargestellt, und die inneren Läuterungskämpfe des Helden sind dieselben, die ich durchzumachen hatte seit der Zeit, als ich anfing, mir über mich selbst und die höheren Ziele meines sittlichen und künstlerischen Strebens klar zu werden. Auch mein neuester Roman „Die verdammte Liebe" (verlegt bei Montanus in Siegen, 1919) enthält sehr viel, zum mindesten innerlich Zutreffendes über meine ehelichen Schicksale. Freilich darf man diese künstlerisch gestellten und beleuchteten Ehedramen nicht mit der Gläubigkeit für amtliche Polizeiberichte lesen oder sie als grob-realistische Schlüsselromane ansehen; die Wahrheiten, die sich darin finden, haben vielmehr nur expressionistischen Ausdruck gefunden, um ein heute beliebtes Schlagwort anzuwenden. Nackte Wirklichkeit erzählt also keiner dieser Romane, vielleicht abgesehen von kleinen Episoden und einzelnen mir im Gedächtnis haftengebliebenen charakteristischen Worten, die wirklich gesprochen worden sein mögen. Aber grundsätzlich habe ich immer die photographische Genauigkeit dadurch in künstlerische Wahrheit umzuwandeln getrachtet, daß ich meine Modelle in eine andre Umwelt versetzte, als sie in Wirklichkeit umgab, oder daß ich das Äußere einer Person auf eine andre übertrug, oder schließlich nach dem Beispiel des bildenden Künstlers die Arme von dem einen, die Beine von dem andern Modell entnahm und diesem Verfahren entsprechend mir die Figuren, wie ich sie für meinen Zweck brauchte, zusammensetzte aus den realistisch geschilderten Eigenschaften verschiedener Modelle.

Ich gelangte zu dieser Methode durch meine künstlerische Arbeitsweise, wie sie sich mir allmählich zur Gewohnheit verdichtet hat. Ich bin nämlich immer von der

Tendenz ausgegangen. Es tauchte der Gedanke in mir auf, irgendeine mir wichtig scheinende Frage der Gegenwart, einen psychologischen Streitpunkt, einen Weltanschauungskonflikt darzustellen. Ich erwog nun zunächst, welche Gesellschaftskreise, welche Art von Menschen, welche Zeit und welches Lokal sich wohl am besten dazu eigne, die angeschnittene Frage am deutlichsten und wirkungsvollsten zum Austrag zu bringen. War ich mir darüber im klaren, so suchte ich mir aus meiner Erinnerung Menschen zusammen, die meinen Ideen als Mundstück, Schauplätze, die der Handlung als Hintergrund dienen konnten. Die eigentliche Erfindung der Handlung selbst machte mir immer die größten Schwierigkeiten. Planmäßiges Nachdenken darüber führte meistens zu keinem Ergebnis; eher schon das Durchsprechen meines embryonalen Planes mit mir nahestehenden Personen. Die Erleuchtung ist mir fast regelmäßig im Halbschlafe, kurze Zeit vor dem Erwachen oder während der morgendlichen Bettruhe gekommen. Nachdem ich wochen- oder monatelang einen Stoff mit mir herumgetragen, stellte sich plötzlich und absichtslos in solch einer gesegneten Morgenstunde die lebhafte Vorstellung einer dramatisch bewegten Hauptszene ein. Ich sah auf einmal die wichtigsten Personen greifbar deutlich vor mir und hörte sie auf einem Höhepunkt des Konfliktes reden. Nun war ich geborgen, denn das übrige war nur konstruktive Verstandesarbeit. Ich brauchte mich nur zu fragen: Wie wird ein soundso gearteter Mensch sich unter den und den Umständen benehmen müssen? Wie wird er auf die verschiedenen Seelenreize notwendig reagieren müssen, und wie wird sein Verhalten auf die Mit- und Gegenspieler wirken?

Mein ganzes künstlerisches Bemühen lief also auf die Entdeckung von Naturnotwendigkeiten hinaus, und meine Hilfsmittel hierfür waren Menschenkenntnis und Lebenserfahrung. Stand die Handlung und die Aus-

wahl der verwendbaren Modelle für mich fest, so blieb noch die Entscheidung zu treffen, ob der Stoff sich mehr für epische oder für dramatische Behandlung eigne. Dann ging ich daran, eine ausführliche Skizze oder ein Szenarium zu entwerfen und dieses, wenn irgend möglich, einige Zeit ablagern zu lassen, bis ich ihm kritisch gegenüberzutreten und es zu verbessern imstande war. Die Niederschrift selbst — seit dem Jahre 1886 etwa ausnahmslos diktiert — ging mir meistens rasch von der Hand. Die Formgebung bereitete mir nur selten Schwierigkeiten, und das Hören meiner eignen Vortragsweise beim Diktieren bewahrte mich vor Weitschweifigkeit, Stilverschnörkelung und papierner Ausdrucksweise in der direkten Rede, so daß ich an meinen Manuskripten nie viel herumzukorrigieren brauchte.

Allerdings, seit das jüngere Dichtergeschlecht die Losung ausgab, Fremdwörter zu gebrauchen sei völkisch unanständig, und abgegriffene Klischees zu verwenden sei literarisch pöbelhaft, seitdem ist das glatte Diktieren eines Romans und noch mehr eines Aufsatzes ein verflucht schwieriges Unternehmen geworden. Ich für meine Person habe den Jüngeren recht geben müssen. Die Verbannung des Fremdwortes und des Klischees (der abgegriffenen Redensart) war sicherlich nicht eine Modesache, sondern eine notwendige Entwicklung zum Besseren, und der Schriftsteller als Sprachwart durfte sich der heiligen Verpflichtung nicht entziehen, in diesem guten Kampfe mitzutun. Für uns Ältere war das ein ungemein schweres Stück Arbeit. Waren wir doch als akademisch gebildete Menschen in dem Wahn aufgewachsen, daß sich die höhere Intelligenz vom Banausentum äußerlich am leichtesten dadurch unterscheiden lasse, daß jener die Fremdwörter so geläufig waren wie die alltäglichsten Ausdrücke der Muttersprache. Hat unsereiner aber sich erst einmal Schrecken vor dem Fremdwort eingeimpft, so stolpert er beim Schreiben fast in jeder Zeile etliche Male,

es kostet ihm Stunden, wenn nicht gar Tage, die manchmal lächerlich naheliegenden treffenden Verdeutschungen für die bequemen, altgewohnten Lehnwörter zu finden. Ich habe tausendmal diesen Zwang, rein deutsch zu schreiben, zu allen Teufeln gewünscht, nicht so die sanfte Nötigung, den verbrauchten herkömmlichen Wendungen, Bildern, Gleichnissen und Gemeinplätzen aus dem Wege zu gehen, denn diese Geschmackswendung stachelt den künstlerischen Ehrgeiz an und macht dadurch die sonst leicht langweilige Arbeit zumal der Romanschreiberei zu einer genußreichen Anstrengung.

Freilich ist für sehr viele unsrer Jungen und Jüngsten dieser modische Wettlauf um den Preis der Eigenart verderblich geworden, indem sie auf der krampfhaften Suche nach dem noch nie Dagewesenen das Finden verlernen. Viele Hervorbringungen dieser Neuesten sind für mich einfach chaldäisch. Ich weiß nicht, was sie sagen wollen, in ihren Gleichnissen vermisse ich das tertium comparationis, ihren Bildern fehlt für mich die Anschaulichkeit, und ihre Stilverrenkungen tun mir so weh wie meine Glieder beim Anschauen des Schlangenmenschen im Zirkus. Ich denke, es wird den meisten meiner Zeitgenossen so gehen, und gar viele von denen, die sich über die dunkle Rätselhaftigkeit und grellbunte Bilderpracht dieses neuesten Stils entzückt gebärden, erlaube ich mir für ebensolche Heuchler zu halten wie die sonderbaren Menschen, die sich dadurch das Ansehen höherer Kennerschaft und besonderer künstlerischer Erleuchtung geben wollen, daß sie sich für primitive Plastik oder futuristische Malerei begeistert stellen. Den Reiz der Neuheit und der Eigenart weiß ich gebührend zu schätzen, begriffliche Deutlichkeit und sinnfällige Bildhaftigkeit aber dürfen darüber nicht zu kurz kommen.

Nach solchem Grundsatz habe ich wenigstens mein eignes Stilbemühen eingerichtet. Den Romankaninchen ist seither das Handwerk bös erschwert und der Kritik die

Unterscheidung zwischen einem künstlerisch und einem nur handwerksmäßig arbeitenden Schriftsteller sehr erleichtert worden.

Berlin 1884–1893

Mein erster großer Erfolg mit der Pastoralhumoreske „Die Gloriahose" im Jahre 1884, womit ich den ersten Teil meiner Lebenserinnerungen schloß, hatte meinen Namen zum mindesten bei den Schriftleitern sämtlicher deutscher Zeitungen und Zeitschriften allgemein bekannt und endlich auch den ewigen Verwechslungen mit meinem Vater und meinem Bruder ein Ende gemacht. Alle Türen hätten mir offen gestanden, nicht nur zu den Schriftleitungen, sondern auch zur guten und besten Berliner Gesellschaft, soweit sie an künstlerischen und literarischen Dingen Anteil nahm, aber meine sehr gedrückten äußeren Verhältnisse und vor allem auch die Notwendigkeit angespannter Arbeit, um für mich und meine kleine Familie den Lebensunterhalt zu erwerben, verboten mir, mich in den Strudel des Gesellschaftslebens und in die damit verbundenen Ausgaben zu stürzen. Ich entschädigte mich durch eine rege Teilnahme am literarischen Vereinsleben. Durch die Beziehungen, die ich dort anknüpfte, lernte ich bald fast die gesamte jüngere und jüngste Dichter- und Lohnschreiberzunft kennen.

Karl Bleibtreu, der im Jahre 1887 mit seiner Schrift „Die Revolution der Literatur" (die auf dem Umschlag durch grellrote Blitze und Feuerschein auf schwarzem Grunde symbolisiert war) mit hallenden Trompetenstößen den Sieg des Naturalismus verkündete, als welcher sich in der Jugend verkörperte, hatte schon damals mit seinen Schlachtenbildern „Dies irae" und „Sedan" Aufsehen erregt. Ich lernte ihn im Hause seiner Eltern kennen. Der große Schlachtenmaler und die Mutter des genialen Revolutionsherolds waren beide kleingewachsene Leute. Der Vater leise, sanft, versonnen, die Mutter rundlich

behäbig, beweglich, strahlend vor Stolz über ihren Einzigen. Der Sohn, leiblich auch nicht größer geraten als seine Eltern, aber schon damals seine 25 Jahre hinter einem reichen Vollbart verbergend, mit flammenden Augen in dem käsbleichen Gesicht und mit napoleonischer Gebärde in seinem Auftreten, hatte mir schon durch seine Jugendwerke, die in Norwegen spielenden Novellen „Gunlaug Schlangenzunge" und „Kraftkuren", starken Eindruck gemacht. Seine persönliche Bekanntschaft ernüchterte meine Begeisterung einigermaßen, denn seine beständige Schimpferei auf alles, was damals von den Älteren geleistet wurde und Anerkennung fand, ließ mir seine kraftgenialische Größe als eitle Anmaßung erscheinen. Nun ist allerdings Eitelkeit eine Schwäche, von der auch wirklich große Menschen zuweilen bis zur Krankhaftigkeit befallen sind, den tatsächlich hochbegabten Bleibtreu aber beherrschte diese Schwäche mit den Jahren immer ausschließlicher. Seine Selbstgefälligkeit äußerte sich in gehässigen Angriffen auf jeden, der seine Bedeutung nicht bedingungslos anerkennen wollte. Und mit diesem ewigen Kleinkrieg gegen seine Kritiker verdarb er sich allmählich sein Ansehen in der literarischen Welt dermaßen, daß man sich schließlich allgemein sträubte, ihn noch ernst zu nehmen. Kein Wunder, daß er solche ungerechte Kränkung schmerzlich empfand und sein brennender Ehrgeiz ihn zu immer rascherem, nervös erregtem und darum in der Form nachlässigem Schaffen trieb. Es war sein Verhängnis, daß er ein einziges Kind war und, insonderheit von seiner Mutter, von frühester Jugend her angebetet wurde. Ich erinnere mich deutlich, wie bei meinem ersten Besuch im Bleibtreuschen Hause der Knabe Karl anfing, mir fürchterlich zu werden durch seine anmaßende Verhöhnung Wildenbruchs, dessen Drama „Harald" damals gerade im Königlichen Schauspielhause großen Erfolg gehabt hatte. Was aber diese überhebliche Vermöbelung des stärksten damals lebenden Dramatikers

für meinen Geschmack besonders unerträglich machte, das war die ächt berlinische Art, in der sie hervorgesprudelt wurde. Die Schnoddrigkeit der Ausdrucksweise, der „nöhlende" Tonfall, die maulfaule Aussprache, verbunden mit einem herausfordernden Blick, der immer zu sagen schien: Det sage ick, weeßte, vastehste! Mir kann keener! — diese eigentümlich berlinische Art ist mir immer auf die Nerven gefallen, und ich konnte mich niemals entschließen, an die Seelengröße von noch so berühmten Löwen des Tages zu glauben, die mit einer solchen Ausdrucksweise behaftet waren oder gar damit posierten. Auch von dem Bleibtreuschen Hause zog ich mich alsbald zurück und kam dem jungen Karl absichtlich niemals näher, wiewohl ich seine unzweifelhafte Begabung ihren Verkleinerern gegenüber stets in Schutz nahm und nicht so bald aufhörte, mir noch Bedeutendes von ihm zu versprechen.

Fruchtbarer wurde für mich die Bekanntschaft mit Wilhelm Bölsche, die ich, wenn ich nicht irre, im Verein „Berliner Presse" machte. Er war der wohlerzogene Sohn aus altem, hochangesehenem Bürgerhause, der eine gute Kinderstube genossen und sich ein gründliches Wissen angeeignet hatte, dabei ein außerordentlich gewandter Sprecher, der seine Herkunft aus Köln kaum noch durch leichte mundartliche Anklänge verriet. Mit Bleibtreu hatte er nur die kleine Statur und den schon sonderbar früh entwickelten blonden Vollbart gemeinsam. Seine bescheidene Art, seine gepflegte Körperlichkeit, seine guten Manieren und besonders seine schöne jugendliche Begeisterung für Goethe und für seinen naturwissenschaftlichen Lehrer Ernst Haeckel machten mir den in weiteren Kreisen noch unbekannten jungen Dichter und Naturwissenschaftler überaus sympathisch. Bölsche war damals, Mitte der achtziger Jahre, ebenso wie die Brüder Hart, der Schwabe Cäsar Flaischlen, der Hesse Carlot Gottfried Reuling, der Berliner

Architekt Hans Schliepmann, der Tübinger Stiftler Hermann Losch, der von der Theologie zur Nationalökonomie übergegangen war und es bald zu einer hohen Stellung in der Finanzverwaltung seines Heimatlandes brachte, und der junge Expauker Max Dreyer aus Rostock, Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau".

In einer Bierstube in der Nähe der Potsdamer Brücke hatten diese jungen Feuerköpfe ihren Stammtisch, an dem der ältere, aber nicht minder feuerköpfige Friedrich Lange, der Schriftleiter des Unterhaltungsteiles des Blattes, den Vorsitz führte. Es war nicht ganz leicht, mit dem despotisch veranlagten Lange auszukommen. Der Schritt von der Ironie zur Grobheit wurde oft und leicht getan, aber da wir glücklicherweise keine übelnehmischen Kleingeister unter uns hatten und in unsrer Jugendlichkeit samt und sonders im Eifer der Debatte gern über die Stränge schlugen, so dauerten die Verstimmungen niemals lange an, und die starke Anregung, die ein jeder von uns durch den lebhaften Geist der Zechgenossen empfing, zog auch die Schwergekränkten nach längerer oder kürzerer Pause immer wieder in jenes Stammlokal.

Es gab wohl keine bedeutsame Frage der geistigen Kultur, der Politik, der Religion, der gesellschaftlichen Ordnung, die nicht an jenem munteren Biertische angeschnitten und bis in die spätesten Nachtstunden hinein mit schönem Eifer durchleuchtet worden wäre. Die restlose Lösung der schwersten Probleme meinte selbstverständlich, wie das unter jungen Leuten so üblich ist, jeder ihrer eifrigen Verfechter in der Tasche zu haben, aber ich erinnere mich nicht, daß jemals eine einstimmige Annahme solch einer Lösung erfolgt wäre. Die Hauptsache blieb für uns, wie für alle solche Stammtischvereinigungen aufstrebender junger Männer, die gegenseitige geistige Befruchtung durch den Kampf der Ideen, und die fanden wir dort in reichstem Maße. Die Vereinigung ging dann schließlich doch in die Brüche, weil Friedrich Lange immer

mehr ins konservative Lager abschwenkte, während die Mehrheit der Jüngeren dem äußersten linken Flügel der Sozialdemokratie zusteuerte.

Ich hatte damals noch gar keinen festen politischen Standpunkt, und auch die großen Weltanschauungsfragen machten mir noch keine Kopfschmerzen. Ich war unreif und oberflächlich und nahm die rein ästhetischen Streitfragen wichtiger als Staat, Gesellschaft und Religion zusammengenommen. Meine noch unsicheren Instinkte waren aristokratisch von Bluts wegen, aber mein lebhafter Wissensdurst — oder war es nur Neugierde? — reizte mich, über die gesellschaftlichen Scheidewände mit langgestrecktem Hals hinüberzuspähen in die mir unbekannte Welt hinter dem Bretterzaun meiner ererbten Vorstellungen. Es war mein Ehrgeiz, mich von allen Vorurteilen zu befreien, alle menschlichen Dinge ohne Brille sehen zu lernen und Mitkämpfer für jeden als notwendig erachteten Fortschritt zu werden. Aus diesem Bestreben nahm ich auch Bölsches Anerbieten, mich in den Friedrichshagener Kreis der politischen und literarischen Umstürzler einzuführen, mit Freuden an.

Es waren wohl weniger die dürftigen landschaftlichen Reize des Müggelsees mit dem berauschenden Hintergrunde der Rüdersdorfer Kalkberge als die Möglichkeit, für billiges Geld leidlich zu hausen und zu speisen, was die ersten Vertreter der literarischen und künstlerischen Revolution nach jenem sonst nur von Proletariern und Ackerbürgern, Fischern und Spreeschiffern bewohnten Berliner Vorort gelockt hatte. Einer zog den andern nach sich, und so fand sich schließlich eine kleine Gemeinde von Gesinnungsgenossen zusammen, die dem Namen Friedrichshagen den Ton einer Fanfare verlieh, wie ihn einst für die Umstürzler der französischen Malerei Barbizon gehabt hatte und wie ihn später Worpswede und Schwabing noch ausgeprägter erreichten. Man stellte sich unter den Friedrichshagenern allgemein eine Gesellschaft von genialisch ver-

anlagten armen Teufeln vor, die, weil sie selbst zu den Enterbten gehörten, politisch die Sache des Proletariats zu der ihrigen machten, als schärfste Gesellschaftskritiker auftraten, weil sie selbst zur guten Gesellschaft keinen Zugang fanden und auch die bisherigen Gesetze der Kunst nicht mehr gelten lassen wollten, weil es ihnen bequemer war, zügellos ihrem Temperament zu folgen und ihre Einbildungskraft wirken zu lassen, statt sich dem strengen Zwange eherner Regeln zu unterwerfen.

Gänzlich grundlos war solche Verdächtigung eines jugendlichen Idealismus nicht, aber wie immer in solchen Fällen entsprang die Mißdeutung daraus, daß die Neuen von den Alten nicht verstanden wurden, weil die Alten einer gänzlich andersgearteten Umwelt entstammten und folglich ihr Geist sich unter andern Bedingungen entwickelt hatte. Ich für meine Person empfand als den schlagendsten Unterschied zwischen dem Friedrichshagener Kreis und dem älteren Poetengeschlecht, dem ich mich wesensverwandt fühlte, den, daß bei den Friedrichshagenern der Einfluß der Damen, des Salons der guten Gesellschaft gänzlich ausgeschaltet war. Alle diese jungen Leute, die nicht ausgeschlossen, die sich einer besseren Herkunft erfreuten, waren beweibte Junggesellen. Einige wenige von ihnen waren sogar richtig verheiratet, sofern man darunter „standesamtlich anerkannt" verstehen will. Aber ihre Lebenskameradinnen waren durch die Bank Mädchen aus dem Volke, nur Bett- und allenfalls Tischgenossinnen, aber blöde Fremdlinge in ihrer geistigen Welt. Soviel mir bekannt, haben die meisten, vielleicht sogar alle von ihnen eines schönen Tags doch den Weg zum Standesamt angetreten und sich aus wilden zu zahmen Ehemännern gewandelt, und aus den kecken Liebchen sind brave Hausfrauen und Mütter geworden. Einzelne von ihnen, wie z. B. das allgemein beliebte Literatur-Lieschen, als welches seinen Geist in der Sphäre des genial begabten Arno Holz großgesäugt hatte, wuchsen

vermöge einer glücklichen Anpassungsfähigkeit wohl über ihre Herkunft hinaus, aber eins blieb ihnen doch allen gemeinsam: die gesellschaftliche Unmöglichkeit. Wenn man Gerhart Hauptmann, der in dem nahen Erkner wohnte und mit den Friedrichshagenern enge Beziehungen unterhielt, diesem Kreise zurechnen will, so bildete er die einzige Ausnahme, indem er damals schon der jugendliche Gatte einer gleich jugendlichen Dame war. Es wäre nun durchaus falsch, in dieser Abneigung gegen die ebenbürtige Ehe ein Zeichen von Sittenverwilderung oder gar moralischen Tiefstandes erblicken zu wollen. Es war diese Abneigung vielmehr nur eine notwendige Folge einer andern gemeinsamen Eigenschaft, die diesem Kreise sein Gepräge und der Eigenart seines Schaffens die stärkste Triebkraft verlieh, nämlich des Freiheitsdranges, des Stolzes auf innere und äußere Unabhängigkeit. Es gehört sehr viel moralischer Mut und die ganze Schwungkraft eines reinen Idealismus dazu, um als junger Mensch von dunkler Herkunft, blutarm und ohne irgendwelche einflußreichen Verbindungen seine Person und sein Werk im Getriebe der von der konventionellen Lüge regierten großen Welt durchzusetzen. Diesen moralischen Mut und diesen schönen Idealismus hatten aber die Friedrichshagener, zum mindesten deren Führer. Freilich zwang sie die bittere Not bisweilen zu recht seltsamen Mitteln, sich das nie vorhandene Geld zu verschaffen, doch ihre Überzeugung war ihnen niemals feil.

Die Ärmsten der Armen waren wohl die Brüder Hart, die als Söhne eines mittellosen kleinen Subalternbeamten nur mit äußerster Schwierigkeit ihr Studium durchgesetzt und sich jahrelang als elend bezahlte Redakteure kleiner Provinzblätter durchgehungert hatten. Sie waren einmal, um zu Gelde zu kommen, auf den Einfall geraten, jeder für sich eine Flut von Briefen an gutgestellte Zunftgenossen und bekannte Literaturfreunde ergehen zu lassen, in denen sie zu einer Geldsammlung für

einen unverschuldet ins Unglück geratenen hochbegabten jungen Dichter aufforderten. Sie erwähnten nur nicht, daß jeder von ihnen für seinen lieben Bruder sammelte. Der Streich wurde im Kreise der Eingeweihten herzlich belacht. Es hätte sich auch keiner darüber sittlich entrüsten können, der diese siamesischen Zwillinge in ihrer großen Herzensgüte kannte, als welche der eignen Dürftigkeit zum Trotz für notleidende Mitstrebende immer noch eine offene Hand und sogar freien Tisch und Behausung gewährten. Hatten sie nicht schließlich auch recht, diese Freiheitsschwärmer, wenn sie die Sippenbande als Ausgangspunkt aller Unfreiheit betrachteten? Ist es nicht in der Tat einfach unmöglich, eine Familie, einen Hausstand innerhalb der Lebensgewohnheiten der höheren Gesellschaftsschichten zu unterhalten und gleichzeitig diese selben Gesellschaftsschichten zu bekämpfen? Das ist ein Luxus, den sich nur ein recht reichlich begüterter Mensch leisten kann. Die geborene Dame wird nur in Ausnahmefällen die Seelengröße aufbringen, ihrem gewohnten Verkehr, allen ihren wertvollen Beziehungen, dem Reiz eines durch Schönheit verklärten Heimes, einer Lebenshaltung in sorgloser Fülle klaglos zu entsagen, wenn der rücksichtslose Idealismus des Gatten solches Opfer von ihr fordert. Und selbst wenn ihre Liebe dazu bereit wäre, so würde doch die Ritterlichkeit des Gatten solches Opfer ihr nicht zumuten mögen. Damit ist der Ehekonflikt gegeben, dem unzählige hochstrebende Geister erlegen sind; um den Frieden des Hauses und die Zukunft der Kinder zu retten, werden die Ideale der Jugend in eine alte Pappschachtel gesteckt.

Die Friedrichshagener konnten sich ja auch auf ein erhabenes Beispiel berufen: auf S. Exzellenz den Geheimden Rat von Goethe, der vor der anspruchsvollen Dame Charlotte nach Italien floh und dann sein molliges Christel heiratete, zum Entsetzen der Weimarer Hofgesellschaft. Und hat nicht „die Vulpiussen" sich glänzend bewährt,

nicht nur als Köchin und Pflegerin, sondern auch als tapfere Verteidigerin des Hauses und der teuren Person ihres Gatten in jenen gefährlichen Tagen der französischen Überrumpelung von 1806? Ist es etwa nicht sehr wahrscheinlich, daß Goethe als Gatte eines hoffähigen Edelfräuleins noch viel mehr von seiner kostbaren Zeit hätte opfern müssen, um gesellschaftlichen Ansprüchen zu genügen, und seine Feder zu Gefälligkeiten für die werte Cousinage und den ganz großen Anhang hätte hergeben müssen, als er es schon als Hofmann leider Gottes getan hat? Also handelte die dichterische Jugend Deutschlands doch nur vernünftig, wenn sie von vornherein die Hauptursache aller schmählichen Abhängigkeit beseitigte.

Es wäre aber doch nicht richtig, die Frage mit einem einfachen Ja zu entscheiden, denn für die meisten jener jungen Umstürzler bedeutete der Verzicht auf die Ehe mit einer geistig ebenbürtigen Frau und auf die damit verbundene gesellschaftliche Geltung kein zu großes Opfer, weil sie durch ihr Herkommen schon von dieser höheren Gesellschaftsschicht ausgeschlossen waren. Sie bekämpften diese Gesellschaft, ohne sie zu kennen, und sie machten nicht die geringsten Anläufe, um selbst in sie hineinzugelangen, sei's auch nur zum Zwecke des kritischen Studiums, weil das von ihrer Bequemlichkeit Opfer verlangt hätte. Es gehört immerhin eine gewisse Selbstzucht dazu, um gute Manieren und vornehme Haltung in allen Lebenslagen zu bewahren. Solche Haltung aber ist Wildlingen von der Art der Friedrichshagener unbequem. Wer ohne gute Kinderstube aufgewachsen ist, für den bildet es zeitlebens eine Schwierigkeit, sich unter gesitteten Menschen ungezwungen manierlich zu bewegen. Und wem es von Haus aus gleichgültig ist, ob er seine Wurst vom Papier weg ißt oder sie auf einem Porzellanteller mit silbernem Besteck verspeist, der wird zeitlebens nicht anerkennen, daß die Kultur mit der Art der Nahrungsaufnahme beginnt.

Ich habe immer gefunden, daß die tiefsten Risse, die unüberbrückbarsten Klüfte zwischen Völkern wie auch einzelnen Kasten und bloßen Rangabstufungen viel weniger in tiefwurzelnden Unterschieden der Überzeugungen als vielmehr in scheinbaren Äußerlichkeiten ihre Ursache hatten, genau so wie im heiligen Ehestande die fortgesetzten kleinen Nadelstiche eher tödlich wirken als die ganz großen Zusammenstöße unter Toben und Raufen. Die Verachtung des intelligenten Proleten gegen alles, was dem gebildeten Menschen als gute Manier selbstverständlich erscheint, ist wohl immer mit einem stacheligen Neid gepaart, der der Einsicht entspringt, daß gerade die Äußerlichkeiten für ihn unnachahmlich sind. Der geborene Prolet kann leichter Minister und Exzellenz werden, als daß er anständig essen lernt. Und der Ärger darüber, daß die Macht des Intellekts just solchen Äußerlichkeiten gegenüber versagt, gibt dem Klassenhaß eine besondere Schärfe. Das ist auch der Grund, weshalb der innerlich vornehme Mensch gegen die noch so witzige und treffende gesellschaftliche Kritik des Proleten immer ein starkes Mißtrauen haben wird. Es ist auch ganz selbstverständlich, daß ein schaffender Künstler, der aus einer Umwelt stammt, in der das Bedürfnis nach Schönheit heimisch war und die Quellen des Wissens reichlich flossen, ganz anders ausgerüstet an die eigne Kunstausübung herangeht als einer, der aus schönheitsfremden Bezirken stammt und sich nur mit Mühe und Not des notwendigen wissenschaftlichen und technischen Handwerkszeuges bemächtigen konnte. Dieser darf mit Recht auf die Überwindung solch schwerer Widerstände stolz sein, aber ein solcher Stolz wird ihn leicht zur Überschätzung seiner Leistung führen, und der Leistung selbst wird fast immer die letzte Feile sicheren Geschmackes fehlen.

Ich habe diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, um meine eigne sonderbare Stellung dem Friedrichshagener Kreise gegenüber zu kennzeichnen. Ich

hielt mich schon damals für einen gänzlich vorurteilslosen Studiosus aller Menschlichkeit und war von Herzen bereit, mich stärkeren Geistern und größerem Können freudig unterzuordnen. Ich faßte eine beinah zärtliche Liebe zu diesen Brüdern Hart, ich fühlte mich von der milden Apostelart des Edelanarchisten Bruno Wille stark ergriffen, ich hätte mit Bölsche gern Freundschaft fürs Leben geschlossen — und dennoch gelang es mir nicht, das Gefühl des Fremdseins in diesem Kreise zu überwinden. Ich begriff nicht, wie Menschen mit solch feinen Köpfen und selbst edelrassigen Gliedmaßen wie die Harts so entsetzliche Manieren leiden konnten, mir wurde übel zumute unter dem lauten Gejohl ihrer harmlosen Zigeunergelage, und vor allen Dingen ging mir die Weiblichkeit, die in diesem Kreise verkehrte, auf die Nerven. Meine Freunde waren scharfsinnig genug, mir mein Unbehagen anzumerken, und ließen es an gutmütigen Spöttereien nicht fehlen, während ich bei aller ehrlichen Begeisterung für ihr Schaffen und Sympathie für ihre liebenswürdigen Persönlichkeiten mir doch immer wieder sagen mußte: Eure Kritik stimmt nicht, und euer Idealismus ist zu billig, denn ihr seid weltfremde Kinder in vieler Beziehung und scheint nicht zu ahnen, daß die Menschheit, von der ihr Gemeingefühle und Taten erwartet, ein wesenloser Begriff ist, der wie eine Anhäufung von Nullen erst Wert erhält durch die zählenden Einzelnen, die sie führen. Und wenn ihr erst einmal anfangt, vom Volke im Sinne der ungebildeten, besitzlosen Masse gegenüber der Herrenkaste zu reden und dieses Volk zu Trägern eurer Ideale zu machen, so seid ihr vollends verraten und betrogen, denn jene Masse der führungsbedürftigen Herdenmenschen umfaßt ja auch neben den zahlreichen Seelen voller Sehnsucht und Entwicklungsmöglichkeiten den rohen Pöbel mit der ungebändigten Kraft seiner niederen Triebe; wenn der erst einmal eure idealen Forderungen zum Feldgeschrei der Gasse macht, so ist eure

gute Sache in den Schmutz gekreten und das lenksame gutwillige Volk eurer Liebe an die Wand gedrückt. Das ist eine Behauptung, die die Weltgeschichte allerorten schon unzählige Male bewiesen hatte, bevor noch unsre trostlose Gegenwart sie abermals bekräftigte.

Nun, allzu lange haben sich ja die Brüder Hart nicht mit den sozialen Problemen befaßt. Durch ihre scharfsinnigen, glänzend stilisierten kritischen Aufsätze verschafften sie sich einen Ruf, der den klugen Zeitungskönig August Scherl veranlaßte, sie für seinen großen Betrieb einzufangen. Sie wurden so zu tonangebenden Theater- und Literaturkritikern und kamen dadurch in die Lage, ihr notiges Zigeunerleben gegen ein behagliches, wohlanständiges, gutbürgerliches Dasein zu vertauschen, ohne daß sie nötig gehabt hätten, dafür ihre Überzeugung zu opfern. Doch war es nur natürlich, daß in der steten Anspannung ihrer Kräfte durch die Berufsarbeit des Tages ihre zärtlichen Bemühungen um die „Menschheit" zu kurz kamen und auch ihre dichterische Ader verkalken mußte. Julius Harts goldbesaitete Leier verstummte, und Heinrich Harts übermütig verkündetes Riesenepos von 25 Bänden „Das Lied der Menschheit" kam nicht über seinen vierten Gesang hinaus. Die Brüder machten auch einmal mit andern Gesinnungsgenossen den Versuch, eine kommunistische Siedlung in der Berliner Kiefernheide zu begründen. Sie fand ein tragikomisches Ende, weil von all den hochgemuten Schwärmern niemand etwas von der Landwirtschaft verstand und weil das dem Unternehmen angegliederte zahlreiche Weibervolk lieber in durchsichtigen Gewändern der göttlichen Frau Sonne zu Ehren anmutige Reigen schlingen als Unkraut jäten und genießbare Mahlzeiten kochen mochte.

Ich habe später, anfangs der neunziger Jahre, die Friedrichshagener Eindrücke und zumal die Zigeunerwirtschaft und die zärtliche Bruderliebe der Harts in meiner Tragikomödie „Das Lumpengesindel" auf die

Bühne gebracht. Seltsamerweise haben sie mir dieses Unterfangen ernstlich übelgenommen, obwohl ich sie als Idealfiguren hingestellt und auch ihre komischen Schwächen in das verklärende Licht herzwarmer Rührung gerückt hatte. Ach ja, man soll auch seinen besten Freunden nicht zuviel Humor zutrauen! Die Menschen sind äußerst dünn gesät, die imstande sind, fröhlich einzustimmen, wenn die Leute auf ihre Kosten lachen.

Bruno Wille war in seinem Wesen weit beherrschter als die Harts. Er hatte eine adlige Mutter gehabt und war als Erzieher in vornehmen Häusern gewesen. Seine guten Manieren und sein reputierliches Auftreten verlor er auch nicht in den Nöten seines Ringens um die wirtschaftliche Existenz. Er glaubte wirklich an die Möglichkeit, Menschen allein durch die Kraft idealer Forderungen aus der dumpfen Enge des Trieblebens zur Freiheit und zum Licht hinaufzuführen, weil er selbst ein reiner Mensch war und seine Ideale nicht nur im Munde führte. Er war für seine Gemeinde ein vortrefflicher Lehrer der Jugend, ein wahrhafter Trostspender an Gräbern. Ihm zuliebe besuchte ich in jenen Zeiten vielfach politische Arbeiterversammlungen und erbaute mich ehrlich daran, wie er den andächtig lauschenden Massen das Evangelium des Altruismus predigte; ihm zuliebe auch beteiligte ich mich an dem schönen Bemühen der von ihm gegründeten Freien Volksbühne, den Massen edle Kunstgenüsse zu vermitteln, und spielte auch mit andern tüchtigen Meisterdilettanten in einem greulichen Bierpalast am Moritzplatz den Arbeitern Beethovensche Kammermusik vor. Ich gebe freudig zu, daß ich selten oder nie aufmerksamere und dankbarere Zuhörer gefunden habe als damals am Moritzplatz oder als einst im Hamburger Konventgarten, wo ich vor 2000 Arbeitern eigne Werke vortrug, oder in zahlreichen andern von der Sozialdemokratie geleiteten Arbeitervereinen; doch kann mich diese freundliche Erfahrung nicht in meiner Meinung irremachen, daß die Kunst eine

aristokratische Angelegenheit sei — natürlich nicht in dem Sinne, daß nur die Besitzenden und die Gebildeten zu ihrem Genusse zugelassen sein sollten, sondern nur in dem Sinne, daß sie nicht zum Volke herabsteigen, sondern dieses zu sich hinaufziehen müsse, nicht zu Parteizwecken sich mißbrauchen lassen, sondern nur ihrem innerlichen hohen Zwecke dienen dürfe, die Sehnsucht edler Gemüter nach Schönheit, nach Harmonie, nach innerer Freiheit zu stillen. Die Kunst ist ein edles Instrument, das nur unter der Hand des Meisters seine Seele rein zum Erklingen bringt, und jeder ächte Meister ist auch ein ächter Aristokrat. Es scheint mir tief bedeutsam, daß der Anarchist Bruno Wille seine dichterischen Fähigkeiten später viel reicher zu entfalten vermochte als die anfänglich scheinbar schöpferisch stärker begabten Harts. Übrigens konnte dieser stillversonnene Philosoph und ernste Prediger auch einen köstlich übermütigen Humor entwickeln. Ich habe selten herzlicher gelacht als über Bruno Willes Büchlein „Sibirien in Deutschland", worin er seine Erlebnisse als Häftling in Friedrichshagen schildert: er war nämlich wegen wiederholter Übertretung des Verbotes, in der Freien Gemeinde Unterricht zu erteilen und geistliche Befugnisse zu versehen, zu mehrmonatiger Haft verurteilt worden. Da es aber in Friedrichshagen außer dem Spritzenhause kein Haftlokal gab, so wurde er in der Wohnung des Gemeindebüttels einquartiert, und sein Kerker wurde alsbald zum Treffpunkt der ganzen befreundeten Zigeunerwelt — ein urfideles Gefängnis! Mit dem Gemeindebüttel schloß der Häftling gute Freundschaft und nahm ihn zur Verhinderung etwaiger Fluchtgelüste zum Fischen und Rudern auf dem Müggelsee an allen schönen Tagen mit. Das Büchlein „Sibirien in Deutschland" gestaltete er zu einer köstlichen Satire auf den preußischen Amtsschimmel, von ebenso beißender Ironie wie Hauptmanns „Biberpelz", aber verklärt durch goldenen Humor.

Ob Wilhelm Bölsche jemals die politische Überzeugung seiner Friedrichshagener Freunde geteilt hat, weiß ich nicht. Nachdem seine dichterisch durchglühten naturgeschichtlichen Darstellungen ihm außerordentliche Erfolge gebracht hatten, zog er sich immer mehr auf dieses sein Sondergebiet zurück und schied somit aus dem Kreis der literarischen Stürmer und Dränger und politischen Volksbeglücker aus, wenngleich er in Friedrichshagen wohnen blieb und seinen alten Kampfgenossen treue Freundschaft bewahrte.

Der Zauber der Friedrichshagener wirkte auch magnetisch auf die gleichgestimmten Seelen hervorragender Ausländer. Der sanfte blonde Schwede Ola Hansson siedelte sich mit seiner stiernackigen robusten Gattin Laura Marholm dort an. Ein seltsames Ehepaar! Er ein feiner Novellist, ganz in sich gekehrt und versonnen, nur Künstler; sie eine laute walkürenhaft wilde Vorkämpferin für Frauenrechte, Emanzipation des Fleisches und ich weiß nicht was sonst noch für greuliche Begehrlichkeiten. Und Hansson wieder zog seinen größeren Landsmann, den gewaltigen August Strindberg, nach sich.

Es war Schicksalstücke, daß ich um die Bekanntschaft mit Strindberg kam. Zu wiederholten Malen war ich nach Friedrichshagen eingeladen worden oder auch nach der „Klause" in der Dorotheenstraße, einer jener bevorzugten Bierpfalzburgen, wo Otto Erich Hartleben Hof zu halten pflegte, mit dem besonderen Hinweise darauf, daß Strindberg anwesend sein werde. Aber es traf sich immer so unglücklich für mich, daß der große Schwede entweder noch seinen Rausch vom vorherigen Abend nicht ausgeschlafen oder bereits einen neuen sich angeschafft hatte, der ihn schon vor der eigentlichen feierlichen Eröffnung der Nachtung zwang, sich in seine Gemächer zurückzuziehen. Einmal wurde ich seiner Leiblichkeit noch ansichtig, als man ihn bei meiner späten Ankunft in der

Klause nach dem Theater just als Bierleiche auf kräftigen Freundesarmen hinausschleifte. Und schließlich begegnete ich ihm noch einmal im Jahre 1893, kurz bevor ich Berlin verließ. Das war in einem Kellerlokal der Dorotheenstraße, in dem ich ein einsames Nachtessen verzehrte. Der einzige außer mir noch anwesende Gast war Strindberg, der Koloß mit dem eindrucksamen Haupte, der gewaltigen Denkerstirn und dem drollig gespitzten Wulstmündchen. Er war bereits bei der zweiten Flasche Rotspon und ersichtlich in tiefe Gedanken versunken. Da mochte ich ihn durch eine vielleicht unerwünschte Annäherung nicht stören. Der Tempel für die engste Strindberggemeinde war übrigens die kleine Wein- und Delikatessenstube „Zum schwarzen Ferkel" an der Ecke der Linden- und der Neuen Wilhelmstraße. Mit der dort amtierenden Priesterschaft, Dehmel und Przybyszewsky, hatte ich wenig Fühlung.

In diesem Zusammenhang ist es wohl angebracht, auch meiner Beziehungen zu Otto Erich Hartleben zu gedenken, der ja in der feuchten Ecke der deutschen Literatur den hervorragendsten Platz einnahm. Es dürfte nur unter Germanen möglich sein, daß einer zugleich ein feiner Künstler und ein großer Süffel sein kann. Wir finden wüste Säufer und Zotenreißer tatsächlich in beschämend großer Zahl unter unsern bedeutendsten Geistern, ja selbst unter den führenden Männern der Tat. Es scheint, daß das Licht des deutschen Geistes ohne alkoholischen Aufguß nicht recht leuchten mag. Wer wüßte nicht in seiner Bekanntschaft Männer zu nennen, die im nüchternen Zustand langweilige Pedanten, grämliche Philister, einsilbige Murrköpfe sind, im Zustande der Bezechtheit aber sich zu beschwingten Philistertötern, glänzenden Witzbolden und hinreißenden Rednern entwickeln! Nun gut, sei ihnen ihr Rausch vergönnt, wenn er bedeutsame Taten und Werke zeitigt — das Schlimmste dabei ist nur, daß dergleichen Taten und Werke des Rausches

doch meistens nur Blendwerk der Hölle oder Theaterfeuerwerk zu sein pflegen, daß die ständige künstliche Berauschung also nur eine ungesunde Befruchtung des Genius bedeutet, die sich fast immer durch frühzeitigen körperlichen und geistigen Verfall rächt. Hartleben ist ein betrübendes Beispiel für diese Regel. Was hätte dieser feine Geist mit seinem angeborenen Geschmack, mit seiner Stilsicherheit, seiner überlegenen Ironie, seinem Witz und seiner lyrischen Zartheit nicht alles ausrichten können, wenn er imstande gewesen wäre, sich noch rechtzeitig aus den Klauen des Teufels Alkohol zu befreien! Was aber ist das Lebenswerk dieses Lieblings der Grazien geblieben? Ein paar meisterhafte Humoresken, ein paar köstliche Gedichte und ein paar ironische Komödien von Rang. Der große Erfolg seiner meistgespielten Theaterstücke „Rosenmontag" und „Abschied vom Regiment" dürfte mehr auf Rechnung der Mitarbeiterschaft seines militärischen Bruders zu setzen sein. Hartleben war ein Opfer des Korpsstudententums und seines Bierkomments. Die Kneipe war sein Heim und der ausschließliche Turnierplatz seines Geistes. Zu Hause hatte er nur eine Schlafstelle. Auf seinem Nachttisch stand eine Flasche Mosel, damit spülte er sich beim Erwachen nach der Mittagsstunde den Mund aus. Bald darauf folgte die häusliche Mahlzeit, die er mit einer Flasche Rotwein hinunterspülte, und dann begab er sich ins Kaffeehaus. Dort soll er angeblich, solange seine zahlreichen Freunde seine Einsamkeit nicht störten, bedächtig seine feinen kleinen Werke ziseliert haben. Die Abende und die Nächte aber gehörten jahraus, jahrein der großen Tafelrunde in der Bierstube. Da entfaltete er als Präses einer bunten Korona von bewundernden Füchsen und stillvergnügten bemooseten Häuptern den schillernden Pfauenschweif von Witz, Ironie und tieferer Bedeutung. Aber schließlich war, bei nüchternem Tageslicht besehen, die ganze Herrlichkeit doch nur höherer Bierulk, ein reiches Erbe schnöde

vergeudet, ein katzenjämmerliches Ende! Da ich selber zeitlebens unfähig gewesen bin, größere Mengen alkoholischer Getränke in mich hineinzupumpen, als ich vertragen konnte, so bin ich niemals betrunken gewesen und hatte deshalb auch wohl niemals das sonst dem richtigen Deutschen zukommende Verständnis für die angebliche Poesie der Betrunkenheit. Sie ist mir immer nur widerlich gewesen. So kam es, daß ich niemals das Ende einer Hartlebenschen Bierreise oder auch eines feßhaften Zechgelages erlebt habe. Und dadurch blieb es mir auch erspart, die jämmerliche Kehrseite der trunkenen Gloria dieses Prachtexemplars zu erleben. Ich bin froh, daß meine Erinnerung an ihn fast nur Stunden olympischer Heiterkeit bewahrt.

Noch einer seltsamen Erscheinung im Kreise dieser erlauchten Alkoholiker möchte ich hier flüchtig gedenken: Paul Scheerbarts, der sich zwar in dem kurzen Lauf seiner dichterischen Betätigung nicht zu allgemeiner Anerkennung durchzuringen vermochte, immerhin aber doch einen kleinen Kreis von Bewunderern seiner trunkenen Genialität um sich versammelte und sogar von etlichen feineren kritischen Köpfen für einen Humoristen von tieferer Bedeutung erklärt wurde. Ich muß gestehen, daß für meinen Geschmack dieser angebliche kosmische Humorist ungenießbar ist. Es ist mir bis auf den heutigen Tag unmöglich geblieben, eins von seinen größeren Werken, wie etwa „Tärub, die beste Köchin Bagdads", zu Ende zu lesen oder in seinen parodistischen kosmischen Dramoletten wirklichen Witz oder gar Tiefsinn zu finden. Ich habe auch zuweilen zugehört, wenn er nach mitternächtiger Stunde, wo sein Licht am hellsten brannte, seiner gläubig zu ihm aufblickenden Gemeinde von jüngsten Dichterlingen aus dem Born seiner trunkenen Weisheit spendete. Nektar war es nicht — nur fuselduftiger Branntewein, wenn anders ich mich auch nur ein wenig auf Humor verstehe. Möglich aber auch, daß mein Un-

verständnis sich daher schreibt, daß ich mich nicht auf den Suff verstehe.

Vielleicht erklärt es sich ebendaher, daß ich auch Fritz Reuter nicht so hoch einzuschätzen vermag, wie es allgemein in ganz Niederdeutschland geschieht, denn der war bekanntlich auch eine ausgepichte Gurgel, durch keine Gewalt der Erde daran zu hindern, sich mindestens einmal im Monat einen Mordsrausch mit nachhaltigem Katzenjammer zu leisten. Fritz Reuters kleine Verserzählungen, seine Franzosentid und Festungstid in allen Ehren, aber „Ut mine Stromtid" habe ich auch nie zu Ende lesen können, denn das einfach ins Plattdeutsche übersetzte Papierdeutsch der Erzählung fällt mir allzusehr auf die Nerven, gerade durch den schroffen Gegensatz zur Achtheit und frischen Lebendigkeit seiner direkten Rede. Seine Situationskomik beruht zumeist auf Unglücksfällen à la Busch, und sein Humor bleibt zumeist im Spießerhaften stecken. Wenn er nicht die paar wirklichen warmen Prachtstücke geschrieben hätte, wäre er doch nur ein guter Schnurrenerzähler. Welch ein Abstand zwischen Reuter und Gottfried Keller, dem wirklich großen und tiefen Humoristen! Keller verschmäht es, im Schweizer Dialekt zu schreiben, und doch ist seine hochdeutsche Prosa schweizerischer, als Reuters Platt mecklenburgisch ist. Ich vermute, daß Reuters Seele im Grunde doch nur eine Spießerseele war und daß er deshalb so selten sich vom geschickten Schriftsteller zum Dichter aufzuschwingen vermochte, während Busch, obgleich er sein Leben lang nur Schnurren aus der Spießerwelt reimte, sicher eine freie, adlige Seele besaß.

Noch in einem andern Kreise verkehrte ich in Berlin, freilich nur als seltener Gast, in dem der sogenannte Kutscher, nämlich der saure Mosel, die feuchte Fröhlichkeit zu erzeugen bestimmt war. In einer Weinstube der Potsdamerstraße trafen Johannes Trojan, der Leiter des „Kladderadatsch", Heinrich Seidel, Ludwig

Pietsch und dessen Amtsnachfolger Paul Lindenberg, Hans Hoffmann und der Erfinder unsers rauchlosen Schießpulvers Geheimrat Scheibler zusammen. Scheibler pflegte, wenn Pietsch nicht anwesend war, die Kosten der Unterhaltung ziemlich allein zu bestreiten, denn die übrigen Humoristen hüllten sich in Tabakwolken und Schweigen. Ich habe selten eine stillere Tafelrunde von geistvollen Männern angetroffen. Der liebenswürdige, feinsinnige Poet, Menschen- und Naturkenner Trojan gehörte zu jenen gerade in Deutschland häufigen Geistern, denen der Witz nicht auf den Lippen, sondern nur an der Spitze ihrer Feder locker sitzt. Wo er bei Heinrich Seidel saß, habe ich niemals zu ergründen vermocht. In seinen Schriften ist er auch nicht zu finden. Und doch ist dieser Mann durch eine einzige Erzählung, das freundliche, aber herzlich langweilige Idyll von „Leberecht Hühnchen", einige Jahre hindurch berühmt gewesen. Seltsam! Ich finde die Eisenkonstruktion der Anhalter Bahnhofshalle in Berlin, die ebenfalls sein Werk ist, entschieden ruhmwürdiger.

Wenn Ludwig Pietsch anwesend war, dann allerdings kam Leben in die Bude. Es ist eine Herzstärkung, zuweilen solchen Sonntagskindern zu begegnen. Dieser fröhliche, stets jugendlich begeisterte Greis hatte wohl niemals in seinem Leben ernsthafte innere Erschütterungen erfahren. Ich weiß nicht, ob er so geworden ist, weil er Jahrzehnte hindurch Festberichterstatter der Vossischen Zeitung war, oder ob ihn die Vossische Zeitung zum Festberichterstatter machte, weil er von Natur aus festlich gestimmt war und schlechterdings nicht schwarz zu sehen vermochte mit seinen daseinsfrohen Maleraugen. Jedenfalls kann es auf eine weiche Seele nicht ohne starken Eindruck bleiben, wenn ein Mensch von Berufs wegen nur Sonntage lebt und die Menschheit nicht anders als im Feierkleide sieht. Ludwig Pietsch war nämlich so ziemlich bei allen festlichen Gelegenheiten der Weltgeschichte seit 1860

dabeigewesen und hatte die Erinnerung an all den Trubel bunten Völkerlebens, an bedeutende und unbedeutende Persönlichkeiten, besonders aber an scharmante Damen in seinem glänzenden Gedächtnis treu bewahrt.

Als amüsanter Plauderer fand er nur in Paul Lindau seinen Meister. Der blieb allerdings, als der bei weitem originellere Geist, nicht bei der allgemeinen Menschenliebe und leicht begeisterten Vivatstimmung des guten Pietsch stehen, sondern bewahrte sich auch unter den festlichsten Umständen sein kritisches Bewußtsein, und seine Ironie entsprang einem feingeschliffenen, schlagfertigen Geiste. Lindau war wohl überhaupt der interessanteste und witzigste anekdotische Ausmünzer seiner eignen Erlebnisse, der mir unter den Tausenden von denkwürdigen Bekanntschaften in meinem Leben begegnet ist. Allerdings war er ein Monologist, das heißt ein Mann, der in Gesellschaft immer allein das Wort führte und durchaus nicht zuzuhören vermochte. Ihm aber nahm das niemand übel — außer vielleicht jene fürchterlichen Massenkolporteure von Anekdoten, Zoten, Wortwitzen und sonstigen Späßen, die ein unheimliches Gedächtnis fälschlich für Geist ausgeben und sich in seiner Gesellschaft zum Schweigen verurteilt sahen. Tiefe Seelen waren freilich weder Pietsch noch Lindau, und Lindau blieb als Dramatiker wie als Erzähler schließlich doch nur ein geschickter Macher. Seine Briefe aus Baireuth waren eine Ungezogenheit, deren er sich in späteren Jahren selbst geschämt hat. Ich hatte sie ihm derart übelgenommen, daß ich mich mehrere Jahre gegen seine nähere Bekanntschaft sträubte. Als ich aber dann in ihm nicht nur den glänzenden Plauderer, sondern auch den gutherzigen Menschen und wohlmeinenden Freund erkannte, habe ich jede Gelegenheit, eine Nacht in seiner Gesellschaft zu durchwachen, freudig ergriffen. Er war übrigens kein großer Zecher, sondern nur ein nicht umzubringender Nachtvogel.

Ich möchte nicht vergessen zu erwähnen, daß von all den

Poeten, die an dem stillen Kult des sauren Mosels teilnahmen, Hans Hoffmann mir als der Bedeutendste heute noch erscheint. Ich halte ihn für einen unsrer allerersten Novellisten, der auch mit viel mehr Recht als Scheerbart zu den besten Humoristen Deutschlands gezählt werden darf. An seinem verhältnismäßig frühen Ende war wohl auch Dämon Alkohol nicht ganz unbeteiligt, aber er ist ihm doch nie würdelos unterlegen. Sein feines Menschentum verstand die Kunst, den Teufel nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, wie es sich für einen echten Dichter schickt. Auch unserm fidelen bemoosten Haupte Otto Erich Hartleben vermochte dieser üble Teufel doch nicht gänzlich den Hals umzudrehen, weil er von Haus aus keine zwiespältige Natur war, sondern eine harmonische Anlage mitbrachte, die sich durch eine bewußte ästhetische Kultur, in seinen letzten freundlichen Lebenstagen wenigstens, zu der von ihm so getauften halkyonischen Heiterkeit verklärte. Strindberg dagegen ist ein tragisches Beispiel dafür, welche Verheerung der Alkohol in einem Geiste anzurichten vermag, dem von vornherein das sichere Gleichgewicht fehlt, das eine gute Blutmischung und verständige Erziehung glücklicheren Menschen ins Leben mitgibt. Das Phänomen Strindberg ist nur zu begreifen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß er der Sohn der Magd war, der zeitlebens diese Abkunft als einen schimpflichen Makel empfand und der, wie so manche andre hervorragenden Bastarde der Weltgeschichte, seinen giftigen Geifer wider die Welt der Wohlgeborenen ausspritzte. Sein gewaltiger Geist fühlte sich nicht wohl in dem gebrandmarkten Leibe, darum tat er diesem Leibe Gewalt an, und der Leib rächte sich wieder an dem Geiste. Es war ein lebenslanges aufreibendes Ringen zwischen den beiden, und das Ergebnis war eine Vergiftung aller Lebenssäfte und damit auch der Quellen, daraus er beim Schaffen schöpfte. So mußte das Weltbild Strindbergs krampfhaft verzerrt werden, so mußte seine wild männische

Erotik in einen Weiberhaß umschlagen, der schon nahe an Wahnwitz grenzte und schließlich doch nur der Wut über seine Ohnmacht gegenüber dem geschlechtlichen Reiz entsprang. Es ist recht, zu der dämonischen Gestaltungskraft dieses überragenden Geistes bewundernd aufzuschauen, aber es ist gefährlich, ihn zum Führer zu erwählen und den künstlerischen Offenbarungen seines Hasses Glauben zu schenken.

Ich habe bereits im Zusammenhange mit den Friedrichshagenern Gerhart Hauptmann erwähnt, obwohl dieser Zusammenhang nur ein loser war. Ich lernte ihn durch Bruno Wille und die Harts kennen, kurz bevor oder bald nachdem sein erstes Drama „Vor Sonnenaufgang" durch die Freie Bühne im Lessingtheater aufgeführt worden war. Ich fehlte selbstverständlich nicht an jenem denkwürdigen Sonntagmorgen. Ich saß sogar dicht hinter dem fanatischen Spektakelmacher Isidor Kastan, dem Spezialisten für sittliche Entrüstung im Berliner Tageblatt. Das heutige Geschlecht wird es kaum mehr verstehen, daß es damals ein cholerischer Jude war, der mit hochgeschwungener Gebärzange öffentlich gegen den Naturalismus demonstrierte. In der Szene des letzten Aktes, wo man die Frau in Geburtsnöten wimmern und schreien hört, während der derb-joviale Arzt auf der Bühne ihrem Gatten den Text liest, wickelte Kastan aus einem eigens zu diesem Zwecke mitgebrachten Paket jenes blanke chirurgische Instrument aus, sprang, es hochhebend, vom Sitz auf und rief mit zornbebender Stimme: „Soll ich helfen kommen, Herr Kollege?"

Die ganze germanische Welt hat sich zu sehr im Verlaufe der letzten beiden Jahrzehnte daran gewöhnt, gerade das Judentum als eifrigen Förderer jeder Art von Zersetzung, auch in Literatur und Theater, als Bewunderer und Beschützer aller Verkünder bedenklicher sittlicher und politischer Umsturzgelüste zu sehen. Damals war dem noch nicht so, denn in dem größeren Teil der jüdischen Presse

wie auch der jüdischen Gesellschaft waren die guten Überlieferungen aus der Glanzzeit des Berliner Judentums, als die Häuser Mendelssohn und Herz mit ihren strahlenden Sternen Rahel Varnhagen und Felix Mendelssohn tonangebend waren, noch einigermaßen lebendig. Noch lebte der bescheidene und feinsinnige Julius Rodenberg, der eifrige Förderer Gottfried Kellers und andrer wirklich starker Begabungen. Und selbst in dem beliebten Theaterklatschblatt, dem Berliner Börsenkurier, lag das kritische Richtschwert in den freundlichen, weichen Händen eines nicht nur liebenswürdigen, sondern auch ehrlich gewissenhaften Mannes, Isidor Landaus. Die kräftigen Fäuste, die den kleinen Kaftan im Korridor des Lessingtheaters am Morgen der Uraufführung von „Vor Sonnenaufgang" verprügelten, und die kräftigen Kehlen, die, den Höllenspektakel der Zischer und Pfeifer übertönend, den bleichen schlanken Dichter an die Rampe brüllten, gehörten wohl ziemlich ausschließlich Germanen an. Und sie hatten ein gutes Recht, dem frohen Umstürzler zuzujubeln, denn der war beileibe kein Schmutzian und sittenverderbender Rohling, sondern ganz im Gegenteil ein ächt deutscher Schwärmer, der das Leid der gesamten Kultur in seinem jungen Herzen brennen fühlte und seinem Ekel vor der tiefgesunkenen Menschheit gewaltsam Luft machen mußte. Der Zufall, daß der Theaterberichterstatter eines konservativen Blattes (ich glaube, es hieß „Berliner Neueste Nachrichten") erkrankt war, verschaffte mir die Gelegenheit, an einer Stelle, wo er sonst sicher in Grund und Boden verrissen worden wäre, für Gerhart Hauptmann mit warmer Überzeugung einzutreten. Ich entblödete mich nicht, die Liebesszene zwischen Loth und Helene, die bei jener ewig denkwürdigen Morgenaufführung durch schrilles Hohngelächter gestört wurde, für die schönste zu erklären, die seit den Gartenszenen im Faust in deutscher Sprache geschrieben worden sei. Damals wurde ich selbstverständlich wegen dieser Behaup-

tung gehörig verulkt; aber ich meine, ich habe doch recht gehabt.

In jener Zeit also hatte ich mit den andern Friedrichshagenern auch Gerhart Hauptmann einigemal bei mir zu Gaste. Er sah damals genau so aus, wie sein temperenzlerischer Fanatiker Loth geschildert ist. Die schlanke Jünglingsgestalt steckte in einem langen, bis hoch um den Hals geschlossenen Predigerrock, und der ausdrucksvolle Kopf mit der Riesenstirn, den versonnenen Augen und dem großen, schmallippigen Munde stellte schon damals ein seltsames Mittelding zwischen Apostel und Zuchthäusler dar. Er lebte auch seine Überzeugung insofern, als er sich des Alkohols, des Tabaks und aller niedrigen lauten Freuden gemeiner Menschenkinder enthielt. Übrigens war er damals nichts weniger als ein sprühender Gesellschafter und seine Seele ebenso zugeknöpft wie sein Priesterrock. Vermutlich rührte auch sein schweigsames Lächeln von Menschenscheu und leicht verletzlicher Zartheit her. Er wurde dann zu seinem Schaden noch mehr verzärtelt durch die anbetungsvolle Liebe seiner blutjungen Gattin und der andern Tempeljungfrauen im Dienste seines Genius. Die schleppten ihn aus dem Getriebe der rauhen Welt in eine versteckte Waldkapelle, hüllten ihn in Prunkgewänder und breiteten Weihrauchwolken unter seine Füße. Ich führe die beklagenswerte Tatsache, daß es Hauptmann niemals gelungen ist, einen männlichen Helden zu schaffen, einen frohen Tat- und Willensmenschen, auf jenen Kult zurück, den ekstatische Frauen in seiner Jugend mit ihm getrieben haben. Als ich ihm ein Dutzend Jahre später auf Hiddensoe wieder begegnete (er hatte damals bereits sein Rautendelein geheiratet), erschien er mir bedeutend frischer und menschlicher als in seiner Jünglingszeit. Er balgte sich mit seinen Söhnen und Neffen, trieb allerlei gesunden Sport, war braungebrannt und ging frisch fröhlich aus sich heraus. Mit dem Dichter Hauptmann bin ich eine gute Strecke Wegs freudig mitgegangen, bis mir seine

allegorische Geheimniskrämerei und seine immer schlapper werdenden Mannsgestalten allmählich den Geschmack an seinem Genius verleideten. Mit dem Menschen bin ich kaum mehr zusammengetroffen, seit er als großer Herr und Sybarit zu Agnetendorf Hof hält und sich mit einer jüdischen Leibwache umgeben hat. Meine schönste und stärkste Erinnerung an Gerhart Hauptmann wird immer der Abend in Otto Brahms Junggesellenbude bleiben, wo er einem ganz kleinen Zuhörerkreis, in dem Paul Schlenther und ich die einzigen Deutschen waren, seinen „Kollegen Crampton" vorlas — und zwar sehr gut, denn er gehörte zu den wenigen deutschen Dichtern, die sich durch den Vortrag ihrer eignen Werke nicht um allen schuldigen Respekt bringen.

Mein Verkehr mit den Friedrichshagenern, meine lebhafte Parteinahme für die jugendlichen Vorkämpfer des Naturalismus, meine werktätige Beteiligung an der Freien Bühne Otto Brahms und an der sozialistischen Freien Volksbühne hatten mich bei den älteren, konservativ gerichteten Zunftgenossen in den Geruch gebracht, selber ein Umstürzler und ein Bohemien zu sein. Dem war aber durchaus nicht so. Die Richtung meines Schaffens blieb ein gesunder Realismus ohne Scheuklappen, verklärt durch den Humor. Wie lernbegierig ich auch die großen Meister der Weltliteratur aus Vergangenheit und Gegenwart, insonderheit Flaubert, Zola, Dostojewsky, Tolstoi, J. P. Jakobsen, Ibsen, Björnson, in mich einsog, so vermochten sie doch meine Natur nicht umzustimmen oder gar mich zu unfruchtbaren Versuchen der Nachahmung zu verführen. Es ist mir etliche Male widerfahren, daß ich unter dem Eindruck eines Werkes jener ganz Großen mich gänzlich zerschmettert, erledigt und überflüssig fühlte und eine ganze Zeitlang nicht mehr wagte, die Feder anzurühren. Zwang mich dann schließlich doch die Notwendigkeit, meine Familie zu ernähren, dazu, so entsprang diesem schmerzlich beschämenden Gefühle der

eignen Unzulänglichkeit fast regelmäßig ein Werk, das sich hinterher als eins meiner besten erwies. Eine Gefahr, dem unerbittlichen Naturalismus im Stile der Holz und Schlaf oder des jungen Hauptmann zu verfallen, bestand für mich nicht, weil ich Reinlichkeit, frische Luft und gute Gesellschaft für mich als Lebensbedingungen empfand. Der Armeleutegeruch, Fuselduft und alle Arten von Schmutz dagegen widerten mich an. Es traf auch durchaus nicht zu, daß ich mich etwa in der Gesellschaft leichtlebiger Zigeuner, prahlerischer Kneipgenies und ihrer tobenden Korybantenschar wohler gefühlt hätte als in den guten Stuben gepflegter, Ordnung und Ruhe liebender Kulturmenschen. Ganz im Gegenteil: ich, dem es schon Überwindung kostete, mit Rücksicht auf meinen Geldbeutel dritter Klasse zu fahren, ich fühlte mich so recht behaglich nur in den Häusern ebenbürtig Verheirateter, abgeklärter Geistesmenschen.

Die freundlichste Erinnerung bewahre ich an die Häuslichkeit Friedrich Spielhagens. Da traf sich eine buntgemischte, aber immer erlesene Gesellschaft von mehr oder minder belangreichen Persönlichkeiten. Spielhagen selbst, seine feine, liebenswürdige Gattin und seine vortrefflichen Töchter waren die aufmerksamsten Wirte, die man sich denken konnte, und verstanden die feine Kunst, die Unterhaltung um tote Punkte geschickt herumzubugsieren, Anregungen zu lebhaftem Meinungsaustausch hinzuwerfen und rechtzeitig zu bremsen, wenn der Kampf etwa roh zu werden drohte. Spielhagen selbst war nicht nur ein sehr gewandter, schlagfertiger Tafelredner, sondern auch ein Plauderer, der niemals seicht, ein Dozent, der niemals langweilig wurde. Ich traf Spielhagen näher in einer Zeit, da er schmerzlichst unter dem Gefühle litt, sich überlebt zu haben. Die Jungen hatten ihn hohnlachend zum alten Eisen geworfen, und auch bei seinem älteren Leserkreise war sein strammer 48er Liberalismus gänzlich aus der Mode gekommen. In den Zeitungen

wurde sein Name kaum mehr erwähnt, und wenn, dann nur im überheblichen Tone des Spottes über den kraftlos gewordenen Alten. Für einen Dichter, der Jahrzehnte hindurch der Abgott seines Volkes, der angeschwärmte Führer seiner Jugend gewesen war, mußte es eine unerträgliche Demütigung sein, sich bei lebendigem Leibe zu den Toten geworfen zu sehen. Er war sehr eitel, doch in einer harmlos liebenswürdigen Art, und so wohlerzogen, daß sein begreiflicher Groll gegen das rücksichtslose Erdreisten der Jugend doch niemals, wie bei manchen von den andern Alten, in wüstes Geschimpfe ausartete. Er gelangte zwar nicht dazu, sie zu verstehen, aber er bemühte sich doch darum.

Ich selbst habe erst in späteren Jahren erkannt, was Spielhagen für die Entwicklung unsrer deutschen Erzählungskunst geleistet hat. Es steht für mich fest, daß er derjenige gewesen ist, der dem deutschen Roman sein modernes Tempo und, für ein Vierteljahrhundert mindestens, den vorbildlichen Stil gegeben hat. Es ist gänzlich verkehrt, den modernen deutschen Roman etwa auf Goethe fußen zu lassen. Goethe hat nur die Entwicklung vollendet, die der Roman im 18. Jahrhundert genommen hatte. Er selbst hat unendlich schwer mit der Darstellung gerungen, wie der unglaublich ungeschickte Vortrag in der ersten Niederschrift des „Wilhelm Meister" deutlich zeigt. Und er hat es auch in seinen „Wahlverwandtschaften" und in seinen Novellen niemals zu einer flüssigen, klar aufgebauten, dramatisch gespannten Handlung gebracht, ganz abgesehen von seiner Altersschwäche, die Romanform als Ablagerungsstätte für alle möglichen älteren Manuskripte zu mißbrauchen. Schiller in seinem leider nicht vollendeten „Geisterseher" war bereits ein viel gewandterer Erzähler. Kleist mit seinem heißen Atem brachte einen großen Fortschritt, indem er der Erzählung dramatisches Leben einhauchte. Aber er war seiner mangelhaften Geschmacksbildung wegen rein formal ein schlechter Stilist. Die Ro-

mantiker brachten uns im allgemeinen eher rückwärts als vorwärts. Selbst Immermann in seinem köstlichen Münchhausen konnte sich von der alten beliebten deutschen Unmanier der Einschachtelung und Abschweifung nicht frei machen; Otto Ludwig stammte auch noch aus der Postkutschenzeit und hatte es in seinen prächtigen Erzählungen gar zu wenig eilig, vorwärtszukommen; Gutzkow in seiner unendlichen Breite wurde schon nach kurzer Zeit ungenießbar. So war Spielhagen tatsächlich der erste, der die Forderung der neuen Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen erkannte und einen ihr angemessenen Vortragsstil schuf. Auf Spielhagens Schultern steht die ganze Pyramide der flotten Erzähler gegenwärtiger Geschehnisse und lebensvollen Gestalter moderner Menschen. Spielhagen ist keineswegs ein Neutöner gewesen, wie etwa der Wundermann Hölderlin, der ein noch immer unübertroffenes Vorbild für alle sprachschöpferischen Künstler geblieben ist; sein Verdienst bestand vielmehr darin, daß er im Gegensatz zu den Stubenhockern, Träumern und Tiftlern von früher ein Mann von Welt, ein bewußt moderner Mensch, ein kampffroher Volksredner und Agitator war. Aus diesen Eigenschaften ging ungesucht sein neuer Stil hervor.

Es liegt freilich in der Natur der Sache, daß gerade solche aus den Stimmungen des Tages erwachsene naturgemäß höchst subjektive Tendenzdichtung am raschesten veralten muß. Mit dem Abflauen der leidenschaftlichen Entrüstung des liberalen Bürgertums wider Junker und Jesuiten mußte auch Spielhagens Stern erbleichen, gerade weil er ein aufrechter Mann war, der seine Überzeugung nicht von heute auf morgen wechseln konnte. Und die aufrechten Männer verdienen immer Achtung, auch wenn der Umschwung des allgemeinen Denkens sie ins Unrecht setzt.

Gute Freunde Spielhagens kamen damals auf die Idee, ihm eine Einladung zu einer Vortragsreise durch das

Baltikum zu verschaffen. Die lebhafte Huldigung, die ihm dort zuteil wurde, kräftigte sein Selbstgefühl und entflammte neuen Lebensmut in ihm. Eine Gruppe von jüngeren Freunden setzte es bald nach seiner Rückkehr von jenem russischen Triumphzug durch, daß er Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse" und der Literarischen Gesellschaft" wurde. Als solcher sah er sich wieder in den Mittelpunkt des geistigen Lebens der Weltstadt gestellt und konnte seine glänzenden gesellschaftlichen Gaben als Verhandlungsleiter, diplomatischer Vermittler und schwungvoller Festredner in breitester Öffentlichkeit bewähren. Das rettete ihn vor der Verbitterung und schuf ihm einen immerhin freundlichen Lebensabend.

Im Gegensatz zu Spielhagen war es Theodor Fontane gegeben, bis zum Ende seiner Tage mit der Zeit Schritt zu halten. Allerdings war ihm das Parteigetriebe immer ziemlich gleichgültig gewesen. Mit seinem ganzen Herzen war er Aristokrat, königstreu bis auf die Knochen, ein begeisterter Heldenverehrer und Soldatenfreund, seiner französischen Abkunft zum Trotz ein strammer Altpreuße. In seinen jüngeren Jahren hat er für die Kreuzzeitung geschrieben, im Alter schrieb er für die Vossische Zeitung, ohne daß er doch seine Grundgesinnung irgendwie geändert hätte. Und das ermöglichte sich ohne Gewaltsamkeit und ohne Spiegelfechterei, weil seine stets lebendige, gemütliche Teilnahme nicht der Losung des Tages, dem Kampf der Lehrmeinungen und Moden, sondern allein den Menschen galt.

Menschen in ihrem Tun und Treiben, in ihrem Lieben und Hassen, ihrer eitlen Überhebung oder stillen Demut, ihrer niederträchtigen Bosheit wie in ihrer heldenhaften Aufopferung, ihren Leiden und Sorgen wie in ihrem hellen Jubel und trunkenen Taumel zu beobachten, sie lächelnd zu begreifen, liebend nachzubilden, das war seines Lebens Lust und Inhalt. Es fiel ihm nicht ein, Zensuren

zu erteilen wie ein Schulmeister: lobenswert, gut, im ganzen kaum ziemlich genügend — sie waren ihm alle gleich wert als unerschöpfliche Gegenstände seiner behaglichen Betrachtung, und er hätte gewiß in seiner bunten Sammlung eher noch die langweiligen Tugendbolde als die großen Bösewichte vermissen mögen. So wurde Fontane schon verhältnismäßig früh als Menschenschilderer ein realistischer Humorist, und daher konnte es ihm nicht schwerfallen, noch als Sechziger zu einem Bannerträger der Jüngsten zu werden. Er betete deswegen das Dogma des Naturalismus keineswegs nach. Er ließ sich lediglich stilistisch von dem Bestreben, die Wirklichkeit mit rücksichtsloser Genauigkeit abzuschildern, ein wenig beeinflussen. Seine abgeklärte Altersweisheit und sein gereifter Geschmack bewahrten ihn davor, die Roheiten und törichten Übertreibungen der jungen Brauseköpfe mitzumachen. Und so konnte es geschehen, daß der Siebziger, ohne selbst Naturalist zu werden, doch der neuen Schule der Naturalisten nicht nur als Kritiker mit Verständnis entgegenkam, sondern in seinen eignen Werken für jene Richtung maßgebend wurde.

Dabei war dieser feinsinnige Freund und Führer der Moderne in seinem äußeren Gehaben, besonders aber in seinem Heim, ausgesprochen altmodisch. Kein Mensch wandelte mehr wie er die Potsdamer Straße entlang, einen schottischen Plaid um die Schultern gewickelt. Kein Mensch trug auch mehr solchen Backenbart, der das zurückgestrichene Haupthaar über die Ohren hinweg bis zur Höhe des Mundes verlängerte. Überaus selten waren auch diese großgeschnittenen klaren und dabei freundlichen Augen geworden. Und seine gute Stube vollends in dem obersten Stockwerk jenes altmodischen Hauses an der Potsdamer Straße 114 war die typische Wohnstube eines besseren Bürgers aus den vierziger bis sechziger Jahren. Weder die altdeutsche Periode, noch die Renaissance, noch sonst ein ohnmächtiger Anlauf zur Stil-

erneuerung durch fabrikmäßige Nachahmung alten Kunsthandwerks hatte irgendwelche Spuren in diesem recht nüchternen, aber sauberen Poetenheim hinterlassen. Auch die musterhaft deutliche und durch die Freude an anmutigem Schnörkelwerk malerisch gestaltete Handschrift war bezeichnend für das Wesen dieses Prachtmenschen. In der Unterhaltung war er keineswegs glänzend. Es lag ihm nichts daran, „Eindruck zu schinden", sich in wirkungsvolle Dichterpose zu setzen; aber man schied nie von ihm, ohne eine geistige Anregung, Aufhellung eines Zweifels, eine freundliche Herzstärkung mit hinwegzunehmen. In der Kneipe habe ich Fontane nie getroffen, immer nur in seiner stillen Häuslichkeit. Und man wurde dort nicht eilig abgefertigt, wie ein lästiger Bittsteller, sondern das Gespräch wurde immer so weit fortgesetzt, bis es zu einem gewissen Ergebnis, zu einem Punkt mit nachfolgendem Gedankenstrich geführt hatte.

Ich liebte den alten Herrn zärtlichst. Keiner hat mir mehr gegeben, weder von den Älteren, noch von den Jüngeren, und ich fühlte mich wohl deshalb so stark zu ihm hingezogen, weil ich ihm nach Abstammung und künstlerischer Wesensart verwandt war: auch ich Mischblut mit französischem und englischem Einschlag, Aristokrat nicht nur von Geburt, sondern auch von Gesinnung und vorurteilsloser Liebhaber aller Menschlichkeit. Auch ich Realist mit humorig-ironischer Grundstimmung. Was man an Fontanes Kunst fälschlich besonders rühmte, nämlich seine hohe Fähigkeit, seine Gestalten wirklichkeitsgetreu und durchaus individuell reden zu lassen, das war meine stärkste Seite in der Tat. (Horcht man bei Fontane genauer hin, so kann es einem nicht entgehen, daß seine Gestalten alle die echt Fontanische Mundart reden und Fontanisch krause Gedankenwege wandeln.) Was er vor mir voraus hatte, war, außer der selbstverständlichen Überlegenheit an geistiger Reife und ruhiger Abgeklärtheit des Urteils, die feste Verwurzelung in seiner

märkischen Heimat und die gesegnete Einseitigkeit seiner Begabung. Ich dagegen betätigte mich nicht nur in allen dichterischen Stoff- und Formgebieten, sondern auch noch musikalisch, als Komponist und Geiger, als Rezitator, Regisseur und Schauspieler! Zum Nachfolger Fontanes konnte ich schon deshalb nicht werden, weil mir eben der straffe Halt der Wurzelhaftigkeit und freiwilligen Beschränkung fehlte. Ich ahnte schon damals, daß meine Vielseitigkeit mir zum Verderben werden würde; aber ich hätte sie doch um keinen Preis aufgeben mögen, weil mir durch sie allein die berufsmäßige Schriftstellerei erträglich wurde. Aber gelernt habe ich von Fontane doch viel, namentlich in der Beurteilung menschlicher Dinge. Ich widmete meinem verehrten Meister meinen Roman „Ecce ego — erst komme ich!", der wohl unter meinen früheren Werken der beste ist, und den ich selber für im Fontaneschen Geiste geschrieben hielt. Höchst bezeichnend war nun das Urteil, das der Meister für meinen Privatgebrauch über das Werk abgab. Über die Darstellung sagte er mir nur Schmeichelhaftes, aber wegen meiner temperamentvollen Moral zwickte er mich derb ins Ohrläppchen. Ich hatte nämlich meinen Helden, den Junker Aribert, zum Schluß als ein moralisches Scheusal der sittlichen Entrüstung des Lesers preisgegeben; zu meiner größten Überraschung erklärte das Fontane für einen groben Unfug. Der Mann sei überhaupt nicht so schlimm, und außerdem hätte er, selbst bei gutem Willen, kaum die Möglichkeit gehabt, sehr viel anders zu werden. Und schließlich sollte ich es mir nur ja, wenn anders mir meine künstlerische Reputation lieb sei, abgewöhnen, als Dichter überhaupt etwas Menschliches zu verurteilen. Sehen, so richtig sehen, deutlich gestalten und den Leser zum gerechten, wenn nicht gar liebevollen Verständnis zu führen, das sei unsre ganze Aufgabe. Basta! Ich glaube, daß ich mir in meinem späteren Dichten diese Mahnung des teuren Meisters mit einigem Erfolg zu Herzen genommen habe.

Unvergeßlich bleibt für mich die Feier von Fontanes 70. Geburtstag am 30. Dezember 1889. Ein Festmahl in einem großen Hotelsaale vereinigte alles, was Berlin an glänzenden Namen in der Literatur aufzuweisen hatte. In den tagebuchartigen Erläuterungen zu meinen Versen („Verse zu meinem Leben", 3. Auflage, Berlin 1907, Fontane & Ko.) finde ich darüber folgende Notiz:

Friedrich Spielhagen präsidierte der Tafel und waltete mit Würde seines Amtes als Schleusenmeister der Beredsamkeit. Der Kultusminister sprach, der alte Mommsen sprach, der alte Frenzel sprach, und ich weiß nicht wer noch — lauter hochansehnliche, hochmögende und hochzuverehrende Herren. Auch mir brannte ein Manuskript in der Busentasche, und von Zeit zu Zeit pirschte ich mich unter dem Getümmel des Hochrufens und Gläserklingens an den Vorsitzer heran und bat ums Wort. Und immer hatte er mir noch etliche ehrwürdige Namen zu nennen, die bereits vorgemerkt waren. Beim Eis hatte der Champagner bereits so gründliche Arbeit getan, daß des letzten Redners Worte rettungslos in dem Getöse versanken. Da winkte mich Spielhagen heran und schrie, um sich in dem wüsten Spektakel vernehmlich zu machen, mir ins Ohr: „Wenn Sie's nach dem Käse noch versuchen wollen ...? Ich möchte Ihnen aber abraten, Sie sehen, es ist hoffnungslos!" Es wollte mich bedünken, als ob ein leichter Ton von Schadenfreude durch das weinwarme Wohlwollen des Altmeisters hindurchklinge, und da regte sich mein alter guter Trotz in mir. Nu gerade! dachte ich. Und als der Käse kam, schlug ich ans Glas und brüllte wie ein Stier: „Ich bitte um Ruhe!" Und dann ließ ich meine Verse los. Ich donnerte, ich knallte wie ein von bösen Buben überladener Böller — und wahrhaftig! Ich brachte das Unmöglichscheinende zustande, man hörte muckemäuschenstille zu, und keins meiner Worte ging verloren. Dann aber brach ein un-

beschreiblicher Jubel los. Es hatten nämlich bisher nur Männer über fünfzig gesprochen — meine Käserede hatte endlich der Jugend Gehör verschafft, jener Jugend, die den Jubelgreis als einen der Ihrigen verehrte, weil er noch in seinem sechzigsten Jahre eine neue Richtung eingeschlagen und den Werdenden den Weg gewiesen hatte. Der alte Fontane umarmte mich wortlos, und dann kamen die Jungen, manche mit Tränen in den Augen, und dankten mir für mein erlösendes Gebrülle. Zur Nacht bedankte ich mich gerührt bei meinem Herrgott, daß er mir so gesunde Lungen und ein so ausgiebiges Organ verliehen hatte.

Ich setze das erst kürzlich wieder aufgefundene Gedicht vollständig hierher:

Der alte Grenadier

Von einem greisen Grenadier,
Der, zählt er gleich über die Sechzig schier,
Noch bei jeder Bataille dabeigewesen,
Hab' ich in deinen Gedichten gelesen.
Der sich nicht um die müden Glieder scherte,
Freundwillige Mahnung von sich wehrte
Und blitzenden Auges den Spruch getan:
„Die Jungen müssen ein Beispiel han!
Propere Arbeit im Kriege zu schaffen,
Lehr' ich die Grünen, lehr' ich die Schlaffen."
Und im Potsdamer Schritt, mit Heldenpomade
Marschiert' er hinein in die Kanonade,
Räumte fein auf zwischen Reitern und Rossen
Und hat keine Kugel ins Blaue verschossen.
Das packte das ganze Re'ment bei der Ehre,
Fest saßen im Anschlag mit eins die Gewehre,
Und als man es hörte zum Sturmschritt tuten,
War der Alte voraus mitsamt den Rekruten.
Ob du es wohl selber hineingelegt,
Was gleich mir beim Lesen den Sinn bewegt?

Daß du selber der graue Kriegesheld,
Der nimmer das Schwert in die Ecke stellt,
Der lorbeergeschmückte, jungfrische Kämpe,
Der den Rost nicht ehrt an der ruhmreichen Plempe?
Du bist es, du Recke von hoher Gestalt,
Darüber die Siebzig keine Gewalt,
Du mit dem leuchtenden Augenpaar,
Der den Rauhreif schüttelt vom Lockenhaar,
Du warmes Blut, du blankes Eisen,
Du bist es, den wir Jungen preisen!
Du hast nicht olympisch das Haupt geschüttelt,
Als die Grünen am Tor des Parnaß gerüttelt —
Du hast dich zu ihnen hinabbegeben
Und noch einmal hinein in das brausende Leben,
Weil du schauen wolltest mit eigenen Augen,
Was all der Spektakel wohl möchte taugen.
Dann hast du geprüft und wohl überlegt,
Wie der ältere Freund, der weisere, pflegt,
Dann hast du gedichtet. Und eh' man's gedacht,
Hast du es einfach besser gemacht.
Bist aber drum nicht verdächtigen Horden,
Gleich Götzen, ein Räuberhauptmann geworden.
Wenn die Tollsten Überrumpelung planten,
Bedächtige Freunde zum Rückzug mahnten,
Du hast zwischen Jungen und ängstlichen Alten
Lächelnd dir freie Bahn gehalten;
Kampfglühende Wangen freundlich gestreichelt,
Manch allzu keck Schwert in die Scheide geschmeichelt —
So wardst du den Alten ein arger Moderner
Und bliebst den Modernsten ein würdig Ferner!
Drum lass' dich preisen mit feurigen Zungen
Als Simson, der die Philister bezwungen,
Den selbst die Delila Alter genannt,
Nimmer auf Lorbeern schlafend fand.
Harr' aus, Grenadier, im Kampf sonder Wank —
Hier schäumt dir im Kelche der Jugend Dank!

Am Morgen dieses seines 70. Geburtstages war übrigens eine Abordnung von drei Männern bei Fontane gewesen, um ihm die Glückwünsche des literarischen Berlin zu überbringen. Sie bestand aus Otto Abraham (genannt Brahm), Julius Elias und Paul Schlenther, der damals schier regelmäßig dazu ausersehen war, als Konzessionsgermane bei allen feierlichen Aufzügen der jüdischen Intelligenz „mitzuschlenkern". Fontane war sich der Bedeutung dieser jüdischen Gesandtschaft wohl bewußt, und er soll bei der Gelegenheit mit bitterer Ironie gesagt haben: „Vielen Dank, meine Herren — aber wo bleibt der märkische Adel?"

Ja, es ist wirklich eine Schande für unsern angeblich so hohen Kulturstand, daß für einen deutschen Dichter, der durch die Verherrlichung altpreußischen Heldentums in seinen Gedichten und durch liebevolle Schilderung des märkischen Adels in seinen Romanen zu wohlverdientem Ruhm gelangt war, gerade diese Gefeierten an seinem Ehrentage nicht das kleinste Zeichen dankbarer Anerkennung übrig hatten. Daß dieser märkische Adel seinen Fontane nicht gekannt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Vermutlich hat er sich gesagt: Er wird seinen roten Adler vierter oder gar dritter Güte schon kriegen — weshalb sollen wir uns da noch besonders für den Mann anstrengen, der noch dazu für die liberale Vossische schreibt! Überdies gehörte ja die Beschäftigung mit der schönen Literatur nicht zu den standesgemäßen Passionen. Man verzieh sie höchstens den Damen, wenngleich sie auch bei denen nicht gern gesehen war.

Ja, es ist wirklich dahin gekommen, daß die Judenschaft zum schier ausschließlichen Verwalter und Nutznießer des deutschen Geisteskapitals geworden ist, wie Moritz Goldstein gelegentlich einer vom „Kunstwart" veranstalteten Rundfrage festgestellt hat. Es ist das leider keine freche Ruhmredigkeit, sondern bitterste Wahrheit! Und wir selber sind daran schuld mit unserm tölpelhaften

Stumpfsinn, der sich von der mittelalterlichen Anschauung noch nicht loszuringen vermochte, nach der ein ehrbarer teutscher Biedermann sich von denen gelehrten Schulmeistern und spaßhaften Geschichtenerzählern, Schreibern, fahrenden Sängern und so weiter wohl gern belehren und unterhalten ließ, im übrigen aber sotanes verdächtiges Gesindel nicht für voll nahm und mit Hofnarren, Possenreißern und Quacksalbern in einen Topf steckte. Es ist leider nicht zu leugnen, daß diese Bewertung der Kunst als einer zwar unterhaltsamen und das Leben schmückenden, im Grunde aber eitlen und überflüssigen Betätigung bei dem deutschen Philister aller Stände die herrschende war und ihn dadurch auf den Standpunkt gänzlich unkultivierter Völker herabdrückte. Es waren bei uns eigentlich immer nur die Literaten selber, die für die Literatur eine tiefere Teilnahme hegten. Das wurde erst anders mit der Emanzipation der Juden. Als eine heimatlose Rasse waren sie nicht so historisch gebunden wie wir: „Für das Gewesene gibt der Jud nichts", sagt unser Volk. Desto lebhafter nimmt er an allem Gegenwärtigen teil, und desto schärfer bildet er seine Witterung für das Kommende aus. Der jüdischen Intelligenz scheint auch zuerst die Tatsache aufgegangen zu sein, daß das gedruckte und noch mehr das gesprochene Wort, zumal das unter den sinnfälligen Bedingungen der Schaubühne gesprochene Wort, nicht nur als Same einer zukünftigen Ideenernte, sondern ganz unmittelbar als Werkzeug der Massensuggestion eines der stärksten Machtmittel in der Hand zielbewußter Führer bildet. Daher ihre lebhafte Teilnahme für Literatur und Theater, daher ihr Bestreben, die Presse immer mehr in ihre Hand zu bekommen. Die bloßen Geschäftemacher unter der Judenschaft gingen freilich nur darauf aus, die geistige Arbeit unsrer Begnadeten für sich nutzbringend auszuschlachten. Ihre feineren Intelligenzen jedoch fanden Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihre Lebensaufgabe gar darin, die Schöpfun-

gen des deutschen Geistes in Hut und Pflege zu nehmen und in ihrer Ausdeutung, kritischen Zergliederung oder industriellen Nachahmung Ersatz zu suchen für den Mangel an eigner Schöpferkraft. So erklärt sich die Erscheinung, daß wir neben den zahllosen geschäftstüchtigen jüdischen Zeitungs- und Buchverlegern, Theaterdirektoren, Agenten und Geistverschleißern aller Art auch die überaus zahlreichen jüdischen Kritiker, Literarhistoriker, Kunstgelehrten, dramatischen Marktversorger und Schauspieler bekamen. Alle diese Betätigungen sind schon beinahe jüdisches Monopol geworden. Jetzt schreien wir Wehe über die Vergewaltigung — aber was anders ist schuld daran als unsre Schlafmützigkeit und gottverlassene Eselei!

Der alte Fontane war einer von den Wenigen, die damals schon ahnten, wie es kommen würde. Er besaß den starken arischen Rasseninstinkt wider die „Perser", wie die kleine Exzellenz Menzel sie zwinkernd zu nennen pflegte. Er durchschaute ihre Schliche und merkte wohl, daß sie ihren süßen Schaum nicht schlugen, um ihn mit Apfelkuchen zu verzehren, sondern um den deutschen Michel damit einzuseifen. Das Unglück war nur, daß er es sah und dazu — lachte. Er hatte, wie an der ganzen menschlichen Affenkomödie, so auch an diesem Gimpelfang seinen feinen Spaß. Aber gerade an dem Beispiel Fontanes wird es überzeugend klar, wie der amoralische Ironiker, der feine Lächler, der gütige Versteher wohl der liebenswürdigere Mensch und größere Künstler sein kann, der eifernde Pathetiker dagegen, der ungerecht einseitige Parteimann, der Flammenschürer der sittlichen Entrüstung seinem Volke der wertvollere Helfer und Führer im Kampfe ist.

Wie zuverlässig der Rachedurst der gekränkten Judenheit auch schon damals arbeitete, als sie noch nicht die absolute Alleinherrschaft im Gebiete der Literatur und des Theaters ausübte wie heute, davon sollte ich ein Pröbchen am eignen Leibe erfahren. Einen Tag vor der

Uraufführung meines „Lumpengesindels“ (in seiner ersten, in Otto Brahms „Freier Bühne“ veröffentlichten Fassung) verriet mir mein jüdischer Freund und Gönner, der königl. Opernpantomimist und Schachmatador Harmonist, daß mein Stück morgen abend im Wallnertheater ausgezischt werden sollte. Harmonist mußte es wissen, denn er brachte sein ganzes Leben, außer den wenigen Stunden, die er im Opernhaus dienstlich beschäftigt war, im Café Kaiserhof zu. Und im Café Kaiserhof hatten die tonangebenden Vertreter der jüdischen Presse ihre Stammtische. Dort wurde lokale, jüdisch nationale und Weltpolitik gemacht. Dort war die eigentliche Börse, an der der Marktkurs künstlerischen Ruhmes tagtäglich festgesetzt wurde. Harmonist, der seinen Lebensunterhalt mit seinen Tanzbeinen allein nicht erschwingen konnte, bestritt sein Kaffeehausdasein wohl hauptsächlich aus den Honoraren, die er als Schachlehrer empfing, und aus den Spielgewinnsten mit andern Matadoren. Er war ein sehr gescheiter, ehrlicher Bursch, nahm lebhaften Anteil an allem, was die große Welt sowie den Mikrokosmos des Bühnen- und Literatenvölkchens bewegte, las sehr viel und hatte ein fabelhaft fein dressiertes Gehör. Er war für seine Person nicht zugelassen zur Tafelrunde der geistigen Machthaber der „Frankfurter Zeitung“, der „Neuen freien Presse“, des „Berliner Tageblatts“, „Börsenkuriers“ usw. usw. Aber er hörte über drei andre Tische hinüber, was an jener Tafelrunde gesprochen wurde, und somit konnte man mit Recht sagen: „Harmonist weiß alles!“ — Ich war über die Ankündigung meiner Hinrichtung baß erstaunt und fragte nach dem Grunde meiner Verurteilung.

„Nu, Spaß,“ sagte Harmonist, „Sie sind doch Antisemit!“

Ich (erbleichend): „Wieso?“

Harmonist: „Nebbich: Se haben doch eben en Roman rausgegeben: ‚Die kühle Blonde‘. Na ...?“

Ich: „Aber in dem ganzen Buche kommt doch kein einziger Jude vor!"

Harmonist: „Wennschon — aber Ihr Held hat in erster Ehe eine Jüdin geheiratet und en Söhneken von ihr. Nu schildern Sie in Ihrem Buche — übrigens famos, hab et mit Jenuß jelesen —, wie der Herr Rechtsanwalt, wenn er jewohnheitsmäßig spät nachts zu Hause kommt, immer erst mal an den Kinderwagen rangeht und det Profil von seinem Sprößling beaugenscheinigt — ob nicht vielleicht det Näseken sich sachte ze krümmen anfängt."

Ich: „Also darum bin ich ein Antisemit?"

Harmonist: „Frage! Jestern abend ist von etlichen jüngeren Herren beschlossen worden, Ihnen solche Zicken abzujewöhnen. Also machen Se sich auf'n vajnügten Abend gefaßt."

Der Abend wurde denn auch sehr vergnügt. Schwarzhäuptige Schlangennester waren im ganzen Hause verteilt und zischten aus Leibeskräften, und melodisch abgestimmte Hausschlüssel lieferten den Kontrapunkt im Diskant dazu. Die Bemühungen meiner Freunde, die mein Stück bereits kannten und es als einen bedeutungsvollen Wegweiser zu einer neuen realistischen Tragikomödie hoch einschätzten, waren ebenso vergeblich wie die entrüsteten Gegenkundgebungen des anständigen und gebildeten Publikums, dem mein Stück mit allen seinen Mängeln gefallen hatte. Die maßgebenden Blätter bestätigten denn auch selbstverständlich das Todesurteil der Zischer. Nur der ehrliche, tapfere Schlenther hatte den Mut, in der „Vossischen Zeitung" warm für mich einzutreten, und außer ihm nur noch — Maximilian Harden! Dieser aber wohl nur aus dem Grunde, weil er damals erst am Werke war, sich Namen und Einfluß dadurch zu verschaffen, daß er grundsätzlich immer der Meinung der Mehrheit widersprach.

Den späteren durchschlagenden Erfolg meines „Lumpengesindels" verdanke ich übrigens einem meiner stets

treu und ehrlich erfundenen jüdischen Freunde, nämlich Emanuel Reicher. Er war es, der durch sein unabläßiges Mahnen meine grundsätzliche Abneigung gegen das Umarbeiten der Öffentlichkeit bereits angehörender Werke überwand und mir auch wertvolle praktische Fingerzeige für diese Umarbeitung gab. Reicher war viel mehr als nur ein hervorragender Schauspieler. Er war ein grundgütiger Mensch, dessen schöner Idealismus auf Ehrfurcht vor allem Achten, Großen und Reinen und auf einem starken Gottesglauben beruhte. Seine selbstlose Hingabe an Menschen, die er bewunderte, und seine liebenswürdig kindliche Vertrauensseligkeit wurde oft genug schnöde mißbraucht, ohne daß er sich durch solche trübe Erfahrungen in seiner Menschenliebe beirren ließ. Sein Judentum verleugnete er keineswegs: er war der Sohn eines galizischen Rabbiners, und sein Gedankengang erinnerte oft an die Spitzfindigkeit der Talmudisten, ebenso wie seine Lust am Geschäftemachen. Damit freilich hatte er fast niemals Erfolg, wie alle Menschen mit heillos anständiger Gesinnung. Seine schwärmerische Liebe für germanisches Wesen bewies er auch dadurch, daß er zweimal reinblütige Germaninnen heiratete. Mit der ersten Ehe traf er's freilich übel, denn die geniale Hedwig Kindermann, die wunderbarste Brünhilde und Isolde, die die deutsche Bühne bisher gesehen hat, verlumpte als Opfer ihrer zügellosen Sinnlichkeit. Um so besser traf er's in seiner zweiten Ehe. Er war der beste Vater seiner zahlreichen Kinderschar, und diese Kinder selbst waren im Guten wie im Schlimmen Musterstücke arisch-semitischer Blutmischung. Wir waren Nachbarn, als ich in Berlin in der Nürnberger Straße hauste, und unsre beiderseitigen Kinder Spielgefährten. Die Gelegenheit zu lehrreichen Beobachtungen habe ich mir nicht entgehen lassen.

Wenn ich damals, Ende der neunziger Jahre, den üblen Erfahrungen bei der Uraufführung des „Lumpengesindels"

zum Trotz mich gegen meinen starken Rasseninstinkt wehrte und für den Antisemitismus nicht zu haben war, so verdanke ich das neben meiner Freundschaft mit Emanuel Reicher auch meiner ehrlichen Hochschätzung Otto Brahms. Es war mir zwar nicht möglich, mit ihm warm zu werden, denn er erschien mir als ein kalter, kritischer Kopf, der sein Temperament dermaßen im Zügel hatte, daß man überhaupt nichts davon bemerkte. Mein Gemüt stieß mich ab von diesem verschlossenen Menschen mit dem boshaften Lächeln auf der häßlichen Maske. Erst die Erfahrung mußte mir eine Hochschätzung für Brahm als Charakter aufzwingen. Ein jüdischer Theaterdirektor, auf dessen Wort man sich unbedingt verlassen konnte! Ein Mann, der für seine Freunde durch dick und dünn ging und an seinen Überzeugungen festhielt, auch wenn sie ihm geschäftlich Nachteil brachten! Für seine Pflichttreue bis zum letzten Atemzuge habe ich einen schönen Beweis in Händen: der letzte Brief, den er in der Klinik kurz vor der todbringenden Operation schrieb, war an mich gerichtet. Eine freundliche Auskunft über eine literarische Angelegenheit mit einer Entschuldigung, daß er wegen seiner augenblicklichen schlechten körperlichen Verfassung mir nicht ausführlicher Bescheid geben könne.

Auch Oskar Blumenthal darf ich, wenngleich ich ihm nicht besonders nahe verbunden war, zu meinen ehrlichen jüdischen Freunden zählen. In seiner Eigenschaft als Witzbold war er freilich gemeingefährlich. Ich glaube, es war ihm unmöglich, einen guten Witz zu unterdrücken, und wenn er durch solche Unterdrückung das Leben seines eignen Vaters hätte retten können. Abgesehen davon aber war er ein harmloser, warmherziger und darum liebenswerter Mensch. Für einen Dichter hat er sich selbst wohl nicht gehalten, sondern nur für einen äußerst geschickten Verskünstler. Ganz ungerecht aber wäre es, wenn man glauben wollte, daß er seine zahlreichen Theaterstücke so ganz mit der kalten Hand des

gerissenen Praktikus und berechnenden Ausbeuters der Dummheit geschrieben hätte. Ich behaupte, daß die großen Publikumserfolge durch solche Berechnung niemals zu erzielen sind. Ohne den Glauben an den Wert der eignen Arbeit und an die Güte der Sache, die man als Prediger auf der hohen Kanzel der Bühne vertritt, hilft auch die größte Geschicklichkeit und das feinste Verständnis der Massenseele nichts. Blumenthal glaubte an seine Sendung. Er hielt es für seinen heiligsten Beruf, die arme Menschheit zu erheitern und zu sanften Tränen zu rühren. Er selber weinte mit dem größten Genuß, so oft er, wie er sich ausdrückte: „die Gemütskiste aufzog", und er selber war mit seinem ehrlichen Philisterherzen bei den ehrlichen Philistern, die im Mittelpunkt seiner dramatischen Handlungen standen. Daher seine großen Erfolge. Dem Theaterdirektor, Spielleiter und Dramaturgen Blumenthal verdanke ich viel nützliche Belehrung und dem warmherzigen Menschen manche freundliche Stunde in seiner schönen Villa bei Ischl. Als ich in Berlin im Jahre 1905 den geschäftlichen Zusammenbruch meines Opernunternehmens erlitt und dadurch in so schwere Geldverlegenheit kam, daß ich nicht einmal mehr die Mittel zum Wegzug auftreiben konnte, gingen mir von unbekannter Hand 500 Mark zu. Erst nach Blumenthals Tode habe ich erfahren, daß sie von ihm herrührten. — Einmal gedachte mich mein freundlicher Gönner dadurch zu ehren, daß er mich zu sich zu Gaste lud, um den berühmten Verfasser der „Konventionellen Lügen", Max Nordau (ehemals Sommerfeld) kennenzulernen. Bei der Gelegenheit habe ich meiner guten Erziehung einmal gänzlich vergessen, indem ich gegen jene Leuchte Israels saugrob wurde. Herr Nordau hatte eine so schändliche Beschimpfung und Verhöhnung deutschen Wesens vorgebracht, daß ich meine Entrüstung unmöglich bei mir verschließen konnte. Diese führenden Intelligenzen des internationalen Judentums sind die stärksten Werber für die Sache des Antisemitis-

mus; sie und jene verruchten, frivolen und gewissenlosen Geistbolde, wie man sie unter den jüdischen Literaten und Rechtsanwälten nur allzu häufig antrifft. Der berüchtigte Anwalt Fritz Friedmann, der zu jener Zeit in Berlin sein Unwesen trieb, war ein Musterbeispiel dieses Typs. Ich habe ihn, Gott sei Dank, nicht kennengelernt, wohl aber seinen Geistesverwandten Dr. Richard Grelling, der sich neuerdings durch seine niederträchtige Broschüre „J'accuse" als deutscher Landesverräter bei den Franzosen angebiedert hat. Nur der Zufall, daß im Jahre 1892 dieser Gesinnungslump sich durch einen Prozeß gegen die Zensur bemerkbar gemacht hatte, bewog mich dazu, seine Dienste als Anwalt in meinem Scheidungsprozeß in Anspruch zu nehmen. Von dem Einblick, den ich bei dieser Gelegenheit in die Denk- und Empfindungsweise dieser semitischen Genüßlinge gewann, ist mir ein Ekel fürs Leben zurückgeblieben. Während den berüchtigten Herrn Friedmann sein verdientes Schicksal erreicht hat, läuft Herr Grelling noch frei herum. Wenn es ihm nicht bald gelingt, in Frankreich Deputierter zu werden, wird er wohl versuchen, in England Lord zu werden, wie das ja schon mehr als einem Juden deutscher Herkunft gelungen ist.

Ich vermute, daß es den meisten einigermaßen rassereinen Germanen ebenso ergangen sein wird wie mir. Man sträubt sich aus Leibeskräften gegen den leidenschaftlichen Parteiantisemitismus, weil man als ritterlich empfindender Mensch lieber die Allgemeinheit der Judenschaft nach den paar anständigen, feingeistigen, liebenswürdigen und interessanten Exemplaren, die einem zufällig persönlich nähergetreten sind, einschätzen möchte, als nach den ganz übelgeratenen schäbigen Individuen, die man noch dazu vielleicht nur vom Hörensagen kennt. Sieht man aber jene Rasse einmal in Massen unter sich, wie zum Beispiel in den großen Judenschwemmen Heringsdorf und Norderney, so packt einen ein physischer Ekel

und ein moralischer Widerwille, dem auch der ehrlichste Wille zur Gerechtigkeit nicht standzuhalten vermag. Und welcher vielgereiste Deutsche aus den obersten Kulturschichten hätte nicht wenigstens in den letzten beiden Jahrzehnten im Ausland dieselben Erfahrungen gemacht wie ich: die Spitzen der Intelligenz, die einem dort als deutsche Landsleute begegneten, waren wohl zu 90 Prozent Juden, und die wirklichen Deutschen waren lauter unbeträchtliche Kegel-, Skat- und Sangesbrüder, die mit ihrer harmlos spießerhaften Bierseligkeit weder draußen als Verschwörer gefährlich werden noch ihrem Vaterlande besondere Dienste leisten konnten. Die Ausländer, die selbstverständlich kein Ohr für die jüdischen Namen haben, mußten daher zu dem Eindruck gelangen, daß alle diese auf stein, heim, thal, berg endenden, die stolzesten wilden Tiere, Gold, Silber und edles Gestein in ihrem Namen bergenden vielgeschäftigen und gescheiten Herrschaften die eigentlichen Vertreter der deutschen Intelligenz seien und daß sie sich nach dem Eindruck, den sie von ihnen gewannen, ihr Urteil über das deutsche Volk bildeten.

Auch mit den andern in Berlin lebenden Vertretern des älteren Dichtergeschlechts traf ich gelegentlich zusammen. So namentlich mit dem lieben vortrefflichen Ernst v. Wildenbruch. Aber ich kann diese Bekanntschaften hier füglich übergehen, da sie zu flüchtiger Natur waren, um für mich von Bedeutung zu werden. Im Hause des mir sehr weitläufig verwandten Gustav Schmoller begegnete ich auch manchen hervorragenden Leuchten der Wissenschaft, und in den Häusern einiger andrer Universitäts- und Akademieprofessoren lernte ich die typischen Berliner offiziellen Abspeisungen mit ihrer unveränderlichen Speisenfolge (Salm, Rehrücken, Eis) und der ebenso unveränderlichen Mischung von Fachsimpelei bei den Älteren und leerem Tagesklatsch bei den Jüngeren kennen. Eines spaßhaften Erlebnisses will ich bei dieser Gelegen-

heit gedenken. Im Hause eines jüdischen Malers und Akademieprofessors, der mir als ausgezeichneter Erzähler eigner drolliger Erlebnisse lieb war und mir manchen Stoff zu harmlosen Humoresken geliefert hat, kam ich einmal zu früh zur abendlichen Einladung. Die Dame des Hauses empfing mich allein, und die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Da rückte die Dame denn mit der mir schon allzu gewohnten Frage heraus, wie ich eigentlich mit Schiller verwandt sei. Ich erwiderte ihr, sie möge mich, da meine Großtante Schillers Schwägerin gewesen sei, meinethalben als Schwiegergroßneffen Schillers ansprechen. Im Laufe des Abends wurde ich dann sämtlichen Geladenen — es waren ihrer mehrere Dutzend — als Schwiegergroßneffe Schillers vorgestellt. Ich bin nie wieder dorthin gegangen.

Die glänzendsten Namen Berlins fand ich vereinigt auf einer Gesellschaft im Hause Ravené, zu dem ich dadurch in Beziehungen gekommen war, daß eine meiner Schwestern den jüngeren Sohn des berühmten Kieler Chirurgen Esmarch und dessen ältester Sohn eine Ravené geheiratet hatte. Da fand ich Helmholtz, Werner Siemens, Mommsen, die kleine Exzellenz Menzel und andre wirklich echt goldene Spitzen beieinander. Da ich aber diese Art von Einladungen nicht vergelten konnte und es mir peinlich war, aufdringlich zu erscheinen, so ging ich der Gelegenheit, in diese glänzenden Kreise hineinzukommen, eher aus dem Wege, als daß ich sie auszunützen versucht hätte. So ist es mir mein Leben lang ergangen. Ich weiß selbst nicht recht, war es Scheu vor lästigen Verbindlichkeiten, oder übel angebrachter Stolz, daß ich mich nicht mit lästigen Bittstellern, Strebern und Schweifwedlern verwechselt sehen mochte, kurz und gut: ich habe es immer ängstlich vermieden, mir sowohl bei dem ungerechten Mammon, als auch bei den maßgebenden und einflußreichen großen Kanonen Freunde zu machen. Obendrein habe ich noch viele gute und beträchtliche Leute,

die mir ehrlich wohlwollten, dadurch abgestoßen, daß ich — Briefe nicht beantwortete. Ich darf mich also gar nicht wundern, wenn ich es niemals zu einer gesicherten, festen Stellung, zu mächtigen Gönnern und zu einem großen und getreuen Gefolge gebracht habe. So muß es allen Menschen ergehen, deren Freiheitsliebe ihren stärksten Antrieb aus der Angst vor lästiger Rücksichtnahme bezieht. Mich leitete damals nur der Drang, eine möglichst vielseitige und tiefe Kenntnis der sozialen Verhältnisse, der Menschen, ihrer Lebensbedingungen, ihrer Denk- und Empfindungsweise zu erwerben. Da ich nun in der Geselligkeit der vornehmen Welt und des gebildeten Bürgertums nichts mehr zu lernen fand, was mir neu gewesen wäre, so hielt ich mich eben mehr an jene mir tatsächlich neue Welt des künstlerischen Zigeunertums, der politischen und religiösen Schwärmer, Umstürzler, knorrigen Originale und närrischen Käuze. Die Beute, die ich bei diesen meinen Streifzügen durch den Urwald heimbrachte, bewahrte ich, sorgfältig präpariert, in den Schubfächern meines Gedächtnisses auf zur gelegentlichen Verwertung in meinen Werken.

Selbstverständlich konnte ich der Gefahr nicht entgehen, statt Menschen immer nur wieder Literaten zu erpirschen; es ist unglaublich schwer, aus diesem Dschungel von Kunst, Literatur, Klugschwätzertum und verbummelter Verstiegenheit wieder herauszukommen, wenn man sich einmal zu Fuße hineinbegeben hat. Für Dschungelreisen bleibt der Elefant das gegebene Vehikel, das heißt ein erhabener Standpunkt, durch einen großen Geldsack gestützt. Mein lieber Freund Otto Julius Bierbaum hat etwa zwanzig Jahre nach meiner hier geschilderten Studienzeit in seinem „Prinz Kuckuck" ein umfassendes Bild aller deutschen geistigen Bewegungen um die Jahrhundertwende zu geben versucht. Er hat eine Unzahl von Personen aufmarschieren lassen und die buntesten Verwicklungen erfunden und dennoch mußte ihm seine Absicht mißlingen.

weil er eben als Tintenmensch nicht aus dem Bannkreis der Tinten- und Papierwelt herausfand. So weist sein Weltbild eine empfindliche Lücke auf: von den Vertretern der nüchternen, tüchtigen Arbeit für die Notwendigkeiten des Alltags und für den Fortschritt in die Zukunft weiß er nichts.

Ich fühlte diese Einseitigkeit schon damals und ahnte die Gefahr für mich. Darum gab ich mir alle Mühe, auch mit Kreisen Fühlung zu gewinnen, wo nicht philosophiert, geschrieben und debattiert, sondern einfach notwendige und nützliche Arbeit geleistet wurde. Durch einen Bekannten aus meiner Weimarer Zeit, den Maler Franz Mäcker, wurde ich in einen Ausschnitt seines Freundeskreises eingeführt. Das waren, wie er selbst, lauter mit Spreewasser getaufte Altberliner, biedere Weißbierphilister oder prächtige Originale, die, nachdem sie sich jahrzehntelang in der Welt herumgetrieben und sich allerlei steife Brisen um die Ohren hatten wehen lassen, ihre Altersrenten als Sonderlinge, Sammler, Bastler und dergleichen verzehrten. In meinem Roman „Die kühle Blonde" habe ich diesen Treptower Bekanntenkreis geschildert und bin dem Zufall dankbar, der mir durch Mäckers Vermittlung jene Bekanntschaft mit einigen auserwählten Musterstücken tüchtigen, liebenswürdigen Berlinertums in ungeschminkter Echtheit verschaffte, denn sonst würde mich meine Abneigung gegen das ganze Weltstadtwesen und seine kodderig-schnodderige Berliner Schattierung zu ungerechter Verurteilung des gesamten Berlinertums geführt haben; so aber bin ich zu der Erkenntnis gelangt, daß nur der wurzellose und meistenteils heillos verjüdelte Spreeathener wirklich so widerwärtig sei, wie er vom ganzen übrigen Deutschland empfunden wird, hingegen der richtige Berliner, als Märker, strammer Preuße, als lebenskluger, rasch zupackender Weltstädter genommen, ein recht erfreulicher Mensch sein kann. Freilich entdeckt man ihn häufig erst dann hinter seinem Stacheldraht von

Frechheit und Selbstverulkung, wenn man ihm mit dem richtigen Humor zu Leibe rückt.

In diesem Zusammenhang darf ich auch den liebenswürdigsten Berliner nicht übergehen, den ich wohl überhaupt gekannt habe, nämlich Oskar Kruse-Liebenburg, der nicht nur in seiner großen Familie, sondern auch in seinem noch weit größeren Freundeskreise als „Onkel Oschen" bekannt und allbeliebt war. Ich habe nie einen Menschen getroffen, der so vollkommen das Ideal eines guten Onkels verkörpert hätte. Er war als Holzhändler zu Vermögen gekommen und hatte auch noch nach der Gründerzeit mit einer Grundstückspekulation in der Gegend des Liebenburger Sees in Wilmersdorf gut abgeschnitten. Da erbaute er für seine große Familie mit Hilfe des damals eben hochkommenden Baumeisters Seering die sogenannte Liebenburg. Er selbst war unvermählt und kinderlos. Sein Bruder dagegen, der herrliche Bildhauer Max Kruse, besaß um so mehr Kinder und wäre ohne dieses selbstlosen Bruders stets offene Hand niemals imstande gewesen, von seiner künstlerischen und erfinderischen Tätigkeit allein zu leben, denn es war ihm nicht gegeben, sich zu ducken und zu schicken und mit seiner ehrlichen Meinung hinter dem Berge zu halten. Als ächter Berliner war Max Kruse ein überaus scharfer Kritiker, zwar immer bereit, alles wahrhaft Große und meisterhaft Gekonnte gebührend anzuerkennen, aber unerbittlich abweisend gegen alle Halbheit, allen Dilettantismus, alle Nachgiebigkeit gegen den schlechten Geschmack der Menge. So brachte er es nie zu einflußreichen Gönnern und zu einer zahlreichen Gefolgschaft und mußte sich, was Ruhm und Verdienst anlangt, sein Leben lang von unbeträchtlichen Mitstrebern in den Schatten stellen lassen. Die scharfe, verletzende Kritik, die er gegen andre liebte, kehrte er aber auch gegen sich selbst, daher hat er nur sehr langsam geschaffen, Entwürfe immer wieder zerstört und bereits vollendete Arbeiten durch

immer neue Überarbeitung zu vervollkommnen getrachtet. Die wenigen Werke, die er aus seinem Atelier hinausgehen ließ, sind dafür aber auch schlechthin vollendete Meisterwerke. An der geschäftlichen Ausnützung einiger glänzender Erfindungen, wie zum Beispiel des dreidimensionalen Storchschnabels (einer Maschine zur Vervielfältigung plastischer Bildwerke in beliebiger Größe und in beliebigem Material), hinderten ihn ungünstige Zufälle, und entwicklungssichere Ideen wurden ihm von fixen Geschäftsleuten einfach gestohlen. Wer weiß heute noch, daß die plastischen Theaterdekorationen, neuartigen Beleuchtungseffekte und verschiedene andre bühnentechnische Neuerungen, die Max Reinhardt als erster den überraschten Berlinern vorführte, aus Max Kruses genialem Kopfe stammen?

Auch Onkel Oschen betätigte sich künstlerisch als Maler, kam aber, obwohl ihm manches eigenartige Werk gelang, aus einem höheren Dilettantismus nie völlig heraus. Er fühlte das und half sich über die bittere Erkenntnis hinweg durch eine äußerst drollige Selbstverulkung. Seine eigentliche Berühmtheit und Allbeliebtheit verdankt er jedoch seiner Eigenschaft als trocken humoristischer Geschichtenerzähler. Auch in dieser Rolle wirkte er am stärksten als schonungsloser Selbstverulker. Ich habe einmal den Versuch gemacht, eine Reihe dieser Geschichten niederzuschreiben unter dem Titel „Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte". Der Versuch ist ziemlich mißlungen, denn die Hauptsache, die originelle Persönlichkeit des Erzählers mit seinem Tonfall und seinem listigen Augenzwinkern, war durch keine schriftstellerischen Künste zu ersetzen. Oskar Kruse war als Erzähler ein ganz naiver Künstler, und als solcher wußte er aus dem unbedeutendsten Erlebnis allerliebste Wirkungen herauszuziehen. Man konnte von ihm lernen, wie man durch geschicktes Dazulügen ein Körnchen Wahrheit zu einem Haufen Heiterkeit gestaltet. Um nur ein Bei-

spiel zu geben: Onkel Oschen war einmal zu einer Hochzeit nach Sondershausen eingeladen. Es waren sehr zahlreiche Gäste gekommen, und da des Brautvaters Mittel beschränkt waren, so eröffnete er das Hochzeitsmahl mit einer kleinen Ansprache ungefähr des Inhalts: „Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Ich muß die Herrschaften bitten, mit dem vorliebzunehmen, was mir meine Mittel gestatten: für jeden ein Schnitzel, ein Glas Bier!" Soweit das Körnchen Wahrheit. Nun aber schilderte Onkel Oschen breit und behaglich den Einzug der Berliner Gäste in Sondershausen, die Enttäuschung der hungrigen Vielfräße und dann die Festtage, bei denen es mittags und abends immer nur Schnitzel und Bier gab. Das Beste, selbstverständlich Hinzugelogene war aber die Schlußpointe. Als die Gäste auf der Heimfahrt um die Mittagszeit in Nordhausen eine halbe Stunde Aufenthalt hatten, stürmten sie die Bahnhofswirtschaft mit dem einhelligen Gedanken: „Gott sei Dank, endlich können wir einmal wieder nach eignem Geschmack eine Mahlzeit zusammenstellen!" Da wurden sie vom Wirt mit freundlichem Lächeln an die gedeckte Tafel geführt, mit dem Bedeuten, daß sie ja wohl die Gäste von der Sondershausener Hochzeit seien. Es sei für sie von dem Brautvater bereits Mittagstisch vorausbestellt: für jeden Herrn — — ein Schnitzel, ein Glas Bier!

In solchen kleinen Schnurren, die er ausnahmslos als eigne Erlebnisse ausgab, war Onkel Oschen unerschöpflich. Und wer dieselbe Geschichte mehrmals hörte, konnte wahrnehmen, daß sie niemals mit den gleichen Worten vorgetragen, sondern immer verändert, häufig bereichert und besser zugespitzt erschien. Am Abend seines Lebens erbaute sich dann Oskar Kruse seine schöne sturmfeste Burg auf der Insel Hiddensoe, und wer dort jemals seine herzwarme Gastfreundschaft genossen hat, wird sein Leben lang mit dankbarem Behagen daran denken.

Von allen seßhaften Berlinern, in deren Häuslichkeit

ich verkehrte, ist mein Verhältnis zu Fedor von Zobeltitz am nächsten an die Grenze der wirklichen Freundschaft gediehen. Er war mein Standes- und ungefähr mein Altersgenosse, mir nahverwandt in der aristokratischen Grundstimmung, in der leichten Lebensauffassung und in dem Bestreben, sich von Vorurteilen frei zu machen. Er hatte, wie sein älterer Bruder Hans, den Degen mit der Feder vertauscht, wie man so schön zu sagen pflegt, aber er brachte es auch mit der Feder nicht über den vielseitig verwendbaren liebenswürdigen Leutnant hinaus. Zu großer Künstlerschaft konnte sein starkes Talent nicht gedeihen, weil ihm die Eigenart des Sehens und die Tiefe des Denkens oder besser der künstlerischen Intuition abging. Was ich an ihm neidlos bewunderte, war der leichtsprudelnde Reichtum seiner Phantasie und sein fabelhafter Fleiß. Dieser Fleiß hat ihn auch befähigt, seine oberflächliche Kadettenschulbildung derart zu erweitern und zu vertiefen, daß er sich zu einem der ersten Bücherkenner Deutschlands, zu einem Haupte der Bibliophilen aufzuschwingen vermochte. Eine gemeinsame Reise nach dem Gardasee, Oberitalien und an die Riviera führte uns so nahe zusammen, daß ich in den letzten Jahren meines Berliner Aufenthalts in seiner durch heitere Geselligkeit belebten Häuslichkeit eine wirkliche Heimstätte fand. Zur eigentlichen Freundschaft im höheren Sinne ging mir wohl das Talent ab, wie den meisten geborenen Künstlernaturen. Unsereinem sind eben die Menschen zunächst immer nur Material für die eigne Gestaltung. Wir geben uns nur an unsre eignen Geschöpfe ganz hin und dann auch nur so lange, als der schöne Rausch der Schaffensfreude dauert. So auch können wir uns wohl mit größerer Wärme, ja aufflammender Begeisterung an uns innerlich verwandte Menschen anschmiegen, ja sogar uns ihnen restlos eröffnen und doch sie treulos im Stiche lassen, sobald sie uns nichts Neues mehr zu bieten haben, oder aber bis eine andre Persönlichkeit unsre Wißbegier

reizt, unsern unersättlichen Hunger nach Entdeckungen im Gebiete des Menschlichen zu stillen verspricht.

Aus demselben Grunde wird ein Künstler auch immer ein schwieriger Ehemann sein. Kein Mann braucht Frauen notwendiger als er, aber er muß schon tief in der Gnade Gottes sitzen, wenn es ihm gelingen soll, mit ein und derselben Frau zeitlebens auszukommen, denn nur ein auserwählter Glückspilz wird auf Anhieb die finden, die ihm auch über ihre Blütezeit hinaus Geliebte und allen kleinlichen Ärgernissen des Alltags zum Trotz lebenslang gleich freundliche Kameradin und verständnisvolle Hüterin seines Schaffens bleibt. Unmöglich sind daher für unsereinen Frauen, mit denen man bereits nach acht Tagen endgültig ausgeredet hat, Frauen, die nach kurzem Aufschwung in die Rosenwolken seliger Verliebtheit im grauen Dunst des Alltags versinken, die in der Wollust weder Andacht noch Phantasie entwickeln, die unserm Schaffen gegenüber mehr kritische Nörgler als ideal naives Publikum sind, die ... ja, wer weiß was noch alles sind und nicht sind! Ei, du lieber Himmel, wo gibt's denn solche Frauen?! Die beste Gewähr für eine dauerhafte Künstlerehe bieten noch Frauen, die selber künstlerische Naturen sind, ohne jedoch sich im gleichen Fache, wenigstens öffentlich, zu betätigen. Die meisten Frauen sind Philister, und zwar justament die besten, während der wirklich starke Künstler niemals Philister ist. Darum finden sich die glücklichen Ehen am häufigsten unter den Philistern und unter den geradlinig vorwärtsschreitenden Edelmenschen. Der Künstler aber ist schon darum auf den Zickzackkurs angewiesen, weil er ohne den Rausch nicht auskommen kann.

Nach dieser sinnigen Abschweifung zurück zu meinem Bericht! Es bleibt mir noch übrig, nachdem ich die Parade über die seßhaften Berliner meiner Bekanntschaft abgenommen habe, meinen geneigten Lesern die glänzende „Suite" von Außenseitern vorzustellen, die auf dem Exerzierplatz der Berliner Literatur meteorgleich auftauchten

und nach kurzem Leuchten wieder verschwanden. — Da ist vor allen Hermann Bahr zu nennen. Er flog von Algier, wo er eine französische Zeitung redigiert hatte, direkt ins Café Kaiserhof. Dort sprühte er Feuergarben mit Knall- und Rauchentwicklung. Den Rauch lieferten seine Virginiazigarren, die er schier pausenlos rauchte, in dem leider erfolgreichen Bestreben, sich heillos damit zu vergiften. Es war tatsächlich eine schwere Nikotinvergiftung, die ihn nach einem kurzen glänzenden Gastspiel von Berlin wieder forttrieb. Wir Jüngeren, und noch mehr die Jüngsten, hingen staunend und bewundernd an seinen Lippen, wenn er von Paris und seinem lasterhaften Kunst- und künstlerischem Lasterleben berichtete oder geistvolle Paradoxe listig lächelnd verteidigte, Könige krönte oder Modegötzen hinrichtete. Welch ein Gegensatz: dieser lässig anmutsvolle Weltmann, dieser geistvoll plauschende österreichische Pariser und diese norddeutschen blutgierigen Berserker, diese schwerzüngigen Blasbalgtreter der Berliner Literaturorgel! Am meisten Ähnlichkeit hatte er noch mit Paul Lindau, den er jedoch an Phantasie und Eigenart des Denkens bedeutend überragte. Die eignen Werke, die er in seiner Berliner Zeit schuf, sind freilich nicht hoch zu bewerten. Es waren nur Verblüffungskunststücke. Sein Roman „Die gute Schule" las sich wie eine Parodie auf Zola; auf drei Seiten tollgewordener Prosa beschrieb er darin, wie ein Gourmand Spargel hinunterschluckt. Und sein widerwärtiges Schauspiel „Mutter" war nur ein schmutziger Trumpf auf Strindbergs „Vater". Bahr sah damals noch nicht aus wie der liebe Gott, sondern eher wie ein genial frisierter Marsyas, der den Apoll mimt. Die weiche Stirnlocke stand ihm famos. Aber aus den Äuglein blinzte ein verflixter kleiner Schweinigel. Ich gehörte selbstverständlich auch zu den Hingerissenen und bin zeitlebens ein ehrlicher Bewunderer seines echten Künstlertums, seiner berauschten Entdeckerfreude, seiner temperamentvollen Verwandlungsgabe und

seiner leichtherzigen Glaubensfreudigkeit geblieben. Wenn er auch nicht viele reine Kunstwerke, die Dauer versprechen, geschrieben hat, so wird sein Verdienst als Anreger und Wegbahner nicht nur auf dem Gebiete der Kunst und Literatur bestehen bleiben. Er hat das Wort „Die Moderne" im Gegensatz zur „Antike" geprägt, er war selber der ein- und ausdrucksvollste Typus des modernen Menschen, des Fortschrittsmannes im besten Sinne.

Ein Meteor von ganz andrer Wesenheit war Hermann Heiberg. Nichts weniger als Ästhet, ein urgesunder Kraft- und Tatmensch, eine prachtvolle nordgermanische Reckengestalt, um Haupteslänge uns alle überragend, mit durchdringendem Feldherrnblick, mit dem sicheren Auftreten eines erfolggewohnten Weltmannes. Er war bereits ein Vierziger, als er in Berlin auftauchte. Bisher hatte er sich als Geschäftsmann großen Stils betätigt, als Verleger und Finanzkünstler Millionen umgesetzt und schließlich doch mit einem großen Unternehmen Schiffbruch gelitten. Aber als aufrechter Ehrenmann dachte er nicht daran, durch einen Bankerott seine Gläubiger hineinzulegen, sondern er wollte von vorn anfangen, neue Hunderttausende verdienen, um zunächst einmal seine gewaltigen Schulden zu tilgen. In glücklicher Stunde hatte er ein kleines Buch geschrieben „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", ein buntes Kaleidoskop reizender Einfälle, geistvoller Neckereien und kluger Bemerkungen. Das Buch fand nicht nur in literarischen Kreisen gebührende Beachtung. Es machte ihn über Nacht zum bekannten Schriftsteller und öffnete ihm die Türen aller literarischen Salons und die Herzen aller schöngeistig veranlagten Damen. Der blonde holsteinische Riese mit dem eckigen Kopf und der prachtvollen aristokratischen Haltung, er war noch kaum 14 Tage in Berlin, als er auch schon überall auftauchte, wo etwas los war. Und weil er schon als Erscheinung nicht zu übersehen war, so kannte ihn bald alles, was in Berlin „die Welt" heißt. Mittags

speiste er bei den Kommerzienräten, nachmittags erteilte er im Café den Literaten Audienz, abends ließ er sich bei den Erstaufführungen im Theater bewundern, und nachts kneipte er in den feineren Gaststätten mit all dem bunten Volk, das in der Weltstadt Namen und einflußreiche Verbindungen besitzt. Dessenungeachtet erschien er am Morgen pünktlich und frischlebendig in seinem Bureau über der Passage von der Behrenstraße zu den Linden, von wo aus er das Inseratenwesen der „Gartenlaube" leitete und sonst noch allerlei nüchterne Geschäfte erfolgreich betrieb. Dabei nutzte er noch jede freie Minute aus, um Bogen auf Bogen mit seiner großen, flüchtigen Schrift zu bedecken. Unterbrechungen konnten ihm nichts anhaben, er kommandierte die Stimmung und formte aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen einen Roman nach dem andern mit leichter Hand. Für ängstliche Stimmungskünstler und Schwergebärer blieb es ein Rätsel, wo dieser Mann, der für alle und alles immer Zeit zu haben schien, die Zeit zum Schreiben hernahm. Sein zweites Buch „Apotheker Heinrich" zeigte ich selber mit Posaunenstößen an. Heiberg hatte darin die Kindheitserinnerungen aus seiner Vaterstadt Schleswig mit reifem Humor und meisterhafter Anschaulichkeit zu einem freilich lockergefügten, aber darum nicht minder bezwingenden Kunstwerk gestaltet und sich damit mein Herz gewonnen.

Wir wurden bald gute Freunde. Aber wer war nicht Heibergs Freund! Die Männer, mit denen er einmal zusammen eine Flasche Wein geleert hatte, erklärten ihn für ein Prachtexemplar, und die Frauen, denen er einmal eine tolle Schmeichelei ins errötende Ohr geflüstert oder eins seiner Bücher mit einer überschwänglichen Widmung verehrt hatte, fanden ihn „einfach süß!"

Er spielte mit [illegible] wie ein geschickter Jongleur mit [illegible] Messern. [illegible] ihn nicht. Er hatte [illegible] Gattin, deutsch-spanisches [illegible] aus [illegible] Kinder, war

treubesorgter Gatte und zärtlicher Vater. Es machte ihm ein teuflisches Vergnügen, fette, verschminkte und verpuderte Großstadtweiber für Sylphen und Grazien, verkümmerte und verknöcherte alte Jungfern für heimliche Vulkane anzusprechen. Sie glaubten alles, waren beseligt, fühlten sich verstanden und — trugen seinen Ruhm in ganz Berlin herum. Das war das einzige, was er mit dieser frechen Schmeicheltaktik beabsichtigte.

Und dennoch geschah es, daß ihm einmal solch ein scharfes Messer zwar nicht ins Herz, aber doch auf den Kopf traf und ihn für eine ganze Weile um seinen klaren Verstand brachte. Das war auch so ein Meteor von weither. Eine verwitwete oder geschiedene Frau Sarah Hutzler tauchte eines Tags, aus den Vereinigten Staaten kommend, in Berlin auf und war bereits nach vierzehn Tagen Stadtgespräch, zum mindesten in den literarischen Kreisen. Sie hatte in den jüdischen Zeitungen ein paar kecke Skizzen veröffentlicht. Ehestandsdialoge, Kinderszenen und dergleichen, wie sie die eleganten Pariser Feuilletonisten allwöchentlich für ihre Leibblätter zu liefern pflegen. Für Berlin war diese frivole Grazie, dieses Theaterfeuerwerk neu, und die Amerikanerin, die es auftischte, war eine so auffällige Erscheinung, daß sie unbedingt die Neugier der geist- und genußfreudigen Lebewelt erregen mußte. Eine üppige Fülle krausen, fuchsroten Haares, die mit dieser Farbe untrennbar verbundene kalkweiße Haut, aus der ein Paar großer, schöngeschnittener orientalischer Augen hervorblitzte, ein sehr großer, üppigsinnlicher Mund und eine wohlproportionierte schlanke Gestalt vereinigten sich zu einem Frauenbild, wie es in Romanen als nixenhaft oder gar dämonisch hingestellt zu werden pflegt. Mir war dieses Weib vom ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft an in tiefster Seele zuwider, denn es verkörperte in vollkommener Weise den damals erst aufkommenden Typus der Weltstadtjüdin, die ihre geistige Gewandtheit dazu mißbraucht, sich zur Virtuosin

auf dem Gebiete der Zweideutigkeit auszubilden, auf schlüpfrigem Boden wie ein Eislaufkünstler zu paradieren und auf solche Fähigkeiten eine aufreizende Anmaßung aufzubauen, die alle gesunde Männlichkeit zu Sklaven und Schoßhündchen erniedrigen möchte. Und es gelang dieser vampirhaften Dalila mühelos, zwar nicht den stärksten Mann Berlins, wohl aber den vergötterten Helden seiner vornehmsten Bühne, nämlich Joseph Kainz einzufangen. Daß auch ihre eigne Tochter, fast noch ein Backfisch, in den genialen Mimen bis zum Wahnsinn verschossen war, bedeutete für die brandrote Sarah nur eine pikante Verstärkung des Reizes bei diesem Verhältnis. Und auf diese Höllenrose mußte auch der blonde Recke Heiberg hineinfallen! Sie hatte sich in seinem Heim eingenistet, seine Kinder betört, seine Frau verhext, und dann weidete sie sich an den Qualen der Eifersucht, die der lange Holsteiner als Nebenbuhler des körperlich unscheinbaren Schauspielers auszustehen hatte. Dann heiratete Kainz die beträchtlich ältere Frau, und Heiberg überwand seine Schwäche. Aber Berlin war ihm verleidet. Er zog sich bald nach seiner Vaterstadt Schleswig zurück und verbrachte den Rest seines Lebens, indem er, um seine Schulden zu tilgen, Roman auf Roman mit unheimlicher Schnelligkeit hinausschleuderte. Sobald er seine Jugenderinnerungen, seine humoristischen Kleinstadttypen aufgebraucht hatte, war es auch mit seiner Künstlerschaft vorbei. Er vermochte nur noch Familienblattfutter zu liefern, das für anspruchsvolle Leser mit den Jahren immer ungenießbarer wurde.

Die bessere Hälfte der Frau Sarah Kainz scheint übrigens der verschollene Herr Hutzler gewesen zu sein, vermutlich ein Germane, wenigstens prägte sich in seinen Kindern die arisch-semitische Blutmischung in charakteristischer Weise aus. Rosa Hutzler offenbarte ein vielversprechendes schauspielerisches Talent, ging aber an der Auszehrung zugrunde, ehe sie sich noch voll entwickeln

konnte. Ihr Sohn dagegen war einer der erfreulichsten Menschen, die mir je begegnet sind. Ein sehr solides Wissen vertiefte seinen angeborenen Witz zu wirklichem Geist. Er besaß eine zarte, reinliche Seele und männliche Tüchtigkeit. Als Kinderarzt von ungewöhnlicher Bedeutung fand er in München ein frühes tragisches Ende.

Hermann Heiberg verdanke ich neben der Vertiefung und Bereicherung meiner Menschenkenntnis auch die Bekanntschaft mit dem unvergleichlichen, trockenhumorigen Realisten des Zeichenstifts C. W. Allers, der übrigens auch ein vortreffliches Doppelbildnis von Heiberg und mir anfertigte. Allers war auch so ein Zauberer, der mit aller Welt gut Freund zu sein verstand. Der Meiningische Theaterherzog wie der große Einsiedler im Sachsenwalde, die hohe Generalität wie das fahrende Volk der Zirkusleute, der Kanonenkönig Krupp wie die giftigsten Kaffeehausliteraten, alles war hingerissen von dem gemütlichen Naturburschentum dieses schwachen Künstlers und starken Könners. Ich habe Allers im Jahre 1891 in Capri besucht, wo er damals seinen „Palazzo Prozzo" aufzurichten begann. Auch dort war er vom vornehmsten Fremden bis zum letzten Geißhüterbuben der allgemeine Verzug. Die Herrlichkeit sollte jedoch nur wenige Jahre dauern. Es ist wohl noch in der Erinnerung der Lebenden, wie sein Name mit dem dunklen Ende Friedrich Krupps in Verbindung gebracht wurde, wie er fliehen und sich jahrzehntelang in den Südseeinseln verstecken mußte. Erst kürzlich ist er in Baden unbekannt verstorben, denn er hatte sich einen andern Namen beigelegt, um in der Heimat von seiner Arbeit Nutzen ziehen zu können.

Und noch eine andre, erheblich wertvollere Bekanntschaft verdanke ich Hermann Heiberg. Nämlich die mit Detlev von Liliencron. Heiberg war es überhaupt, der zuerst auf das dichterische Genie dieses bettelarmen, von Gerichtsvollziehern verfolgten Deichhauptmannes der

Insel Pellworm aufmerksam machte. Im Magazin der Literatur des In- und Auslandes, das damals Eduard Engel herausgab, ertönte die erste Fanfare zur Begrüßung des neuen Meisters aus Anlaß seiner „Adjutantenritte", und Heiberg trug den neuen Namen mit rühriger Beflissenheit in seinem weiten Bekanntenkreise herum.

Um mich aber nicht zu weit von Berlin, dem Gegenstand dieses Abschnittes meiner Erinnerungen, zu entfernen, will ich meiner Beziehungen zu Liliencron bei einer späteren Gelegenheit ausführlicher gedenken.

Zu den regelmäßigen Wintergästen des literarischen Berlin zählte Wilhelm von Polenz. Er war Rittergutsbesitzer in Obercunewalde im Königreich Sachsen und Romanschreiber von erstem Rang. Polenz pflegte, wenn er nicht gar mit Familie im Hotel Quartier nahm, eine elegant möblierte kleine Wohnung am Reichstagsufer für die Wochen oder Monate seines Winteraufenthalts zu beziehen und benutzte diesen Aufenthalt, um in Fühlung mit der lebendigen Literatur zu bleiben, deren Führer kennenzulernen und großstädtische Verhältnisse wie Menschen in seiner ernsten, gründlichen Art zu studieren. Er war ein durch und durch vornehmer Mensch und darum stets beflissen, sich von Vorurteilen frei zu machen und einen immer höheren Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er das mühsälige Gewimmel der Herde überschauen und mit unbestechlicher Gerechtigkeit beurteilen lernen könnte. Dies hat er gelernt wie nur ganz wenige unter uns. In seinen drei Hauptwerken „Der Büttner-Bauer", „Der Pfarrer von Breitenbach", „Der Grabenhäger" hat er uns Romane von bleibendem Wert beschert, die nicht nur packende Lebensbilder, sondern auch tiefschürfende und nahezu erschöpfende Darstellungen des deutschen Bauern, Pfarrers und Junkers am Ende des 19. Jahrhunderts bieten. Aber dieser liebenswürdige Mensch und

starke Könner hatte eine kleine Schwäche: er wollte durchaus die Bühne erobern und war durch keinen Mißerfolg davon zu überzeugen, daß ihm die dramatische Gestaltung nicht lag. Er kam immer mit einem neuen Drama nach Berlin und las sein Manuskript einem auserwählten Kreise bewährter Kenner und selbst dramatisch Schaffender vor. In lebhafter Erinnerung bleibt mir eine solche Vorlesung in seiner eleganten Junggesellenwohnung, der außer mir noch ein halbes Dutzend wohlbekannter Dichter und Kritiker beiwohnte. Nach dem zweiten Akte wurde die kleine Zuhörerschar durch ein sehr gutes und reichliches Abendessen gestärkt. Unter dem Einfluß des vollen Magens und der reichlich genossenen guten Weine sank die Aufnahmefähigkeit für den dritten und die folgenden Akte (denn unter fünfen tat es Polenz nie!) gar beträchtlich. Der einförmige, sanfte Singsang seines Vortrags konnte nicht verfehlen, allmählich eine einschläfernde Wirkung auszuüben. Julius Hart hockte wie ein Türke auf dem Diwan, und sein Haupt sank immer tiefer auf seine Brust. Heinrich Hart hatte sich zu Anfang des vierten Aktes bereits auf einem Bärenfell zu Füßen des Diwans lang ausgestreckt. Vor Beginn des fünften gelang es ihm, sich unbemerkt hinauszustehlen. Im Korridor stieß er auf den livrierten Diener und heischte von diesem Hut, Stock und Paletot. „Tut mir leid," versetzte der Livrierte, „ich habe strengen Befehl, die Sachen nicht auszuliefern, ehe die Vorlesung zu Ende ist:" — Und der Mann war unbestechlich!

Einige Jahre später, als ich einmal von München zu einer Vorlesung nach Berlin kam, suchte mich Polenz in meinem Hotel auf. Es war vier Stunden vor Beginn meiner Vorlesung, und ich lag im Bett, weil mir gar nicht wohl war und ich durch Schlaf und Wärme mich für die Leistung des Abends in Form zu bringen hoffte. Selbstverständlich hatte Polenz ein dickes Dramenmanuskript mitgebracht, das er mir vorzulesen gedachte. Ich setzte mich

heftig zur Wehr, meinen leidenden Zustand und die Notwendigkeit, mich zu sammeln und das Thema meines Vortrags zu durchdenken, ins Gefecht führend. Es half mir nichts. Polenz setzte sich auf meines Bettes Rand, hieß mich ruhig liegenbleiben und nur mit Aufmerksamkeit einige Hauptszenen verfolgen. Er werde das Fehlende durch kurze Erzählung ergänzen. Und nun legte er los. „Andreas Bockhold, ein Trauerspiel aus dem Zuchthaus." Es waren, wenn ich nicht irre, nur vier Akte, die füllten aber auch die mir gegebene Zeit vollständig aus. Einförmig, beruhigend, wie ein sanft plätscherndes Wiesenbächlein, lullte das hohe, leise Organ des lieben Dichters mich ein. Nur von Zeit zu Zeit hob sich ein schärferer Ton hervor, nämlich wenn der liebe Dichter sich über mich beugte mit der Frage: „Sie schlafen doch nicht etwa?" — Während ich mit nervöser Ungeduld die Durchsteckknöpfe in mein steifes Vortragshemd zu bohren suchte, die weiße Krawatte knüpfte und in den Frack schlüpfte, mußte ich dann eine eingehende begründete Kritik des Gehörten liefern.

Aber sonst, wie gesagt, war Wilhelm von Polenz einer der prächtigsten Menschen, die ich jemals unter dem Schreibervolk angetroffen habe. Sein Hauptvorzug war eben der, daß er nicht in dem Bannkreis des verfluchten Literatentums steckenblieb, sondern zunächst doch immer Rittergutsbesitzer, ein freier, vornehmer Herr war. Niemals ließ er sich anstecken von der kleinlichen Gehässigkeit, dem Erfolgsneid und all den schlimmen Menschlichkeiten, die dem künstlerischen Gewerbebetriebe anzuhaften pflegen. Er dachte nicht daran, unlauteren Wettbewerb zu treiben, sondern hielt streng darauf, anständig für seine Arbeit bezahlt zu werden, aber weil er diese Bezahlung nicht nötig hatte, konnte er sich unabhängig erhalten vom Geschmack des Publikums und seine Schöpfungen ausreifen lassen. Das ist eigentlich die Grundbedingung für jedes reife, ernste Künstlertum. Solange es nicht möglich

ist, aus öffentlichen Mitteln bewährten Künstlern die Sorge für des Leibes Nahrung und Notdurft fernzuhalten, wird immer der vornehme Dilettant, das heißt wörtlich: der Liebhaber künstlerischen Schaffens, weit eher in der Lage sein, Werke von dauerndem Wert hervorzubringen als der unter der Peitsche der Not arbeitende und immer ängstlich um den Beifall des Publikums besorgte Berufskünstler. Und eine wirklich gerechte Kritik dürfte nie an der Frage vorbeigehen, ob der Künstler sein Werk in sorgenfreier Muße oder unter dem Druck der Notwendigkeit, Geld zu verdienen, schuf. Gelingt so einem armen Teufel von Schreibersknecht trotzdem ein Werk voll Schönheit und überragender Bedeutung, so sollte es höher bewertet werden als die gleiche Leistung eines in voller Unabhängigkeit Schaffenden. Anderseits aber dürfte eine wirklich gerechte Kritik auch niemals geringschätzig aburteilen, wenn ein Dichter, der seine Berufenheit durch ein ächtes Kunstwerk auch nur ein einziges Mal bewiesen hat, Arbeiten auf den Markt wirft, die den Stempel der Brotarbeit deutlich an der Stirn tragen.

Durch Polenz lernte ich auch seine beiden berühmten Regimentskameraden von den sächsischen schweren Reitern kennen, nämlich Fritz von Uhde, den Münchner Maler, und Moritz von Egidy, den edlen Laienpriester. Egidy hatte die Uniform abgelegt, weil seine Herren Kameraden es nicht für standesgemäß hielten, religiöse Zweifel an die große Glocke zu hängen. Wenn der Edelmann und Soldat sich mit den Glaubensartikeln seiner Kirche nicht abfinden kann, so soll er das mit sich abmachen und den Rand halten, aber nicht Bücher schreiben oder gar in Volksversammlungen als Demagoge auftreten. Gegen solche beschränkte Auffassungsweise setzte sich der Herr Major nämlich zur Wehr. Es war ihm heilig ernst um sein kirchenfreies Christentum, und er hielt es einfach für Menschenpflicht, den Glauben, der ihm zu innerer Ruhe und Klarheit verholfen hatte, auch andern

schmerzlich ringenden und suchenden Seelen mitzuteilen. Er war eine ergreifende Erscheinung, dieser schwärmerische Reiteroffizier inmitten des im ödesten Materialismus gedankenlos zwischen Begierde und Genuß hin und her taumelnden Weltstadttreibens. Schmucklos und schlicht war seine Rede, seine Beweisführung jedoch philosophisch geschulten Widersachern nicht gewachsen, seine theologischen Fachkenntnisse mangelhaft, sein erlösender Gedanke ein Gespött für die große Masse — und doch: wenn er so alle die scharfsinnigen oder gar höhnisch-frivolen Einwendungen über sich ergehen ließ, dann seine guten blauen Augen so innig über die Versammlung hinleuchten ließ und mit vor Erregung bebender Stimme ausrief: „Was soll ich euch darauf erwidern? Fühlt ihr denn nicht, daß ich die Wahrheit für mich habe? Gegen meine heilige Überzeugung rennt ihr vergebens mit euren Spitzfindigkeiten an", dann mußte man diesen Edelmenschen liebhaben, auch wenn er einen nicht zu überzeugen vermochte. Ein großer schöpferischer Geist war er gewiß nicht, aber ein herrlicher, gut deutscher Mann. Auch meinem Unglauben vermochte er kein Damaskus zu bereiten, denn ich war damals noch viel zu fest verstrickt in die ästhetisch-literarische Begriffsverwirrung, als daß ich für die wirklich bedeutenden Menschheitsfragen eine ernstere Teilnahme hätte aufbringen können. So leuchtete die Lehre dieses Laienpriesters nur wie eine Sternschnuppe in der Dunkelheit meiner Erkenntnis auf und blieb in dem bunten Kaleidoskop des Weltstadtgetriebes ein einfaches, kristallhelles Glassplitterchen. Ein Erfolg war Egidys Wirken nicht beschieden, denn mit schönen Gefühlen allein macht man keine Revolutionen. Doch ein edler Mensch hat nie umsonst gelebt. Sein bloßes Dasein dient vielen zur Erquickung und legt Zeugnis ab wider die Pessimisten, die an dem Jammer der Menschheit verzweifeln möchten.

Ich habe außer Egidy nur einen reinen Idealisten und heiligen Menschen kennengelernt, das war der junge

Heinrich von Stein, den ich als Tertianer in Halle ein paarmal besuchen durfte. Damals hatte ich noch keine blasse Ahnung von der Bedeutung dieses Frühvollendeten, und doch umwehten mich in seiner Gegenwart Schauer der Andacht. Das ist die geheimnisvolle Macht des hohen Geistes und der reinen Menschengüte.

Ich will meine Erinnerungen an die ersten zehn Jahre meines Berlinertums beschließen, indem ich einen frischen Rosenstrauß auf das Grab des Ethischen Klubs lege. So nannte sich eine freie Vereinigung geistig aufstrebender junger Leute, denen die gleichfalls Ende der achtziger Jahre von dem Astronomen Professor Förster gegründete Ethische Gesellschaft nicht recht behagte, weil sie ihnen wohl zu akademisch, zu weich besohlt und glatt behandschuht sein mochte. Unsre Gesellschaft hatte vor der ungeheuren Mehrzahl ähnlicher Vereine den großen Vorzug, daß sie weder Satzungen noch Schatzungen kannte. Sie war einfach ein Debattierklub, in dem jeder zu Worte kommen konnte, der über die brennenden Fragen des Tages oder auch über bedeutsame philosophische, ethische, wirtschaftliche und allgemeine Fragen etwas Besonderes zu sagen hatte. Es wurde also an jedem Vereinsabend ein Vortrag gehalten, sei es frei, sei es nach dem Manuskript, und alsdann dem Meinungsaustausch über das Gehörte freier Lauf gelassen. Hervorgegangen aus dem kleinen Freundeskreis des jungen Rechtsanwalts Mühsam (nicht zu verwechseln mit dem nachmals so bedenklich ruchsam gewordenen Erich Mühsam!), ergänzte der Klub seine Mitgliederzahl durch Einführung von Gästen, die dann, wenn ihnen die Sache gefiel, öfters kamen und damit als Mitglieder angesehen wurden. Auf diese Weise wuchs sich die Gesellschaft bald zu einer stattlichen Kopfzahl aus. Unliebsame Gesellen wurden durch Ironie hinausgeekelt. Im Gegensatz zu der Gesellschaft Försters, die eine Art freie Gemeinde für die Gegner des Kirchentums bilden sollte und sehr bald völlig dem jüdischen Einfluß verfiel,

fragte der Ethische Klub weder nach der Stellung seiner Mitglieder zur Religion noch zur Politik, sondern wollte eben nur eine Auslese gärender junger Hirne, heißer Herzen und hochgestimmter Seelen zum förderlichen Meinungsaustausch versammeln. So hatten wir denn unter unsern Mitgliedern junge Doktoren aller Fakultäten, Künstler, Dichter, Tagesschriftsteller, Schauspieler und einige wenige bereits in Amt und Würden gelandete Herren. Die Zusammenkünfte fanden wöchentlich einmal im Keller des Franziskanerbierhauses in der Französischen Straße statt. Von bekannteren Namen fallen mir ein: die Harts, O. E. Hartleben, Dr. Max Dessoir, Dr. Franz Oppenheimer, Wilhelm Bölsche, Dr. Hermann Türck, Dr. Carl Peters (der berühmte friedliche Eroberer Ostafrikas), J. G. Stollberg (der spätere Direktor des Münchner Schauspielhauses), Paul von Gizycki und Conrad Alberti (Sittenfeld).

Rechtsanwalt Mühsam, der Begründer, ließ sich nur selten als Vortragender vernehmen und beschränkte seine verdienstvolle Tätigkeit auf die geschickte Leitung der Debatte und die kluge Verhütung katastrophaler Zusammenstöße. Das diplomatische Geschick des Vorsitzenden war von großer Wichtigkeit, weil bei der starken Gegensätzlichkeit der Weltanschauung unter jugendlich aufbrausenden Temperamenten der parlamentarische Ton nur zu leicht vergessen wurde. Am lautesten und schärfsten wurde gestritten, wenn unsre sozialdemokratischen Heißsporne politische Fragen erörterten. Der törichte Phrasenschwall dieser gänzlich weltfremden Menschheitsbeglücker ging gerade den tief und vielseitig gebildeten besten Köpfen unter uns auf die Nerven, so daß die sozialistischen Abende fast regelmäßig ungemütlich wurden. Unser Hauptsozi war der Schauspieler und Redakteur Türck, nicht zu verwechseln mit dem Hamlet-Türck, der gleichfalls unser Mitglied war. Hatten wir es bei ihm mit einem ehrlich be-

geisterten Schwärmer und im übrigen liebenswürdigen und bescheidenen Menschen zu tun, so mußte bei seinem Gesinnungsgenossen Alberti die wüste Geste und unedle Dreistigkeit den Mangel an Bildung und Reife des Denkens ersetzen. Es erscheint kaum faßlich, wie man einen solchen einfach unmöglichen Menschen damals überhaupt ernst nehmen konnte. Denn dieser geborene Sittenfeld, von dunkelster jüdischer Herkunft und höchst oberflächlicher Bildung, konnte weder ein anständiges Deutsch schreiben noch sich auf Originalität seines Denkens berufen. Er nistete sich wanzenhaft überall ein in der Presse, in der Literatur, in der sozialen Bewegung, schrieb dicke Romane, die von sittlicher Entrüstung gegen Adel, Bürgertum, Pfaffen usw. überquollen und dabei eine geradezu lächerliche Unbekanntschaft mit dem Wesen der angegriffenen Klassen bekundeten. Er schrieb Kritiken voll giftiger und ungerechter Bosheit gegen alle, die Erfolg hatten, und gefiel sich bei jeder Gelegenheit im Aufstellen unverschämter oder kindischer Behauptungen, wie z. B. daß die Dirne das wahre Edelweib oder daß Gottfried Keller ein maßlos überschätztes kleines Talent sei! Als wir ihm einmal vorhielten, daß er doch wohl zum mindesten die Meisterhaftigkeit der herrlichen Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe" anerkennen werde, zuckte er die Achseln und erwiderte: „Nu, wennschon! Wer von uns hätte nicht auch mal 'ne anständige Novelle geschrieben?" Er war der Thersites unsers Klubs und wurde nur deshalb nicht hinausgeworfen, weil seine glorioſe Chuzpe (= Frechheit) und sein kindlicher Größenwahn eine Quelle steter Heiterkeit für uns waren. Obendrein war der arme Mensch auch noch so abschreckend häßlich, daß, als er mich einmal besuchte, meine vier kleinen Kinder unisono ein klägliches Wehgeschrei erhoben und aus dem Zimmer flüchteten, als säße ihnen ein böser Kobold auf dem Nacken. Das einzige Verdienst, das sich dieser Nichtskönner und wilde Geiferer in der Maienblüte seiner Sünd-

haftigkeit erworben hat, besteht darin, daß er in gelegentlicher Anwandlung dumm-gutmütiger Ehrlichkeit einige treffende Wahrheiten über das Judentum ausgeplaudert hat. Er ist dann später unter dem wohltätigen Zwang, für Frau und Kind sorgen zu müssen, ein ganz harmloser, äußerst betriebsamer Tintenkuli geworden, der gegen gute Bezahlung über alles schrieb, was irgend von ihm verlangt wurde: über Hutfabrikation, Geburtshilfe, Astronomie und die Veredlung des Lamas. Glücklicherweise war das Judentum nicht nur durch Herrn Sittenfeld bei uns vertreten, sonst wären wir sicherlich alle ausgetreten und hätten einen antisemitischen Klub gegründet. Juden waren nämlich außer unserm vortrefflichen Vorsitzenden auch unsre beiden glänzendsten Redner Dessoir und Oppenheimer. Bei beiden entströmte die Beredsamkeit einem äußerst vielseitigen und dabei soliden Wissen. Dessoir war als Vortragender wie im Meinungsaustausch fein, sorgfältig überlegt und schlagfertig; Oppenheimer schwungvoll und sieghaft überzeugend. Die Abende, an denen er einen Vortrag hielt, waren für mich die genußreichsten von allen. Er war es auch, der meistens dem aussichtslos scheinenden Meinungskampf ein Ende machte, indem er seine eigne Meinung in wenige klare Sätze zusammenfaßte, die keinen Widerspruch zu dulden schienen. Franz Oppenheimer hatte in seinem Auftreten, in seiner Erscheinung, in seinem Stimmklang etwas bewußt Herrenmäßiges. Sein überlegenes Wissen und seine müheloſe Beredsamkeit zwangen auch seine Neider und die heftigsten Gegner seiner Anschauungen zu bewundernder Unterwerfung. Dabei war er ein liebenswürdig-heiterer Geselle und zuverlässiger Freund. Seine Erscheinung verriet in nichts den Semiten. Er war damals, als ich ihn zuerst kennenlernte, gerade von der Medizin zur Volkswirtschaft umgesattelt, hatte aber, soviel ich weiß, sein späteres Lebenswerk, die Bodenreform, noch nicht in Angriff genommen.

Otto Erich Hartleben las eines Abends sein Schauspiel „Hanna Jagert“ vor, und das war die einzige Gelegenheit, bei der ich ihn todernst gesehen habe, besonders als das Stück in der darauffolgenden Besprechung ziemlich scharf mitgenommen wurde. Bei der Gelegenheit fällt mir eine tragikomische Begebenheit ein, bei welcher derselbe Otto Erich leider seinen Ernst nicht zu bewahren wußte und dadurch eine traurige Tat herbeiführen half. Wir hatten nämlich einmal — wenn ich nicht irre, schon vor der Begründung der Freien Bühne und des Ethischen Klubs — eine Freie literarische Gesellschaft ins Leben zu rufen versucht. Die Friedrichshagener waren fast vollzählig dabei und auch sonst noch eine Menge jungen Volkes, das sich zu den Neutönern und Wegbahnern des Naturalismus zählte. Aber die Sache kam nicht recht in Schwung, weil den jungen Dichtern, die ihre Werke in dieser Gesellschaft meist selbst vortrugen, ein unbefangenes und dabei doch feinnerviges und aufnahmefähiges Publikum fehlte. Die Mitglieder dichteten fast alle selbst und hatten deshalb keine selbstlose Teilnahme für die Hervorbringungen der lieben Kunstgenossen. Eines Tags erschien bei mir ein blutjunger galizischer Jude und überbrachte mir eine Empfehlung von Heinrich Hart, an den er sich zunächst gewandt hatte, um die Erlaubnis zu erhalten, eine eigne Novelle in der Freien literarischen Gesellschaft zum Vortrag zu bringen. Auf meine Frage, wer das Werk lesen solle, erwiderte er, daß er das selber zu tun gedenke. Ich hielt darauf mit meiner Überzeugung nicht zurück, daß er sich damit das Genick brechen werde, denn er mauschelte geradezu entsetzlich und besaß außerdem ein ganz besonders stark ausgebildetes Exemplar der dicken Zunge der galizischen Juden. Der junge Mann wurde flammrot vor Entrüstung und berief sich darauf, daß er Heinrich Hart seine Novelle vorgelesen und dieser seinen Vortrag für gut erklärt habe. Er wollte mir schlechterdings nicht glauben, daß ich von Vortragskunst denn doch

etwas mehr verstünde als der gutmütige Heinrich Hart. Es kam an dem Abend, wie ich es vorausgesehen hatte. Schon bei den ersten Worten des Unglückseligen ward ein unterdrücktes Kichern bemerkbar, das schon nach wenigen Minuten in schallende Heiterkeit ausartete. Es war ganz vergeblich, daß die Vorstandsmitglieder um Ruhe baten. Der junge Dichter mußte den Versuch, weiterzulesen, aufgeben. Da bestieg Hartleben die Redekanzel, äugte durch seinen großen schwarzgeränderten Klemmer mit ernster Miene über die Reihen des Publikums hin und versicherte, das Werk des jungen Galiziers sei gut, er habe es gelesen und könne dafür einstehen, daß es die hohnvolle Ablehnung nicht verdiene. Darauf schickte er sich an, das Manuskript selbst zum Vortrag zu bringen. Aber er hatte noch keine fünf Minuten gelesen, als ihn in der Erinnerung an das schauerliche Gemauschel des Verfassers selber der Lachreiz befiel. Es zuckte verräterisch um seine Mundwinkel, und bei der nächsten Redewendung, die man kurz zuvor schon im galizischen Tonfall gehört hatte, verlor er die Fassung und stockte mitten im Satz, um sich hinter seinem vorgehaltenen Taschentuche auszulachen. Das Publikum johlte vor Vergnügen, und einige ernsthafte Leute forderten laut, daß dem Unfug ein Ende gemacht und die nächste Programmnummer vorgetragen werde. Der ausgelachte junge Dichter aber stahl sich unbemerkt davon, ging heim und — schoß sich tot! — Die Freie literarische Gesellschaft überlebte ihn nicht lange. War auch nicht weiter schade drum.

Soviel ich weiß, hat Carl Peters im Ethischen Klub niemals einen Vortrag gehalten, auch kaum in die Debatte eingegriffen. Er war ein aufmerksamer Zuhörer und bescheiden zurückhaltender Gast in unserm Kreise. War aber die Tagesordnung erschöpft und blieb man noch im zwanglosen Geplauder beieinander, so drängte sich alles um den Tisch, an dem Carl Peters saß, und bat ihn, von Ostafrika zu erzählen. Das tat er denn auch gern,

aber ohne die sonst bei Afrikareisenden so beliebte Großsprecherei und Aufschneiderei. Der einzige Schmuck seiner streng sachlichen Darstellung war ein liebenswürdiger, burschikoser Humor. Kam aber die Rede auf unser Verhältnis zu den Engländern und auf die Kurzsichtigkeit und das mangelnde Verständnis des Auswärtigen Amtes in der Behandlung aller Fragen, die unser Verhältnis zu England betrafen, so wurde Peters bitter ernst und nahm kein Blatt vor den Mund. Solche Leute waren in dem offiziellen Deutschland Wilhelms II. niemals beliebt. So mußten wir es erleben, daß die Regierung diesen prachtvollen Tatmenschen, diesen weitblickenden Politiker, diesen kraftvollen Mehrer des Reiches schnöde fallen ließ, als der Stumpfsinn des liberalen Bürgertums im Reichstag gegen ihn Sturm lief, weil er sich gegen europäische Moralbegriffe schwer vergangen hatte, indem er seinen Boy, der sich an seiner „Bibi" (Geliebte) vergriffen, kurzerhand aufknüpfen ließ. Unsern besten Kenner Englands stellte man kalt, weil er unbequeme Wahrheiten sagte — aber den Berichten des Fürsten Lichnowski, der auf jeden englischen Bluff prompt hineinfiel, schenkte man Glauben! O Verhängnis Deutschlands!

Im Jahre 1897 schrieb ich eine Komödie „Unjamwewe", die am Lessingtheater mit leidlichem Erfolg zur Uraufführung kam. Man erkannte in dem Helden meinen verehrten Carl Peters —, und die ganze deutsche Bühnenwelt verschloß sich meinem Werke, sobald es ruchbar wurde, daß jener den Demokraten so verhaßte Herrenmensch darin verherrlicht werde. Ich arbeitete das Stück später unter dem Titel „Kolonialpolitik" um, in der Meinung, daß einige dramaturgische Schwächen seiner Verbreitung hinderlich seien. In dieser Fassung hatte es im Wiesbadener Residenztheater einen großen Erfolg; aber es biß dennoch kein einziger Bühnenleiter mehr darauf an. Man wollte nach wie vor *starke* Männer nicht verherrlicht sehen.

Es bleibt mir noch übrig, in Kürze meiner Beziehungen zur Musikwelt während dieses ersten Berliner Abschnittes zu gedenken. Durch meine Baireuther Beziehungen hatte ich Engelbert Humperdinck kennengelernt, und als dieser eine Studienreise nach Spanien unternahm, bat er mich, ihm ein Opernbuch zu schreiben, das in Spanien spielte, damit er seine musikalischen Notizen verwenden könne. Ich hatte auch bald eine schlimmromantische Zigeunergeschichte nach George Eliots verschollener Dichtung „Fedalma" zusammengebraut, in welcher edle Hidalgos, Zigeuner und Morisken ihr buntes Unwesen trieben. Aber Humperdinck arbeitete zu langsam für meine Ungeduld. Er schrieb mir reizend witzige Briefe, deutete auch allerlei fruchtbare musikalische Gedanken an, brachte aber im Laufe eines ganzen Jahres nicht eine einzige Szene fertig. Da machte ich mich mit der edlen Dreistigkeit des Dilettanten selbst ans Komponieren und stellte auch nahezu zwei Akte in ausführlicher Orchesterskizze fertig. Dann aber verlor ich den Geschmack an dem romantischen Zeug und Humperdinck desgleichen. Es war ein schmerzloser Verzicht, und wir blieben gute Freunde.

Auch eine Bekanntschaft, die ich in Leipzig schon als Student gemacht hatte, erneuerte ich in Berlin wieder, nämlich die mit Paul Geisler und dem ganzen Kreise seiner glühenden Bewunderer. Geisler hatte das Zeug dazu, in der dramatischen Musik wie in der symphonischen Dichtung Hervorragendes zu leisten. Etwas Neues und unbedingt Persönliches hatte er allerdings nicht zu geben. Dazu stand er allzu stark unter dem Banne Wagners. Er besaß jedoch, was den meisten andern Wagnerianern abging, nämlich ein ungestümes, unbekümmert drauflosgehendes Temperament und eine glückliche Erfindungsgabe für einprägsame und wirksame Motive. Hätte er bessere Textbücher und bessere Verbindungen mit den Bühnenmachthabern gehabt, so hätte er unbedingt als

Opernkomponist die meisten seiner Mitbewerber geschlagen. Er verpflichtete sich später der Wagner-Reiseoper Angelo Neumanns, bereiste mit dieser die Alte und die Neue Welt, trat, während Anton Seidl, der erste Kapellmeister, krank vor Liebe zu Hedwig Reicher-Kindermann, zu dirigieren unfähig war, als Anton Seidl vor das italienische Publikum und wirkte dann noch einige Jahre als Kapellmeister an der Hamburger Oper. Doch über der Kapellmeisterei ging seine großartige Schaffenskraft zum Teufel, und er tauchte schließlich unter als Leiter des Konservatoriums in Posen. In der Zeit seines höchsten Glanzes hatte er einen Schwarm von männlichen und weiblichen Jüngern und Anbetern um sich, dessen schönste und anmutig verdrehteste Vertreter ich in meinem „Kraftmeier" als Toby Tomatschec nebst Tochter Libussa und Raphael Silberstein humoristisch verwertet habe.

Mit Hans von Bülow bin ich nur einmal wieder in Berlin flüchtig in Berührung gekommen. Das war bei der Gelegenheit, als er dort zum erstenmal in der Philharmonie einen Brahmsabend dirigierte. Als ich Bülow bei Liszt in Weimar vorgestellt wurde, hatte er die Bekanntschaft mit der freundlichen Frage eröffnet: „Sagen Sie mal, sind Sie auch so verrückt wie Ihr Bruder?" Dessenungeachtet ließ ich mich nicht abschrecken, ihm im Künstlerzimmer der Philharmonie die Hand zu drücken.

Alexander Ritter war gleichfalls unter den Anwesenden. Er trat auf Bülow zu, reichte ihm die Hand und sagte in wehmütig verschleiertem Ton: „Also du dirigierst jetzt Brahms!" Bülow zog rasch seine Hand zurück, stand eine Weile in stummer Erregung da, und dann stürzten ihm plötzlich die hellen Tränen aus den Augen, und indem seine Hand wieder die des Freundes suchte, sagte er mit mühsamer Beherrschung: „Ach Gott, ja — es waren doch andre Zeiten — damals!" Ich fehlte selten in der

Philharmonie, wenn Bülow dirigierte, und seine Beethovenabende insbesondere zähle ich zu meinen erhebendsten musikalischen Erinnerungen. Für Brahms, den Symphoniker, hat selbst seine Meisterschaft mich nicht sonderlich erwärmen können. Doch das Eindringen in seine Kammermusikwerke gewährte mir, dem eifrigen Quartettspieler, einen hohen und reinen Genuß.

Auch den jungen Berthold Kellermann, der damals eben erst seine Stellung als Hauslehrer Siegfried Wagners verlassen und sich nunmehr die Aufgabe gestellt hatte, seinem innigst verehrten Meister Liszt durch ausschließlich ihm gewidmete Orchester- und Klavierabende zu gebührender Anerkennung zu verhelfen, auch ihn lernte ich in den achtziger Jahren in Berlin kennen und herzlich liebgewinnen. Die Erzählung seiner wechselvollen Lebensschicksale ergab mir dann später die Haupthandlung zu demjenigen meiner Romane, der von allen die größte Wirkung ausgeübt hat und durch Übersetzungen in aller Welt das Andenken Franz Liszts wacherhalten half, nämlich zu meinem „Kraftmeier".

Im Jahre 1902 löste ich meine erste Ehe. Ein gegenseitiges Verstehen und Miteinander-Schritt-halten in der geistigen Entwicklung hatte sich sehr bald schon als unmöglich erwiesen, aber ich hatte mich dennoch mit allen Kräften dagegen gesträubt, das Unheil, das durch meine ritterliche Verfechtung einer Jugendeselei entstanden war, auszulöschen durch eine Ungerechtigkeit gegen die Frau, die schließlich doch nicht dafür verantwortlich zu machen war, daß sie über die Grenzen nicht hinauszukommen vermochte, die ihre Natur ihr gesetzt hatte. Und was meiner Verbitterung und Enttäuschung zum Trotz dennoch zehn Jahre lang diese von vornherein aussichtslose Ehe am festesten zusammenhielt, das waren die vier Kinder, die daraus entsprossen waren. Gutgeartete, unschuldige, führungsbedürftige Wesen. Schließlich behielt aber doch die schmerzliche Überzeugung in mir die Oberhand, daß der

Fortbestand dieser Ehe meinen künstlerischen Stillstand, Erdrosselung meines Humors und die Festwurzelung einer Verbitterung zur Folge haben müßte, die auch für die besten Kräfte meines Gemüts verderblich sein würde. So entschloß ich mich denn schweren Herzens zur Trennung. Da keine Scheidungsgründe im Sinne unsers erlauchten bürgerlichen Gesetzbuches vorhanden waren, das bekanntlich seine Paragraphen über das Eheweſen einem schmählichen Kompromiß der liberalen Regierung mit dem Ultramontanismus verdankt, so mußte ich mich zu der schmachvollen juristischen Komödie hergeben, Scheingründe herbeizuschaffen. Und da ferner die Frau nicht gutwillig auf die Scheidung eingehen wollte, so mußte ich mir meine Freiheit teuer erkaufen, indem ich mich für den alleinschuldigen Teil erklären ließ, mich meiner Vaterrechte begab und mir in wirtschaftlicher Beziehung Fesseln schmieden ließ, die nur ganz unwahrscheinliche Glücksfälle hätten zerbrechen können. Es war für mich nunmehr ganz selbstverständlich, daß ich in einer Stadt, in der ich meine Kinder nur am neutralen Ort und unter Aufsicht hätte sehen dürfen, nicht mehr leben konnte. Ich beschloß, nach München überzusiedeln, wohin mich meine Sommerreisen schon häufig geführt und wo mein süddeutsches Blut sich gleich heimisch gefühlt hatte. Außerdem durfte ich erwarten, dort leicht Anschluß an den Kreis moderner Künstler zu finden, der in Georg Michael Conrad, an dessen „Gesellschaft" ich schon seit Jahren mitgearbeitet hatte, ihren wortgewaltigen, kampffrohen Häuptling verehrte. Zwar waren für einen eifrigbeflissenen Jäger auf Menschenwild die Jagdgründe Berlins unerschöpflich, aber auch der beste Weidmann wechselt gern einmal das Revier. Und schließlich: eine Heimat gab ich ja nicht auf. Ich hatte ja keine! Ich war im eigentlichen Sinn des Wortes (als Bezeichnung einer politischen Partei war der Ausdruck damals noch nicht aufgekommen) ein Alldeutscher. Das Fahrzeug, das ich den Wogen und

Winden einer ungewissen Zukunft anvertraute, war morsch und leck, die Segel hingen schlaff, und als Fracht führte ich mit mir eine ganze Noaharche von Menschengeier aller erdenklichen Arten.

München 1893–1900

An Leib und Seele zerschlagen, verließ ich Berlin und fand zunächst ein freundliches Asyl in Freising an der Isar, wo mein Schwager eine Artillerieabteilung kommandierte. Der völlige Wechsel der Umwelt und der Lebensweise tat dem Weidwunden wohl. Früh auf und aufs Pferd, den Artillerieübungen folgend, oder aber auch durch Wald und Feld streifend, wochenlang nichts von Literatur hörend und keinen Tintenmenschen auch nur von ferne sehend, eingesponnen in schwesterliche Liebe, erholte ich mich bald, so daß ich darangehen konnte, mir in München ein neues Heim zu schaffen.

Eine englische Tante, die jüngste Schwester meiner Mutter, war so freundlich, mir die kleine Junggesellenwirtschaft zu führen, und da sie wie ihre ganze Familie zu den glücklichen Naturen gehörte, die niemals alt werden, weil sie sich die Schmiegsamkeit des Geistes und sogar die Begeisterungsfähigkeit zu bewahren wissen, so vermochte sie sich auch leicht in die ihr bisher fremde Welt des unbeamteten freien Künstlertums hineinzufügen. Obendrein war sie auch noch gut musikalisch, begleitete gewandt am Klavier und sang sogar noch ein wenig. Sie wäre nicht nur eine ideale Tante, sondern auch eine ideale Hausverweserin und Mutter gewesen, wenn sie nicht — einen Hund gehabt hätte. Ich bin ein großer Hundefreund, fast schon ein Hundenarr; ein anständiger Hund kann mich für die ganze unanständige Menschheit entschädigen. Aber so ein verwöhnter und verzogener Damenhund, so eine mißgünstige, muffige, stets übelgelaunte, hinterhältige Bestie kann den schönsten Hausfrieden vernichten. Dieser

Tantenliebling durfte sich nämlich schlechterdings alles herausnehmen. Selbst wenn er den Teppich verunreinigte, wurde das entzückend gefunden, mindestens aber sein armes Därmchen wehleidig beklagt. Und wenn ich oder die Köchin das greuliche Verreckerl je einmal anzuschnauzen wagten, so hatten wir auf längere Zeit der Tante Gunst verscherzt. Das Schlimmste aber war, daß die Kröte petzte! War nämlich die Tante einmal genötigt, ohne ihren „little darling" auszugehen, so konnte es wohl geschehen, daß ich oder die Köchin der Versuchung nicht zu widerstehen vermochten, unsre lange hineingefressene Wut an ihm mit dem Besen oder dem Stiefel auszulassen, und es ist wahrhaftig die lautere Wahrheit, daß das abgefeimte Vieh der Tante alles wiederzuerzählen verstand. Dann rauschte sie in flammender Entrüstung zur Türe herein und schleuderte mir die Anklage ins Gesicht: „Why, you have kicked him, you brute! You can't deny it, for he has told me all."

Ich wäre tatsächlich dieses Hündleins wegen beinahe mit der Tante im Bösen auseinandergekommen. Es war nämlich eines Tags geschehen, daß das Hündlein auf der Straße von einem Radler überfahren wurde. Es blutete aus dem Maul und schrie fürchterlich. Der Radler aber, ein kräftiger junger Bursch, war bös zu Fall gekommen und hatte sich den Schädel an der Kante des Bürgersteigs zerbleut. Und ich Unmensch hatte mich zunächst um den gefallenen Radler bekümmert und kein Herz für den blutenden Liebling gezeigt.

Also dieser altersschwache schwarze Pinscher mit der ewig linksseitig heraushängenden Zunge war die Nachtseite der englischen Tante. Aber von dieser Nachtseite abgesehen, konnte man sich kaum eine bessere Vorsteherin eines Künstlerhaushalts wünschen. So erwarb sich noch ein andres, hoch bedeutsames Verdienst um die Heilung meiner dornzerfetzten Seele und meine Versöhnung mit der Welt. Aber dazu muß ich ein wenig weiter ausholen.

Ich hatte, obwohl ich nahezu elf Jahre verheiratet und

von Kindesbeinen an überaus häufig verliebt war, doch im Grunde genommen gar keine Frauenkenntnis. Meine ewig lange Brautschaft hatte mich verhindert, meine gelegentlichen anmutigen Bekanntschaften über den Zustand jugendlicher Schwärmerei oder biederer Freundschaft hinauswachsen zu lassen. Und auch die Reisebekanntschaften, die ich als einschichtiger Ehemann machte, drohten wohl manchmal gefährlich zu werden, liefen sich aber regelmäßig am Schluß im tiefen Sande meines Pflichtgefühls tot. Das liebenswürdigste Reiseabenteuer begegnete mir auf der Insel Bornholm, die ich in Gemeinschaft mit Hermann Hendrich, dem rühmlich bekannten Wagner-Maler und falschen Böcklin, im Jahre 1889 gewissermaßen entdeckte. (Sie war nämlich bisher nur von dänischen Sommerfrischlern besucht werden.) Das war die Tochter des Leuchtturmkommandanten, eines alten Kapitäns a. D. Ich glaube nicht, daß ich unter gewöhnlichen Umständen an der derben, knochigen Gestalt und dem reichlich groben Gesicht etwas Verführerisches gefunden hätte. Aber dieses „Friluftbarnet" (Freiluftkind) verstand sich auf die Regiekunst der Liebe besser, als ich es je wieder angetroffen habe. Sie wußte sich hinreißend in Szene zu setzen. Anfänglich, als mein Liebeswerben mit dem Taschenwörterbuch selbstverständlich für romantische Nuancen nicht geeignet erschien, beschränkte sie sich mit gutem Humor auf die Rolle der Sprachmeisterin, mit dem Erfolg, daß ich in drei Wochen fließend Dänisch sprechen lernte. Dann aber ging sie zu malerisch-poetischen Effekten über, indem sie in hellen Mondscheinnächten, von ihrem riesenhaften schwarzen Neufundländer Björn begleitet, mit aufgelöstem Haar über den Klippengrat hinunter zum Bade zwischen den weißumbrandeten Schären schritt; oder aber, wenn wir zusammen in der Signalstube saßen, wo der verliebten Angriffslust schon dadurch Schranken gesetzt waren, daß die Pflichttreue der Wachthabenden das Fernrohr unausgesetzt bedienen mußte, und sie dann den vorüberfahren-

den Schiffen durch Flaggensignal allerlei schalkhafte Botschaft zukommen ließ, wie z. B. einmal einem englischen Kohlendampfer: „Hier sitzt ein Deutscher und macht Liebe zu mir — Gruß und Kuß. Thyra!“ Oder aber — und das war das Allerschönste, das Glanzstück der ganzen romantischen Episode — als ich endlich an einem äußerst stürmischen Tage hatte Abschied nehmen müssen und nun mein fürchterlich tanzender und bäumender kleiner Dampfer um die äußerste Felsennase von Hammershus herumfuhr, da stand das kühne Freiluftkind auf dem Felsenvorsprung, wohl an die fünfzig Fuß senkrecht über der tosenden Brandung und hatte einen riesigen Dannebrog um den Leib gewickelt. Und als mein Schiff in Sicht kam, drehte sie sich vier- bis fünfmal auf ihrem gefährlichen Piedestal herum, bis die Flagge abgewickelt war und toll im Winde knatterte. Sie mußte sich mit beiden Armen rückwärts an den Felsen klammern, um nicht von dem sturmgeblähten Flaggentuch herabgerissen zu werden. Ich stand mit ihrem Vater, dem alten Seebären, auf der Kommandobrücke. Und dieser wilde, schöne Abschiedsgruß erschütterte mich dermaßen, daß ich dem Alten um den Hals fiel und herzzerbrechend schluchzte.

Die schwarze Thyra war aber auch praktisch. Denn als sie sich bald darauf mit einem Kopenhagener Kaufmann verlobte, wollte sie von mir ein Klavier zur Hochzeit geschenkt haben. Solches erlaubten mir meine Mittel leider nicht. Als aber der Kaufmann nach kaum einjähriger Ehe nach Amerika durchgebrannt war, schrieb sie mir wieder, daß sie sich entschlossen habe, sich ihren Lebensunterhalt als Hebamme zu verdienen. Da konnte ich ihr wenigstens das Lehrgeld bezahlen. Mir hatte ja das unschuldige Verhältnis auch einen schönen Ertrag gebracht: einen dicken Strauß Lieder und Romanzen von „Feuermeisters Töchterlein“.

Nicht minder harmlos verlief ein flüchtiges Abenteuer, dem ich in meiner Novelle „Das Hoffräulein“ ein Denk-

mal gesetzt habe, ein rührsames Geschichtchen, über das mir kein Geringerer als Björnson viel Schmeichelhaftes sagte. Da aus der Sache nichts Rechtschaffenes werden konnte, so beschloß die süße kleine Blondine, ins Wasser zu gehen. Im letzten Augenblick besann sie sich jedoch eines Besseren, heiratete einen Witwer mit vier Kindern und wurde eine gute Stief- und glückliche rechte Mutter. Derlei freundliche Gelegenheitsgeschenke des Glückes hatten mir wohl eine gute Herzstärkung und dichterische Anregung zuteil werden lassen, aber meine Frauenkenntnis im Grunde doch nicht wesentlich bereichert. Denn es ist schon so: kein Mann kennt eine Frau, bevor er sie nicht im Sinne des kräftigen Lutherwortes erkannt hat. Und dazu sollte mir zum erstenmal in meinem Leben, als ich schon an der Schwelle der Vierzig stand, Gelegenheit werden durch eine junge Freundin, die meine englische Tante zu sich nach München eingeladen hatte. Die Dame war die Gattin eines Verschollenen. Seit fünf Jahren bereits wußte sie nicht, ob sie Witwe sei oder nicht. Und nach dem englischen Gesetz durfte sie erst nach sieben Jahren wieder heiraten, mußte aber — gewissermaßen um den Anstand zu wahren — vorher einen Tag wegen Bigamie ins Gefängnis wandern. Eine solche Ausgehungerte, eine solche Wissende voll Sehnsucht, die alle Kräfte ihres Geistes und ihres Gemütes in Bewegung setzte, um ihre Sinnlichkeit zu verklären, war gewiß zur Lehrmeisterin in der hohen Liebeskunst wie geschaffen. Sie lehrte mich die Andacht der Ekstase und machte mich recht eigentlich erst zum vollreifen Manne.

Mein Liebesglück dauerte nur zwei Tage, dann mußte die Meisterin München verlassen. Aber sooft mir Alfred de Mussets entzückende Verse durch die Seele klingen:

Les plus courts plaisirs de ce monde
Souvent font les meilleurs amours,

muß ich in tiefer Dankbarkeit jenes jungen Weibes gedenken.

Dieſes Erlebnis gab mir den ſtarken Anſtoß nicht nur zu einer völlig neuen Auffaſſung der erotiſchen Probleme, ſondern auch zu einer grundſtürzenden Änderung meiner ſittlichen Begriffe. Ich hielt mich damals ſchon für vorurteilsfrei und vermeinte durch meine eifrige Befliſſenheit um die Erwerbung von Menſchenkenntnis und durch den Verkehr in den verſchiedenſten Geſellſchaftsſchichten eine hohe Stufe der Gerechtigkeit erklommen zu haben. Während meines Münchner Aufenthalts aber wurde ich mir immer klarer darüber, daß ich in bezug auf das Verhältnis der Geſchlechter zueinander doch noch recht im Finſtern getappt war, und daß beſonders die anerzogene ſtrenge Unterſcheidung zwiſchen Weib und Dame mein inſtinktmäßiges Urteil erheblich getrübt habe. Dieſer naive Inſtinkt der geborenen Herrenkinder pflegt auf die bequeme Formel hinauszulaufen: Zum Austoben der Sinnlichkeit ſind die Weiber da, zum Heiraten die Damen. Die Damen haben die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, tugendhaft zu ſein — die Weiber mag der Teufel holen, wenn ſie tugendhaft ſein wollen! Und mein beſonderes Künſtlertemperament ſagte mir außerdem noch: Alle ſchöpferiſche Kraft entſpringt der Sinnlichkeit. Der ſchöpferiſche Geiſt beſitzt die Zauberkraft, aus nichts etwas Lebendiges zu geſtalten. Wenn nun dieſer Zauber nur durch das Feuer der Sinne wirkſam wird, ſo habe ich das gute Recht, dieſes Feuer an mich zu reißen, wo immer ich es finde. Ich habe dieſem künſtleriſchen Übermut dichteriſchen Ausdruck gegeben in dem Singgedicht „Feuersnot", das ich in München mit Richard Strauß ausheckte und im Jahre 1900 auf der Inſel Rügen, in der friſchen Begeiſterung durch ein köſtliches Liebesverhältnis, in wenigen Tagen niederſchrieb. Kein Menſch hat den verborgenen Sinn dieſer Allegorie begriffen. Die Philiſter waren ſelbſtverſtändlich ſittlich entrüſtet darüber, aber auch die berufenen Kunſtverſtändigen blieben ahnungslos. Die Kunſt verleiht, für den Kulturmenſchen wenigſtens, dem Leben erſt Licht,

Farbe, Wärme, tieferen Sinn. Jeder ächte Künstler ist ein Prometheus, der Menschen schafft nach dem Ebenbilde Gottes. Aber er braucht seinen Geschöpfen nicht das ferne Himmelslicht zu stehlen, er kann das Feuer von der Erde nehmen, denn:

All Wärme quillt vom Weibe,
All Licht von Liebe stammt ...

Das ist nämlich die Moral dieser kleinen Dichtung.

Meine eignen Erfahrungen in der Liebe halfen mir dann allmählich, über den selbstherrlichen Künstlerstandpunkt hinaus, meine Erkenntnis auf das allgemein Menschliche anzuwenden und zu einer sittlichen Umwertung der engherzigen Geschlechtsmoral zu gelangen, die meine sämtlichen späteren Werke durchdringt und ihnen über das rein Literarische hinaus ihren ethischen Wert verleiht. Von der seichten Weisheit: „Alles verstehen heißt alles verzeihen" kam ich glücklicherweise bald ab, ebenso wie von der pfäffischen Verachtung des Tieres im Menschen. Das Tier weiß nichts von Gut und Böse. Es handelt aus seinem Instinkt heraus naiv und bleibt darum unschuldig, auch wo es grausam ist und Schäden zufügt. Die sittliche Pflicht des Menschen aber besteht nicht darin, das Tier in ihm auszurotten, sondern es im natürlichen Stande der Unschuld zu erhalten, oder, wenn er das nicht vermag, es zu bändigen, so daß es wenigstens andern keinen Schaden zufügen kann. Das Tier in uns verdient Achtung und liebevolle Pflege, schon deshalb, weil es uns jene schöpferischen Wonnen spendet, auf denen nicht nur die Fortpflanzung, sondern auch die Hinaufpflanzung des Individuums, der Rasse, ja der ganzen Menschheit beruht. Dem höheren Menschen, dessen Seelenkräfte sich schöpferisch auswirken in der Gestaltung neuer Gedanken und in der Läuterung seines sittlichen Willens, wird es ein leichtes sein, dem Tier in ihm ein freundliches Eigenleben zu gestatten, ohne es an die Kette zu legen; aber auch der Durchschnittsmensch kann, wenn er nur mit gutem Willen an

sich arbeitet, unschwer dazu gelangen, sein geistiges Leben ungestört von den bösen Launen des Tieres zu führen. Männer von klarem Geist und gesunder Sinnlichkeit sind fast immer imstande, gewissermaßen zweierlei Konten zu führen: eins für die Geistigkeit und eins für die Leiblichkeit. Den Frauen wird das im allgemeinen viel schwerer, weil ihr ganzes Geistes- und Empfindungsleben viel mehr von ihren körperlichen Funktionen beeinflußt wird. Männer von hohem Fluge des Geistes, von vornehmer Gesinnung sogar, die sich mit Behagen in den niedrigsten Arten von Sinnlichkeit wälzen, sind keine Seltenheit. Frauen ähnlicher Art findet man nur höchst vereinzelt unter ganz großen Künstlerinnen. Das normale Durchschnittsweib ist in der Tat immer noch in Gefahr, moralisch zu sinken, bloß weil es einmal „gefallen" ist. Aber die Schuld an solchem moralischen Sinken trägt dann nicht der „Sündenfall" an sich, sondern nur die stumpfsinnige Gewohnheitsmoral, die Bosheit der Gesellschaft und der Neid der Geschlechtsgenossinnen, an die niemals eine Versuchung herangetreten ist, weil sie so garstig oder so widerwärtig waren, daß niemand sie versuchen mochte. Die sozialen Verhältnisse, die seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts immer mehr junge Mädchen nötigten, frühzeitig der strengen Tugendwacht der Familie zu entrinnen, um sich in beruflicher Tätigkeit auf eigne Füße zu stellen, haben glücklicherweise in dieser Beziehung Wandel geschaffen und den allermeisten Mädchen der unteren oder mittleren Gesellschaftsklasse endlich die Freiheit der Selbstverantwortlichkeit beschert. Mädchen, die solche Freiheit dahin verstehen, daß sie sich nunmehr prostituieren dürften, taugen in der Tat nichts. Die andern aber werden, wenn sie nicht ungewöhnlich dumm oder willensschwach sind, wohl imstande sein, ihre Frauenwürde zu wahren, auch wenn sie sich in freier Liebeswahl verschenken. Meine persönliche Erfahrung, daß solche, durch einen anständigen Beruf selbständig gewordenen Mädchen

sogar durch mehrere freie Liebesverhältnisse hindurchgehen können, ohne an ihrer Seele Schaden zu nehmen, und dann immer noch die besten Gattinnen und Mütter, die zuverlässigsten Erfüllerinnen übernommener Pflichten werden können, ist mir hundert- und aberhundertmal auch von andern bestätigt worden. Es ist dies also, Gott sei Dank, längst keine vereinzelte Erscheinung mehr.

Ich habe aus meinen Münchner Erfahrungen heraus, ungefähr gleichzeitig mit dem Wiener Arthur Schnitzler, den Typus des „lieben, süßen Mädchens" literarisch festgelegt in einer Anzahl von Novellen und Romanen, besonders durch die ungeheure Verbreitung, die mein Münchner Roman „Das dritte Geschlecht" fand. Und dieser Typus, zusamt der ganzen Kette von moralischen und gesellschaftlichen Fragen, die sich daranknüpfte, wurde so zum Gegenstand allgemeiner Erörterung und ernsten Nachdenkens. Auf Betreiben einer japanischen Frauenliga wurde dieses Werk zu Propagandazwecken sogar ins Japanische übersetzt. Heute bin ich mir wohl bewußt, daß meiner damaligen Betrachtungsweise noch viel Oberflächlichkeit und billige Sentimentalität anhaftete; in meinen späteren Werken hingegen, in der „Armen Sünderin", im „Erzketzer" und in der „Verdammten Liebe" habe ich tiefer geschürft und glaube mich nunmehr zu einer von jeder Spur von Frivolität befreiten Gerechtigkeit emporgearbeitet zu haben.

Die reinsten Freuden, die meine literarischen Erfolge mir beschert haben, bestanden für mich in den zahlreichen Briefen, die ich von unbekannten, „suchenden Seelen" erhielt, von Männern und Frauen, denen meine Bücher aus drückenden Gewissensnöten zu hellem Selbstvertrauen und neuer Daseinsfreude verholfen hatten.

Zu solch neuer Daseinsfreude und verstärktem Selbstvertrauen gelangte ich selber auch durch meinen Münchner Aufenthalt. Und zwar nicht nur, indem ich mich in dem warmen Jungbrunnen holder Liebeserlebnisse badete, son-

dern auch dadurch, daß mein im wesentlichen süddeutsches Geblüt in München zuerst seine wirkliche Heimat fand, und schließlich dadurch, daß ich hier zum erstenmal eine der stärksten Seiten meiner Begabung in lebendigen Taten auswirken konnte. Ich wurde nämlich, sobald ich in München einigermaßen bekannt geworden war, von dem Akademisch-dramatischen Verein gebeten, die Spielleitung seiner Aufführungen zu übernehmen.

Das Hoftheater stand damals noch ganz im Banne ängstlicher Überlieferungen und pflegte neben den Klassikern eigentlich nur jene gewisse Art von dramatischer Familienblatt-Literatur, wie sie damals noch überall, vielleicht mit einziger Ausnahme von Berlin, den Spielplan beherrschte. Das Theater am Gärtnerplatz beschränkte sich auf das oberbayrische Volksstück und die Operette, das Volkstheater kam literarisch erst recht nicht in Betracht, und eine private Konkurrenzbühne für das höhere Drama gab es überhaupt noch nicht. Der Akademisch-dramatische Verein hatte es sich nun zur Aufgabe gesetzt, dem literarisch tiefer interessierten Publikum alle epochemachenden Dramen der neueren und neuesten Weltliteratur vorzuführen. Die späteren Werke Ibsens, Tolstois gewaltige „Macht der Finsternis", Gerhart Hauptmanns naturalistische Jugendwerke, ja selbst Sudermanns Gesellschaftsstücke, Halbes „Jugend" — alles das wurde damals vom Hoftheater für unmöglich erachtet. Ich stand nun vor der schweren Aufgabe, mit sehr beschränkten Geldmitteln auf dürftigen Saalbühnen, mit Dilettanten und billigen Berufsschauspielern diese und andre, zum Teil recht schwierige Werke zu einer einigermaßen wirksamen Darstellung zu bringen. Es war nicht zu vermeiden, daß manche dieser Vorstellungen gänzlich mißrieten, andre wenigstens sehr ungleichwertig ausfielen. Im allgemeinen hatte ich aber doch in der Wahl meiner Darsteller viel Glück. Einige wenige Aufführungen gerieten sogar nahezu vollkommen.

Wir eröffneten unsre Vorstellungen mit Sudermanns „So-

doms Ende", in der der junge Schauspieler Max Bayerhammer die Hauptrolle recht wacker trug und ich selber den Doktor Weiß spielte. Die Frauen aber und die meisten der mitwirkenden Dilettanten waren vom Übel. Dann folgte eine weniger glückliche Aufführung von Maeterlincks „L'Intruse" und Maupassants „Musotte", worin Paula Wirth eine hinreißende Leistung bot. Weit besser glückte schon Halbes „Jugend". Das „Hanschen" stellte ein junger Philosophiestudent und Mitglied des Vereins, Friedrich Kayßler, dar, dem ich nach dieser Leistung mit gutem Gewissen raten konnte, die Schauspielerei zum Berufe zu machen. Ganz Deutschland weiß heute, daß er wirklich ein Berufener war. Des Vereins und mein größter Triumph sollten aber Hauptmanns „Weber" werden, obwohl nur wenige hervorragende schauspielerische Kräfte, wie die ausgezeichnete Gattin des Stuttgarter Hofkapellmeisters Alois Obrist, Hildegard Jänicke, dabei beteiligt waren. Aber da zufällig eine ganze Reihe von Schlesiern unter der Studentenschaft vorhanden waren, die ich mir für die wichtigsten Rollen aussuchen konnte — den Jäger spielte z. B. ein Jugendfreund Kayßlers und sein späterer Direktor-Stellvertreter an der Berliner Volksbühne, Oskar Anwand, und den jüdischen Hausierer Dr. Landshoff, der bekannte Musiker —, so gelang es mir, zunächst einmal die Vorschriften des Dichters über das Äußere seiner Personen vortrefflich zur Anschauung zu bringen, und dann fügte es der Zufall, daß gerade damals in Bayern ein Bäckerstreik herrschte, infolgedessen die Bäckerherbergen überfüllt waren von mehr oder minder verhungert aussehenden, blassen, schlotternden Gestalten. Aus diesen Herbergen holte ich mir das arme Volk der Weber. Dazu Kinder und Halbwüchsige von der Straße. In den Haushaltungsgeschäften kaufte ich schadhaftes Porzellan zusammen, das in einem großen Glasschrank aufgestellt wurde. Am Schlusse des dritten Aktes, wo die aufrühre-

rischen Weber die Fabrik stürmen, mußten nun meine bleichen Bäckergesellen mit Stöcken und Äxten diesen Glasschrank samt Inhalt kurz und klein schlagen. Man kann sich denken, mit welcher Begeisterung sie das ausführten. Ein rothaariges, unbeschreiblich verwahrlost aussehendes Mädel von der Straße hatte ich abgerichtet, bei diesem Aktschluß mit einem Satz barbeinig auf das Sofa zu springen und teuflische Jubelschreie auszustoßen. Sie kreischte, daß es den Zuschauern durch Mark und Bein drang. Der Aktschluß kam dadurch zu einer unerhörten Wirkung. Der Eindruck war denn auch so stark, daß wir das Stück mehrmals wiederholen mußten.

Auch an Ibsens „Wildente" wagten wir uns mit Erfolg. Für den Hjalmar Ekdal hatte ich — er war nicht ganz leicht dazu zu überreden — Hans Olden gewonnen. Die Rolle saß ihm wie angegossen. Ich selbst spielte den alten Ekdal, und gut, wie ich glaube. Wunderbar echt in der Erscheinung und im Ton wirkte Hermann Obrist, der nachmals so bekannte Bildhauer und Kunstgewerbler, als Gregers Werle. Auch die Dina war gut. Eine sehr jugendliche Anfängerin, mit der ich mir viel Mühe gegeben hatte, stellte die Hedwig ziemlich glaubwürdig hin. Meine englische Tante mußte sich auf ihre alten Tage als Frau Sörby versuchen.

Sogar eine kleine Uraufführung leisteten wir uns, nämlich Georg Hirschfelds ersten dramatischen Versuch, den Einakter „Zu Hause", in welchem Carry Brachvogel, die ausgezeichnete Romanschriftstellerin, die Hauptrolle und ich einen alten Juden mit tropfender Nase spielte.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einschalten, daß zu Anfang der neunziger Jahre die Lust zum theatralischen Experiment außerhalb der ständigen Bühnen überhaupt groß war. So versuchten sich ein paar bekannte Schriftsteller in der Aufführung von Strindbergs „Gläubigern", die in der Wohnung der unglücklichen Juliane Déry

stattfand, und später kam unter meiner Leitung eine Freilichtaufführung von Georg Büchners „Leonce und Lena" zustande, die allen Beteiligten unvergeßlich geblieben sein wird. Sie fand nämlich weit draußen in Schwabing, in einem stadtentrückten Parke statt, begann in der Dämmerung und endete in einer köstlichen, lauen Mondnacht mit Nachtigallenschlag. Hinter einem dichten Gebüsch hatte ich ein kleines Orchester versteckt, das die von mir komponierte Musik ausführte. Die Hauptrollen lagen in den Händen Max Halbes, Hans Oldens und Franz Helds, des früh verstorbenen talentvollen Dichters. Ich selbst spielte den Hofmarschall und meine talentvolle Schülerin, Rosa Enzinger, die Rosita. Man kann solchen phantastisch-romantisch-dramatischen Spielereien überhaupt nur durch Freilichtaufführungen unter besonders glücklichen Umständen vor einem geschickt in Stimmung gesetzten Publikum zu einem gelegentlichen Scheinleben verhelfen. Ein Unfug ist es, solche Dichtungen vor das Rampenlicht der Bühne zu zerren.

Durch die Erfolge meiner Inszenierungen war ich im Laufe von zwei Jahren bei dem gesamten künstlerisch und insbesondere literarisch interessierten Publikum bekannt genug geworden, um mich an größere Aufgaben heranwagen zu können. Wenn ich aus dem Dilettantismus, aus dem Nudelbrettelend und all solchen kläglichen Notbehelfen herauskommen wollte, so mußte ich größere Geldaufwendungen machen können, wie sie die Verpflichtung von guten Schauspielern und die Miete von großen Bühnenhäusern erfordern. Ich heckte also mit einer kleinen Anzahl meiner neugewonnenen Freunde den Plan der Gründung einer Freien literarischen Gesellschaft aus. Den Vorsitz wies ich zurück, weil ich mich ausschließlich der praktischen Betätigung als Spielleiter widmen wollte. Ich selbst schlug Ludwig Ganghofer als ersten Vorsitzenden vor. Das gab zunächst

ein Hohngelächter: Ganghofer und freie Literatur! Das reimte sich gar zu schlecht! Selbstverständlich begriff ich die Abneigung meiner Freunde gegen diesen Gartenlaubenheros. Auch ich hatte niemals ein Buch von Ganghofer zu Ende zu lesen vermocht und konnte nicht darüber hinwegkommen, daß derselbe Mann, der das wahre Volk sicher nicht weniger genau kannte als ein Rosegger und jedenfalls viel genauer als ein Anzengruber, dennoch, sobald er die Feder in die Hand nahm, diese Wissenschaft so schmählich zu fälschen vermochte. Ich hatte Ganghofer persönlich schätzen gelernt und die Gastfreundschaft sowohl seines Münchener Heims wie auch seines einsamen Jägerhauses im Wettersteingebirge genossen. Ich freute mich des prächtigen, kraftstrotzenden blonden Germanen. Ich neidete ihm sein schönes Familienleben und seine herrliche Jagerei. Ich elender Weidwerkdilettant hatte sogar einen Gemsbock in seinem Jagdrevier geschossen! Der ungefälschten Erzählungen, die er mündlich zum besten gab, freute ich mich von Herzen; dagegen konnte ich nur verlegen lächelnd die Achseln zucken über seinen Leitsatz, daß die Kunst die Aufgabe habe, die Nachtseiten des Daseins zu verschleiern und holde Illusionen zu schaffen, um der Menschheit und zumal der Jugend nicht die Lust am Leben zu verleiden. Gerade dieser Leitsatz hat ihn bekanntlich später zum Lieblingsschriftsteller Kaiser Wilhelms gemacht. Sowenig ich nun jemals zu den Leuten gehörte, die auf jeden idealistischen Schwindel hineinfallen, so war ich mir doch klar darüber, daß es höchst undiplomatisch gewesen wäre, etwa einen radikalen Schreier an die Spitze meiner Gründung zu stellen. Die von dem prächtigen Michael Georg Conrad ins Leben gerufene „Moderne Gesellschaft" war an dem rücksichtslosen Draufgängertum ihrer Häuptlinge sehr rasch zugrunde gegangen. Wir mußten eine Persönlichkeit an der Spitze haben, die bei den sogenannten maßgebenden Kreisen, die niemals die der jugendlichen Parteifanatiker

sind, wohlgelitten war, einschmeichelnde gesellschaftliche Talente und Freunde unter den Besitzern des gerechten und ungerechten Mammons besaß. Eine solche Persönlichkeit war Ganghofer.

Ich drang denn auch schließlich mit meiner Meinung durch, und der Erfolg bewies, daß wir die rechte Wahl getroffen hatten. Die Kommerzienräte zeichneten sich auf unsrer Werbeliste ein, das sogenannte „bessere" Publikum, der leidlich vermögliche und leidlich gebildete Bourgeois, der gerne alles mitmacht, wovon just geredet wird, folgte dem Beispiel der großen Finanzleute, und Ernst von Possart, der Hoftheaterintendant, der sonst gar nichts für moderne Umsturzversuche übrig hatte, war auf einmal die Liebenswürdigkeit selbst. Mit einem üppigen und dabei münchnerisch lustigen Bankett in den Vier Jahreszeiten am 19. Julmonds 1897 wurde die Freie literarische Gesellschaft eröffnet und vermochte auch bald ihre Daseinsberechtigung durch eine volle künstlerische Tat zu beweisen. Das war die denkwürdige Aufführung von Tolstois „Macht der Finsternis" im Gärtnertheater. Ein glücklicher Zufall hatte mir zwei russische Maler in den Weg geführt, noch dazu begeisterte Tolstoianer. Sie entwarfen die Dekorationen und zeichneten die Kostüme, die wir zum großen Teil aus Rußland kommen ließen. Sie unterwiesen aber auch, was noch wichtiger war, die Darsteller in all den kleinen charakteristischen Äußerlichkeiten des Gehabens und der Sprechweise großrussischer Bauern. Auf diese Weise kam eine Vorstellung zustande, die an Echtheit des Lokalkolorits wohl schwerlich irgendwo und -wann übertroffen worden ist. Aber auch die Darstellung war in fast allen Rollen mustergültig zu nennen. Die Hofbühne hatte mir ihre besten Kräfte zur Verfügung gestellt, und für die Hauptrolle, den jungen Nikita, hatte ich mir meine Entdeckung, den ehemaligen Studiosus Friedrich Kayßler, aus Breslau verschrieben. Er schuf eine Meisterleistung.

Ziemlich verunglückt war unsre zweite Aufführung, Hartlebens „Erziehung zur Ehe“ und ein Einakter „Nocturno“ von dem dramatisch noch gänzlich unbescholtenen Studenten Karl Anton Piper, der das Liebesidyll Chopins mit George Sand auf der Insel Minorca behandelte. Die Schuld an diesem Versagen, wenigstens bei Hartlebens Werk, mag daran gelegen haben, daß ich selber nicht recht daran glaubte und deshalb die ganze Sache nur als spielerische Witzbetätigung, nicht als ernsthaftes Problem auffaßte. Da auch einige der darstellenden Kräfte unzulänglich waren, konnte ich es dem guten Otto Erich nicht verargen, daß er mit der Vorstellung übel zufrieden war. Besser gelang die Uraufführung von Ernst Rosmers (Elsa Bernsteins) „Dämmerung“. Ich hatte eigens, um eine möglichst vollkommene Besetzung dieses mit großem technischem Geschick und feiner Psychologie gearbeiteten Schauspiels zu erzielen, eine Reise durch die süddeutschen Theaterstädte gemacht und mir aus Stuttgart und Karlsruhe Darsteller geholt, von denen ich mir viel versprach. In erster Reihe von der damals noch gänzlich unbekannten Gertrud Eysoldt, in der ich eine ganz spezifisch moderne Charakterkünstlerin heranwachsen sah. Das Unglück wollte es, daß die Eysoldt am Tage vor der Vorstellung von einer fürchterlichen Heiserkeit befallen wurde. Sie spielte trotzdem, aber die erwartete Wirkung mußte ausbleiben. Es gelang mir nachher, diese ganz eigenartige Schauspielerin nach Berlin zu bringen, wo sie dann ja auch meine großen Erwartungen völlig gerechtfertigt hat.

Mit meiner letzten Tat als Spielleiter brachte ich eine langgehegte Lieblingsidee zur Ausführung. Ich wollte nämlich einmal eine möglichst deutliche Vorstellung des wirklichen historischen Shakespeare-Theaters geben, wozu also nicht nur die kulissenlose Bühne und die unzeitgemäßen Kostüme, sondern auch die Darstellung der Frauenrollen durch Männer gehörte. Ich war mir von

vornherein klar darüber, daß ein modernes Publikum einen solchen Bruch mit der nahezu zweihundertjährigen Gewohnheit nicht vertragen würde. Wenn nicht ein Wunder geschah, d. h. wenn ich nicht unerhört begabte Knaben vor dem Stimmwechsel zur Verkörperung jugendlicher Frauenrollen bekam, so war es ganz ausgeschlossen, daß die Zuhörer die Sache ernst nahmen. Ich durfte also nicht daran denken, eins der schwereren, wertvolleren Stücke Shakespeares durch einen solchen Versuch in die Gefahr des Ausgelachtwerdens zu bringen. Deshalb verfiel ich darauf, die noch niemals in Deutschland gespielte berüchtigte Heldenverhöhnungskomödie „Troilus und Cressida" meinem historischen Mummenschanz als Text zugrunde zu legen. Je mehr ich mich in das seltsame Werk vertiefte, desto mehr überzeugte ich mich von seiner dichterischen Minderwertigkeit. Die Shakespeare-Forschung hat ja die Stimmung deutlich erkannt, aus der heraus Shakespeare dieses krause Werk hinwarf. Er war verbittert gegen die Weiber durch schnöde Behandlung seitens einer angebeteten jungen Dame und außerdem gegen seine Umwelt durch das Zwitterhafte seiner gesellschaftlichen Stellung. Das ganze Stück ist mit der geballten Faust geschrieben. Man fühlt förmlich das Aufsteigen der Blutwellen nach dem Hirn des Dichters mit und schmeckt in den wilden Schimpfereien des Thersites und den zotigen Zynismen des Pandarus die Galle mit, die den sonst so holden Sängermund erfüllte. Der Gesinnung nach hätte ein vergröberter Bernard Shaw das Stück schreiben können, dem Stile nach wirkt es wie eine verspätete Parodie auf Shakespeares Zeitgenossen Webster, Decker, Lilly und Konsorten. Allerdings verrät sich trotz alledem der Genius an einigen prachtvollen Stellen, wie in der berühmten Rede des Ulysses über die Ordnung; aber gleich darauf scheint sich der Dichter über seine Schwäche zu erbosen und zerstört mit wüsten Zynismen oder grotesk-überspannten Euphuismen die schöne Stimmung.

Durch solche Überlegung hatte ich mein literarisches Gewissen beruhigt und beschloß, „Troilus und Cressida" meinem Versuch zu opfern. In Zeno Diemer, dem bekannten Oberammergauer Hochgebirgsmaler, der damals gerade seinen Ruf durch das große Panorama des Zillertals begründet hatte, fand ich den richtigen Mann zur Lösung der eigenartigen Aufgabe, das Bühnenbild nach dem einzigen vorhandenen Stich vom alten Globetheater herzustellen. Die hohe und geräumige Bühne des Theaters am Gärtnerplatz stellte den Anfang des Logenhauses am Globetheater dar, d. h. die beiden vordersten Kulissen zeigten plastisch je vier in zwei Stockwerken übereinanderliegende Prozeniumslogen, in denen vornehme englische Kavaliere mit ihren maskierten Damen saßen. (Wohl verstanden: Kurtisanen, denn die vornehmen Damen gingen zur Zeit der Königin Elisabeth nicht in die öffentlichen Theater.) Der Orchesterraum war überdeckt, um die Illusion hervorzurufen, als ob diese gemalten Prozeniumslogen in dem wirklichen Zuschauerraum ihre Fortsetzung fänden. Die eigentliche Schaubühne, ein einfaches, etwa eineinhalb Meter hohes Brettergerüst, nahm den größten Teil der Bühne ein und reichte bis an die Rampe, vorn abgeschlossen durch einige in das „Pitt" (Parkett) hinabführende Stufen. An der rechten vorderen Ecke des Brettergerüstes befand sich die mit Ketten behangene Schandsäule, an die sich etwa unanständig aufführende Zuschauer gefesselt wurden. Den Hintergrund bildete der plastische Bau des großen, von einem Turme überragten Tores, das durch einen in etwas über Mannshöhe vorspringenden Altan eine bedeckte, durch Vorhänge abgeschlossene Arkade bildete. Auf der Vorderseite des weißgekalkten Turmes war in riesigem Ausmaß der die Weltkugel tragende Herkules abgebildet. Zuschauer aus dem niederen Volke erfüllten in gedrängter Schar den freien Raum der Bühne um das Schaugerüst. Und auf dem Gerüst selbst nahmen an den Seiten junge Kavaliere

der Hofgesellschaft Platz, die mit Dienern und Hunden dahergezogen kamen und während des Schauspiels laute Bemerkungen dazwischenwarfen. Ich hatte ein vollständiges Stück, das die Zuschauer aufführten, um Shakespeares Werk herum geschrieben und auch den Dichter in Person, der die Rolle des Agamemnon mimte, zum Schlusse auftreten lassen.

1. Edelmann: Hm, eine tolle Farce voll Schandbarkeit und Poesie.

2. Edelmann: Haha, gut gesagt! Aber das Stück hatte einen andern Schluß, als es uns Shakespeare im Meermädchen vorlas. Ein wahres Glück, daß er den nicht aufgeführt hat.

(Ich hatte nämlich die schmutzigen Reden des Pandarus am Schlusse weggelassen.)

2. Edelmann (zu Shakespeare): Gesteht nur, Meister Bill, daß Ihr uns in dieser Tragikomödie gehörig zum besten gehalten habt.

Shakespeare: Ich habe mir nur einmal die Galle aus dem Leibe geschwemmt und einmal nach denen, die meinesgleichen sein wollen, mit faulen Äpfeln geworfen. Jetzt fühle ich mich wieder leidlich in Ordnung, und was ich etwa noch in guter Laune zustande bringe, das schreibe ich für euch, liebe Herren. Aber verzeiht, ich muß das Gebet für den König sprechen; es will alles seine Ordnung haben.

(Die Schauspieler knien nieder, alle Männer, auch im Publikum, entblößen ihr Haupt; Shakespeare tritt vor und spricht):

Kniet nieder, Kameraden, zum Gebet
Für unsers Königs heil'ge Majestät.
Mag ihm der größte Herr im Himmel geben
Ein ruhmreich und gesegnet langes Leben,
Auf daß ein jed' Verrichtung, Amt und Stand
In Frieden wachs' und blüh' in Engelland,

In Sonderheit der Komödianten Kunst
In Stadt und Land erwerbe neue Gunst.
Gott schütze König Jakob und sein Haus.
Damit ist unser Spiel für heute aus.

Der Schauplatz wurde jedesmal mit Kreide auf eine schwarze Tafel aufgeschrieben, die ein Diener herumtrug, so daß das ganze Haus sie lesen konnte. Die Kostüme waren, getreu dem Brauche der Zeit, der damals herrschenden spanischen Hoftracht angepaßt, nur daß die griechischen und trojanischen Helden zu ihren geschlitzten Wämsern, gepufften kurzen Hosen und Stulpstiefeln mit Sporen antike agraffenbesetzte Mäntel um die Schultern, griechische Helme und Waffen trugen, während die Gewänder der Frauen der wirklichen griechischen Kleidung schon etwas näher kamen. Es war nun natürlich unmöglich, die fünfundzwanzig Rollen des Stückes neben den fast ebenso zahlreichen der Zwischenspiele alle mit vollwertigen Darstellern zu besetzen, schon aus dem Grunde nicht, weil für die überaus zahlreichen und langen Proben, die das Ungewöhnliche des Unternehmens nötig machte, erste Mitglieder der ständigen Münchener Bühnen begreiflicherweise nicht zu haben waren. Ich blieb also darauf angewiesen, stellungslose Schauspieler von überallher zusammenzutrommeln, und mußte froh sein, im allgemeinen anständige Durchschnittsleistungen zu erreichen.

Für die überaus schwierige Rolle des Thersites hatte ich mir vom Königlichen Schauspielhaus in Berlin einen jungen Schauspieler verschrieben, von dem ich mir schon immer etwas ganz Besonderes erwartet hatte. Es war Albert Heine, der spätere Direktor des Wiener Burgtheaters. Seine Leistung ragte hoch über alle übrigen hinaus und wirkte geradezu aufwühlend. Er wurde daraufhin auch vom Münchener Hoftheater sofort als erster Charakterspieler verpflichtet. Den Pandarus spielte mein Freund Karl Rößler, der niemals ein großer Schau-

spieler war, aber hernachmals durch seine „Fünf Frankfurter" die deutsche Bühne im Sturm eroberte. Den Achilles gab der Bruder des bekannten Malers Firle, der ihn wenigstens in der Erscheinung prachtvoll verkörperte. Die schöne Helena fand in einem jungen Flötisten eine beinahe glaubwürdige Vertretung. Auch der jetzige Liebling des Münchener Hoftheaterpublikums, Gustav Waldau, damals noch Leutnant Rummel, stellte die Kassandra in edelster Plastik der Bewegung dar und sprach auch so schön, daß seine Mannsstimme nicht lächerlich wirkte. Dagegen versagte ein jugendlicher Komiker des Gärtnerplatztheaters völlig in der tragenden Rolle der Cressida. Das war höchst bedauerlich, aber leider beim besten Willen nicht zu ändern. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Eigenart des Bühnenbildes und der ganzen Aufmachung bald ihren Reiz verlor, so daß die wirklich langweiligen, obschon stark gekürzten Reden der ernst gemeinten Szenen nur noch langweiliger wirkten. Die Schauspieler mußten sich an die derb-komischen Teile und an die von den wilden Giftsprudeleien des Thersites ausgehenden Erschütterungen halten. So stand denn die aufgewandte große Mühe wirklich in keinem rechten Verhältnis zu dem künstlerischen Ergebnis sowohl wie zu dem äußeren Erfolge, immerhin aber brachten die Mitglieder der Freien literarischen Gesellschaft doch den Eindruck nach Hause, einige Stunden hindurch einen Unterricht von kaum zu übertreffender Anschaulichkeit in der Kulturgeschichte des Theaters genossen zu haben, und dafür erzeigten sie sich mir immerhin dankbar.

Nicht so der Herr Vorsitzende der Gesellschaft. Es war mir schon lange vorher zugetragen worden, daß Ganghofer sich über meine spielleiterische Tätigkeit abfällig geäußert habe und daß er darauf brenne, mich aus meinem Amte hinauszugraulen. Das unleugbare teilweise Versagen meines Versuches mit „Troilus und Cressida" muß ihm wohl als günstige Gelegenheit erschienen sein, seine Ab-

sicht durchzusetzen. Er steckte sich hinter die Universitätsprofessoren der Literaturgeschichte und einige andre maßgebende Leute unter den Vereinsmitgliedern und lud mich vor eine Art Geschworenengericht, das ausschließlich aus ihm ergebenen Männern zu bestehen schien. Von diesem hohen Gerichtshof wurde mir die Anklage ins Gesicht geschleudert, daß ich den Genius Shakespeares in den Staub gezogen habe, also crimen laesae majestatis! Und durch diese Missetat sollte ich das Ansehen der Freien literarischen Gesellschaft unheilbar geschädigt haben. Ich war dermaßen überrumpelt von diesem Vorwurf, daß meine Nerven mit mir durchgingen und physische Übelkeit mir jede Verteidigung unmöglich machte. Ich entfernte mich schweigend.

Und dann gab es noch ein schriftliches Nachspiel. Es war von jeher meine Wonne, meine bedrückte Seele durch Briefe von zweifelloser Deutlichkeit zu erleichtern. Einen solchen schrieb ich an meinen angeblichen Freund Ludwig Ganghofer, worauf er mir aus seinem Jägerwinkel im Wettersteingebirge Antwort sandte, die mit folgenden Worten anhub: „Lieber Freund! Die Hand noch schwielig vom rauhen Bergstock, ergreife ich die Feder, um ...“ Damit hatte ich von dem Schriftsteller Ludwig Ganghofer ein für allemal genug — — und von dem Menschen auch.

Es erging mir damals vor dem Tribunal der Herren Professoren, wie es mir immer im Leben ergangen ist, wenn ich unvermutet auf Neid, Mißgunst, Heuchelei und derlei feige Erbärmlichkeiten mehr stieß: das Blut schoß mir zu Kopfe, daß ich schwarz vor den Augen sah, das Herz schlug mir im Halse, daß ich ersticken zu müssen vermeinte — ich taumelte hinaus und mußte mich übergeben. Das gab selbstverständlich keinen guten Abgang. Vielmehr einen billigen Triumph der Niedrigkeit.

Der Münchener ausgezeichnete Charakterologe Ludwig Aub, der mich in jüngster Zeit erst auf meine Bitte eingehend erforschte, sagte mir, daß alle Hemmungen, die

ich im Laufe meines Lebens erfahren habe, von der Mischung meines Blutes aus vier verschiedenen Rasseelementen herrührten und daß mein künstlerisches wie mein menschliches Wesen durch den starken Einschlag weiblicher Eigenschaften im Empfindungsbereiche zu erklären seien. Außerdem aber sei in mir noch ein Kind verborgen, das bis zu meinem Lebensende nie älter als neun Jahre werden könne. Dies Kind behielte allen Lebenserfahrungen seines Herbergsvaters zum Trotz immerdar seine fromme Gläubigkeit, seine hingebende Vertrauensseligkeit. Und so oft es dann enttäuscht werde durch die Begegnung mit der Lüge und mit der unvornehmen Gesinnung, winde es sich in Schmerzen und werfe den ganzen großen starken Kerl um. Ich glaube, dieser merkwürdige Hellseher hat damit ins Schwarze getroffen. So unzweifelhaft mich meine Erfahrungen darüber belehrt haben, daß man bis zum untrüglichen Beweis der Wahrheit eigentlich immer die Lüge und bis zur hochherrlichen Betätigung vornehmer Gesinnung immer deren Gegenteil bei den lieben Mitmenschen voraussetzen müsse, so bin ich doch immer auf die Biedermannsmiene und die billige Geste der Hochherzigkeit hineingefallen. Die Enttäuschung traf mich dann immer wie ein Schlag, warf mich körperlich um und vergiftete mein Gemüt auf etliche Zeit bis zum wildesten Menschenhaß, der mich bis zur brutalen Anrempelung manchmal ganz unschuldiger Personen reizen konnte. Du lieber Gott, wer waren denn meine gestrengen Richter von damals? Soweit sie gestorben sind, nennt man ihre Namen nimmer, und soweit sie noch leben, sind sie nicht aus ihrer mikrozephalen Verkümmerung herausgekommen. Ich nenne diese Gattung von Literaturwurstlern Exkrementalphilologen. Sie haben nämlich keine Ahnung von dem Wesen des Genius und von den Bedingungen seines Schaffens. Glaubensfeif wie Luther, meinen sie, jedes Wort, das jemals einer der katheberreifen Herren der Weltliteratur hingeschrieben,

sei vom heiligen Geist diktiert. Daß diese ihre Heroen auch eine Leiblichkeit besaßen und diese Leiblichkeit ihre Notdurft stillen mußte, übersehen sie. Goethe z. B. hat, so behaupte ich, ganze Bände voll bloßer Exkremente hinterlassen, und in diesen Exkrementen wühlen sie mit dem edlen Eifer des heiligen Pillenkäfers. Ich war von meinem hochverehrten Lehrer Wilhelm Scherer eine ganz andre Art von Literaturbetrachtung gewöhnt, und er hätte sicher auch „Troilus und Cressida" für ein Shakespearisches Exkrement, einen mit Schmerzen abgegangenen Gallenstein des Genius angesehen.

Zwar versuchte ich nach jenem demütigenden Hinauswurf aus meiner eignen Gründung mich zu einer Tat aufzuraffen, die mich in meiner Selbstachtung wieder gestärkt und meine Feinde Lügen gestraft hätte. Ich wollte das Theater am Gärtnerplatz erwerben und daraus eine Volksbühne machen; aber die Presse, unter Führung der „Münchener Neuesten Nachrichten" arbeitete gegen mich. Insgeheim mochten auch wohl die falschen Freunde schüren — kurz, man vertraute mir keinen Pfennig an zur Verwirklichung meiner Pläne. Die Arbeit von sieben Jahren war vergebens, und der doch wohl schwerlich abzustreitende Befähigungsnachweis zum Bühnenleiter, den ich durch meine Leistungen erbracht hatte, fiel so wenig zu meinem Gunsten ins Gewicht, daß ein damals noch völlig unbekannter und unbeträchtlicher Schauspieler im Handumdrehen das nötige Kapital erhielt, um nicht nur das Gärtnertheater zu erwerben, sondern auch noch ein eignes neues Privattheater zu erbauen! Was hatte der Mann mir voraus? Die geölte Schlüpfrigkeit, die überall Einlaß findet, und wohl auch jene Art von sogenannter Geschäftstüchtigkeit, die darin besteht, daß man dem Mächtigen, d. h. dem Besitzenden, schmeichelt und den ergebensten Diener derjenigen zu spielen versteht, die man auszunützen beabsichtigt. Gerade auf diese Kunst habe ich mich niemals auch nur im geringsten verstanden. Ja, ich bin

sogar zeitlebens überängstlich vor dem Verkehr mit reichen, einflußreichen Leuten zurückgeschreckt, weil ich fürchtete, diese Leute könnten glauben, ich wolle etwas von ihnen, oder ich könnte durch Annahme von Darlehen um die Freiheit meiner Entschließungen gebracht werden. Auf mein Leben zurückschauend, begreife ich nunmehr sehr wohl, wie mir bei solcher Überempfindlichkeit des Freiheitsstolzes meine großzügigen Geschäftspläne regelmäßig fehlschlagen mußten. Damals freilich hatte ich das noch nicht erkannt. Und der Undank, mit dem ich mein tatenfrohes Streben belohnt sah, verekelte mir mein ganzes Münchener Dasein dermaßen, daß ich die Flucht ergriff.

Noch in den letzten Wochen meines Münchener Aufenthaltes traf ich mit Richard Strauß zusammen, der seiner Vaterstadt wegen der üblen Aufnahme, die sie seinem ersten Opernwerk „Guntram" bereitet hatte, ebenso düster grollte wie ich. Und da setzten wir uns denn hin und heckten einen Racheplan aus, der später in der „Feuersnot" künstlerische Gestalt gewann. Aus jener Stimmung heraus ist die Strafpredigt des Zaubermeisters Kunrad zu erklären, die so viel Kopfschütteln und scharfe Mißbilligung erregt hat.

Es war im Lenz des Jahres 1900, als ich mir die nassen Graupeln des Münchener Ungewitters aus dem Pelze schüttelte, um wieder nach Berlin zurückzukehren. Und ich hatte doch das krachlederne Athen an der Isar so herzlich lieb gewonnen! Die dortigen Menschen mit ihrer Eigenart waren ganz nach meinem Geschmack, die Alpenluft, die Landschaft, die Baukunst der alten Stadt, das oberbayrische Deutsch, die zünftige Breitgesäßigkeit der bierfrommen Ureinwohner gefielen mir über die Maßen als Hintergrund für das faschinghafte Zigeunertreiben seiner aus den verschiedensten Nationalitäten und Temperamenten bunt zusammengewürfelten Künstlerschar. Das war ganz die Umwelt, in der meine eigne Kunst gedeihen konnte.

Und ich selber habe ja auch — ungeachtet der häufigen Ablenkung durch meine theatralische Tätigkeit — in den sieben Jahren meines Münchener Aufenthaltes eine ganze Reihe von Werken geschaffen, die meine literarische Eigenart am deutlichsten ausgeprägt haben, nämlich die Romane: „Ecce ego", „Die Erbschleicherinnen", „Der Kraftmayer" und „Das dritte Geschlecht", zahlreiche Novellen (zumal „von lieben, süßen Mädeln") und an dramatischen Werken das Schauspiel „Daniela Wert" und die drei Lustspiele „Ein unbeschriebenes Blatt", „Die hohe Schule" und „Unjammewe".

Als ich „Ecce ego" im Kopfe und in der Disposition fertig hatte, suchte ich durch die Zeitung einen Schreiber. Es meldete sich unter andern ein kleiner Jude mit großen orientalischen Mandelaugen, aber nicht eben in orientalischen Wohlgerüchen schwimmend. Doch erweckte er mein Mitleid, da er von allen sichtlich der Bedürftigste war und mir auch bescheidene Andeutungen machte, daß er nahe am Verhungern sei. Doch bereits nach der ersten Arbeitssitzung erklärte meine Frau — ich war eben wieder frisch verheiratet —, die Fenster weit aufreißend, der Geruch meines kleinen Orientalen sei ihr nicht gerade sympathisch. Ich müßte mir entschieden einen andern Schreiber suchen. Ich brachte es aber nicht übers Herz, den armen Menschen wieder so mir nichts, dir nichts auf die Straße zu setzen, der so still und demütig dasaß und mit seiner winzig kleinen, aber zierlichen und deutlichen Schrift so tadellos korrekt mein Diktat niederschrieb. Und eines Tags merkte ich, wie er während einer langen Besinnungspause aus seiner Westentasche ein mehrfach zusammengefaltetes, schmutziges Papierchen hervorholte und es auf den äußersten Rand des Schreibtisches hinschob. Neugierig griff ich nach dem Zettel, faltete ihn auseinander und las ein formvollendetes, schwüles, ganz eigenartiges Liebesgedicht.

„Mensch," rief ich, „Sie sind ja ein Dichter! Ein

richtiggehender Dichter!" Er wurde dunkelrot und gestand mir auf meine weiteren Fragen, daß er sich auch schon novellistisch versucht habe und allerdings den Ehrgeiz hege, sich ganz der Kunst zu widmen. Er war der Sohn eines kleinen Kaufmannes aus Fürth bei Nürnberg und schrieb sich — Jakob Wassermann. Durch die Anerkennung seines Dichterberufes hatte ich mir sein ganzes Vertrauen erworben, und bald kannte ich sein ganzes früheres und jetziges Leben in allen Einzelheiten. Es war wieder einmal eine ganz neue Welt, die sich mir da auftat, die des armen, geistig hochstrebenden Juden. Unheimlich war mir diese Welt und überaus unsympathisch. Es umschwebte sie eine Atmosphäre wie die ungelüfteter Krankenstuben, aus fiebrigen Ausdünstungen, Karbolgeruch und betäubendem Kohlendunst glühender eiserner Öfen gemischt. Der Mensch rückte mir immer ferner, je mehr er mich in seine Gefühlsheimlichkeiten einweihte. Aber der Dichter erweckte, zumal nachdem ich auch seine novellistischen, ganz in der Nachempfindung Dostojewskis aufgehenden Erstlingsversuche kennengelernt hatte, meine tiefste Teilnahme. Ich war damals dem Kreise nähergetreten, den der junge Verleger Albert Langen und sein neugegründeter „Simplizissimus" um sich geschart hatte. Und es gelang mir, ein Werk Wassermanns dort anzubringen und ihm als Mitarbeiter beim „Simplizissimus" zu einem ersten Sprungbrett in die Literatur zu verhelfen. Wie dieser kleine Jakob Wassermann der einzige Mensch gewesen ist, der mir je im Leben geliehenes Geld wiedererstattet hat, so gehörte er auch zu den ganz wenigen, die mir immer eine treue, dankbare Gesinnung bewahrt haben. Es ist aber auch selten die Entfaltung eines künstlerischen Talentes von solchem Reiz für mich gewesen. Ich war damals recht ärgerlich, daß es mir die „Maßgebenden" so schwer machten, meinem Schützling in den Sattel zu helfen. So hatte ich z. B. einmal, als ich zur Uraufführung eines meiner Stücke nach Berlin fuhr, Wassermanns ersten und

soviel ich weiß einzigen dramatischen Versuch „Hockenjos“ mitgenommen und Otto Brahm, Fritz Mauthner und ich weiß nicht mehr welchen dritten kritischen Machthaber zusammengetrommelt, um ihnen das Werkchen vorzulesen. Die Herren hörten zwar aufmerksam zu, aber ihre Kritik bestand eigentlich nur in einem mitleidigen Lächeln, das sicher meiner Kritiklosigkeit gelten sollte. Um so größer war meine Genugtuung, als sich sehr bald hernach schon erwies, daß ich in jenen, teils ungesund schwülen, teils stark abhängigen Erstlingswerken doch die Klaue des Löwen richtig erkannt hatte.

Meiner Meinung nach gehört nämlich Jakob Wassermann tatsächlich zu den Löwen — mindestens zu den Löwen in Israel; denn er übertrifft alle andern jüdischen Dichter, wenigstens in seinen epischen Werken, durch seine Formvollendung, die in seinen besten Arbeiten sich sogar mit der eines Conrad Ferdinand Meyer zu messen vermag, sowie auch durch die Eigenart seines Schauens. Er blickt aus einer durchaus orientalischen Versunkenheit heraus in die Dinge hinein. Er schaut sie durch und durch und stellt sie von allen Seiten dar. An kniffliche Seelenzergliederungen geht er mit der Lust eines Talmudisten heran und freut sich an den scheinbar unlöslichen Widersprüchen im Charakter seiner Geschöpfe. Einfache, klare, gesunde Menschen reizen ihn nicht zur Darstellung, und wo er sie als Kontrastfiguren gebraucht, fallen sie als wenig gelungen auf. Seine novellistischen Meisterstücke hat er darum auch in jenen kleinen Werken geliefert, die sich um krankhafte, seltsam zwiespältige Naturen drehen, wie in der Novelle von der wahnsinnigen Isabella von Spanien und in vielen der kostbaren Geschichten des Bandes „Im Spiegel“. Und heller Feuerschein, heiße Leidenschaft, prunkvoller Glanz der Darstellung geht von jenen Werken aus, in denen er sich ganz als Orientale geben darf, wie in dem hinreißenden Eröffnungskapitel der „Juden von Zirndorf“ und im „Alexander in Babylon“. Dagegen ver-

sagt er, wo er germanische Menschen im Innersten erfassen will, wie in seinem großen Kaspar-Hauser-Roman. Gegenüber den vielen gewandten Machern und auch wenigen tüchtigen Könnern sowie den lediglich durch Cliqueneinfluß emporgetragenen deutschschreibenden jüdischen Schriftstellern ist Wassermann gerade durch die starke Betonung des Rassischen in ihm die einzige wirkliche Größe. Eine glückliche Ehe und ein schönes Familienleben haben ihn auch menschlich geklärt und von den ihm früher anhaftenden Gekkoschlacken gereinigt.

Auch mein zweiter Schreiber in München, der als stellungsloser Kaufmann froh war, auf etliche Monate bei mir unterzukommen, und sich bald als ein sehr heller Kopf und angenehmer Gesellschafter erwies, hat es zu etwas gebracht. Er ist heute ein großer Finanzier, spielt eine einflußreiche Rolle im politischen Leben und betreibt als Lieblingssport das Büchersammeln und das literarische Mäzenatentum. Herrgott, dem seine Millionen, wann i' hätt'!

Nur von dem biederen Lehrer, dem ich meinen „Kraft-Maier" diktierte, habe ich nie wieder etwas gehört. Vermutlich wird er gestorben sein, denn sonst wäre er doch sicher heute irgendwo Kultusminister. Bei der Gelegenheit will ich übrigens nicht versäumen, die wunderliche Tatsache zu betonen, daß gerade dieses Buch, das meinen Namen in alle Welt tragen und zu einem allbekannten Dokumente deutschen Humors werden sollte, sieben Monate hindurch bei den Schriftleitungen der hervorragendsten Zeitschriften herumwanderte, ehe endlich „Über Land und Meer" sich getraute, es in seiner Romanbeilage zu veröffentlichen. Die zahlreichen Ablehnungsschreiben, die ich erhielt, machten alle geltend, daß diese Geschichte doch nur die paar Musiker interessieren könne und bei dem großen Leserpublikum sicher keine Gegenliebe finden werde. Und als nachher das Werk als Buch bei Engelhorn erschien, wurde es selbstverständlich auch von der

Kritik nicht beachtet. Außer dem Waschzettel des Verlages erschienen kaum ein halbes Dutzend gleichgültige Besprechungen darüber; und dennoch überschritt die Auflageziffer schon in kurzer Frist die Hunderttausend.

Später habe ich dann immer weibliche Sekretärinnen gehabt, und auch die haben fast ausnahmslos etwas Besonderes erreicht. Die meisten einen glücklichen Ehestand, zwei davon auch eine hervorragende Stellung in der künstlerischen Welt. Die eine ist eine Rezitatorin erster Klasse und angesehene Lehrerin dieser Kunst geworden, die andre eine hervorragende Konzertsängerin. Und diese andre war die einzige Jüdin, der ich jemals nähergetreten bin, geistig hochbegabt, voll Temperament und Lebensdurst und dabei von einem Zynismus in der Auffassung der für das Weib entscheidenden Lebensfragen, der mir Grauen einflößte. Diese Erfahrung war es hauptsächlich, die mich endgültig aufklärte über die unüberbrückbare Kluft, die das semitische von dem germanischen Empfindungsleben trennt. Menschen, die den Rassengegensatz leugnen, müssen einfach seelenblind sein.

Wunderlich: ich bin für eine große Anzahl von Menschen das Glücksschweinchen gewesen, für mich selber aber unabänderlich ein Erzpechvogel geblieben. Am Schlusse dieses Bekenntnisbuches wird der geduldige Leser wahrscheinlich wissen, warum.

Als ich mich in München niederließ, war es selbstverständlich mein erstes Bestreben, mit den dort lebenden künstlerischen Größen bekannt zu werden. Ich suchte Lenbach in seinem Atelier auf und hatte die Freude, gleich beim ersten Besuch ihm eine Stunde lang bei der Arbeit zuschauen zu dürfen. Er korrigierte das Pastellporträt, das ein junger Künstler ihm zur Begutachtung gebracht hatte. Auf seinem linken Handteller hatte der Meister eine Anzahl bunter Kreidebröckchen, die er mit Daumen und Zeigefinger ergriff und in das fertige zarte Frauenbildnis des jungen Künstlers zu dessen offenbarem

Entsetzen mit dem Daumen aufdrückte und verrieb. Mir selbst wollten beim Zuschauen die Haare zu Berge stehen. Da ein großer grüner Klecks mitten auf der Nase, da ein Feuermal von Zinnober auf ein niedliches Ohrwascherl, Preußischblau in die blonden Haare und Knallgelb auf die weiße Kehle. Kaum ein paar Minuten lang rieb er so mit den Fingern auf dem zarten Kreidehauch herum, dann trat er zurück, um seine Arbeit aus gehöriger Entfernung zu besehen — und siehe da, sie war sehr gut! Aus dem glatt-faden Gesicht war ein charakteristisches Menschenantlitz geworden und aus der geschickten Mache des jungen Künstlers ein ganz apartes technisches Meisterstück. Das Modell des Bildnisses, das der junge Maler mitgebracht hatte, war selbst am meisten erstaunt darüber, was es auf einmal für ein reizvolles und besonderes Gesicht bekommen hatte. Lenbach war so liebenswürdig, mich in die bekannte alte Künstlerkneipe „Allotria" einzuführen. Doch fühlte ich mich da nicht behaglich, denn es wurde mir allzuviel fachgefimpelt und Tarock geklopft.

Man wird sich aus der Schilderung meiner Studentenjahre vielleicht noch erinnern, daß Paul Heyse die große Liebenswürdigkeit gehabt hatte, meine ersten epischen Versuche in Oktaverime Stanze für Stanze durchzugehen und in langen Briefen mir wertvolle Belehrung zu erteilen. Nun erst, nach fünfzehn Jahren, durfte ich den verehrten Meister von Angesicht sehen. Ich betrat sein Münchener Dichterheim mit der gebührenden Andacht und fühlte mich sofort vom Hauche des weimarischen Goethehauses umwittert. Ein vornehmer Epigone der klassischen Zeit konnte unmöglich anders hausen, als Heyse in seinem Münchener Stadtheim es tat, mit dem Rücken an die Propyläen gelehnt und mit dem Ausblick auf den Lenbachschen Renaissance-Palazzo. Klassische Erinnerungen, wohin das Auge blickte. Plastiken, Stiche, Ölgemälde schon im Treppenhause und erst recht im Arbeitszimmer des Dichters. Überall Hellas, Rom, klassische Landschaft,

klassische Köpfe, und der geringe moderne Einschlag im Zimmerschmuck schier ausschließlich italienischen Charakters. Und inmitten dieser goetheskeu Umgebung der verehrte Meister als immer noch schöner Mann mit Samtjoppe und loser Künstlerschleife. Aber ich fand ihn kühl bei aller freundlichen Verbindlichkeit. Mir wollte das Herz ihm gegenüber nicht aufgehen. Er schlug keine Funken aus mir, und ich brachte ebensowenig Licht und Wärme aus ihm heraus. Er erwies mir zwar die Ehre, mich für sein Privatalbum literarischer Persönlichkeiten zu zeichnen (er hat die Mappe später veröffentlicht), aber ein häufiger oder gar intimer Verkehr kam zwischen uns nicht zustande. Offenbar war ihm die entschiedene Richtung zu einem kecken Realismus, die mein eignes Schaffen genommen hatte, nicht sympathisch und noch weniger mein Eintreten für den Naturalismus Gerhart Hauptmanns und für die jüngste deutsche Lyrik. Michael Georg Conrad hat mir einmal ein bezeichnendes Stückchen von Heyses eigensinniger Ablehnung aller ihm nicht zusagenden Kunstrichtungen erzählt. Es war große Gesellschaft bei Heyse, und ein Pianist unter den Gästen hatte etwas von Schumann oder Mendelssohn zum besten gegeben. Da trat Heyse an das Instrument, legte die Hand darauf und erklärte feierlich mit lauter Stimme und stolzer Betonung: „Auf diesem Flügel ist noch keine Note von Wagner gespielt worden.“ Im Laufe des Abends pirschte sich alsdann der böse Michel Georg an den Flügel heran, und ehe sich jemand eines Bösen versah, raubte er dem Instrument seine klassische Jungfräulichkeit, indem er den Tannhäusermarsch darauf donnerte. Das war gewiß Bosheit von dem derben Franken, und es war Heyse nicht zu verargen, daß er ihn nie wieder zu seinen Gesellschaften lud; aber ich muß gestehen: ich hätte mich auch des Bubenstreiches gefreut. Ich selbst habe mir einmal ein ähnliches Stücklein geleistet, um mich von dem Alpdrücken zu befreien, das mir der Bayreuther Byzantinismus be-

reitete, indem ich in einer kleinen Gesellschaft bei Frau Cosima Wagner, in der nur ganz rechtgläubige Bayreuthianer anwesend waren, Bizets Carmen als das stärkste und einzig geniale musikdramatische Werk neben und nach Wagner pries. Ich wußte damals nicht, daß Nietzsche schon viel früher die gleiche Behauptung aufgestellt und damit des Meisters Entrüstung erregt hatte. Jedenfalls bereitete mir das Erblassen und Verstummen der ganzen Tischgesellschaft ein großes Vergnügen. Päpstliche Unfehlbarkeit, Anmaßung und Leugnung jeder Fortschrittsmöglichkeit bei sonst erleuchteten Geistern sind mir, wie überhaupt jeglicher Parteifanatismus, von jeher aufs tiefste zuwider gewesen. Weil ich die Vergötzung Siegfried Wagners nicht mitmachen konnte, bin ich von Bayreuth abgerückt. Und weil ich meine heiße Teilnahme für alles Junge, Lebendige, Wachsende nicht für den lauen Kult eines wenn auch noch so feinen Epigonentums eintauschen mochte, zog ich mich auch aus dem Verkehr des Kreises um Paul Heyse zurück.

Nachdem ich durch diesen mißglückten Versuch festgestellt hatte, daß die Antennen meiner Seele auf die Schwingungen des Geistes der alten Zunftmeister nicht abgestimmt waren, wendete ich mich wieder, wie in Berlin, den Jungen zu. Und da glückte es mir weit besser. Als Mitarbeiter der „Gesellschaft" war ich schon mit Michael Georg Conrad, dem anerkannten Häuptling der Münchener Moderne, bekannt geworden. Conrad war immer ein Mensch nach meinem Herzen gewesen, ein urgermanischer Hüne mit breitem Brustkasten, derber fränkischer Bauer und höchst verfeinerter Kulturmensch zugleich. Geistvoll grob und dabei hemdärmelig gemütlich und warmherzig. Sein „ungespundeter" Stil war mir ebenso erfreulich wie die schöne Männlichkeit seiner Erscheinung. Er führte mich alsbald in den Kreis seiner näheren Freunde und Anhänger ein. Am Stammtisch der „Ungespundeten" im Hofbräuhaus präsidierte der Oberst

von Reder, einer alten Kriegsgurgel von Reitersmann aus dem Dreißigjährigen Kriege gleichend. („So lieb' ich meine Pappenheimer".) Dabei ein Stockbajuvare, giftgeschwollen wider die „Saupreußen" und überhaupt, wenn's ans Raunzen ging, ein genialer Neutöner — und über dem allen ein Lyriker, dem die zartesten Stimmungen fast ebenso gut gelangen wie der klirrende Balladenton. Ich besuchte ihn einmal in seiner Bude, in der es arg junggesellenmäßig aussah, obwohl er verheiratet und Vater eines erwachsenen Sohnes war. Da flog ein zahmer Hänfling in der Stube herum, dem einfach alles erlaubt war, ebenso wie dem alten Dackel, der es sich in einer Ecke des bedenklich hügeligen Sofas mit zerschlissenem Überzug bequem gemacht hatte. Der verehrte Sänger schenkte mir ein großes Bild von sich, und als er sich anschickte, eine Widmung darunter zu schreiben, setzte sich der Hänfling auf seinen Federhalter und ließ sein Siegel neben die Unterschrift fallen. Das störte den alten Pappenheimer nicht im mindesten. Ohne eine Miene zu verziehen, fegte er den Überschuß mit dem kleinen Finger beiseite und überreichte mir seine Freundschaftsgabe.

Der alte Herr war auch ein gerne gesehener Gast in dem Dichterkonventikel „Die Unterströmung", allwo die Jungen und Jüngsten ihre Geistesorgien feierten und nächtens in Weltanschauungen wühlten und die tiefsten Fragen lösten. In diesem Kreise lernte ich unter vielen andern, die in meiner Erinnerung inzwischen verblaßt sind, Oskar Panizza, Georg Schaumberg, Joseph Schaumberger, Ludwig Scharf, den russischen Maler Schereschewski und den Sozialisten Edgar Steiger kennen. Auch Max Halbe und Otto Julius Bierbaum, mit denen ich schon früher in Berührung gekommen war, verkehrten in diesem Kreise.

Oskar Panizza war wohl die eigenartigste Erscheinung unter den Genannten. Von Beruf war er Psychiater und als solcher Assistent von Gudden bis zu dessen tra-

gischem Ende gewesen. Zum Schriftsteller hatte ihn sein fanatischer Haß gegen den Papismus gemacht. Er stammte aus einer erzprotestantischen fränkischen Familie und sah dabei wie ein Erzjesuit aus. So harmlos und friedfertig dieser seltsame Mann sich in einer Gesellschaft, die ihm behagte, geben konnte, sobald die Rede auf katholische Dinge kam, verwandelte sich sein sanfter Redefluß in Ätzlauge, und er schnob Feuer wie ein Märchendrache. Seine Novelle „Die Herberge zur Heiligen Dreifaltigkeit" ist wohl eins der schlagendsten und giftigsten Pamphlete, die je gegen Rom geschrieben wurden. Und seine „666 Thesen wider den römischen Babst" gehören zu den schärfsten Waffen, die jemals den Kämpfern wider Rom geliefert worden sind. Sein Geist verzehrte sich bald in dem Feuer seines Hasses, und der Irrenarzt mußte selbst seine letzte Zuflucht im Irrenhause suchen, wo er heute noch lebt. Panizza hat einen starken Einfluß auf mich ausgeübt und gehört zu den Schriftmachern meiner späteren Bekehrung zum Widerchristentum, obwohl er selbst ein guter Christ, aber von streng protestantischer Färbung war.

Der Halbneger Ludwig Scharf und Edgar Steiger flößten mir eine unüberwindliche Abneigung ein. Scharf, der von einigen gutmütigen Seelen für ein Genie gehalten wurde, wegen seiner gotteslästerlichen Faulheit; Steiger wegen seines sozialdemokratischen Parteifanatismus. Im Falle Steiger scheint die Abneigung übrigens gegenseitig gewesen zu sein, denn er hat mir noch kurz vor seinem Tode einen kritischen Fußtritt versetzt, den ich ihm nicht verzeihen kann, und wenn er noch toter als tot wäre, indem er mich nämlich als typischen Familienblattunterhaltungsromanfabrikanten hingestellt hat! Mein Glaube an eine sittliche Weltordnung verführt mich zu der Mutmaßung, daß er heute noch leben würde, wenn er diese schändliche Verleumdung im „Literarischen Echo" nicht hätte drucken lassen, denn so etwas kann wirklich nur mit dem Tode bestraft werden.

Um so erfreulicher wirkte Max Halbe auf mich, denn er erfüllte vor allen Dingen die erste Voraussetzung, ohne die mir auch der größte Genius nicht schmackhaft zu machen ist: er besaß ein reinliches Menschentum und einen wirklichen Reichtum an Geist, im Gegensatz zu jenen Blendern, die zwar geistreich erscheinen, aber im Grunde doch herzlich wenig aus eignem innerem Reichtum herzugeben haben. Es hat mich immer wundergenommen, daß Halbe mit seiner starken Begabung, mit seiner scharfen Beobachtung und seinem feinen Ausdrucksvermögen als Dramatiker nicht weit mehr Werke von Bedeutung und unmittelbarer Schlagkraft geschaffen hat. Ich vermute, daß auf dem Wege von seinem Hirn zum Papier allzuviel von seiner Ideenfracht verlorengeht. Wenigstens habe ich immer gefunden, daß er viel besser spricht als schreibt.

Derjenige aber, dem von der ersten Begegnung an mein ganzes Herz zuflog, war Otto Julius Bierbaum. Ich hatte als Leipziger Student bei seinem Vater, einem allgemein in akademischen Kreisen beliebten Zuckerbäcker und Garkoch, meinen Mittagstisch gehabt und dort Otto Julius als Schulbuben ein und aus gehen sehen. Nachdem ich diese Bekanntschaft in München flüchtig erneuert, hatte ich den jung Vermählten in der Öd, auf der Hochebene zwischen Starnberger- und Ammersee, besucht. Da hauste er als leibhaftiger Pankratius Graunzer, wie er ihn in seinem prächtigen Roman beschrieben hat, mit seinem jungjungen Brigitklein, der Schulmeisterstochter vom Ammersee. Ein niederes Bauernstübchen, die Wände mit frischgehobelten und braungebeizten Brettern bekleidet, bunte Vorhänge an den winzigen Fensterlein, ein derber großer Werktisch mit Büchern und Papieren beladen, und als einzige bequeme Sitzgelegenheit ein Korbstuhl und eine mit Kissen bedeckte große Truhe. Und dennoch sah man auf den ersten Blick, daß hier der Entdecker von Böcklin und Stuck, der erste Anreger der deutschen Buchschmuckkunst daheim war, denn die blanken Bretter der

Wandbekleidung verschwanden schier völlig unter den mit Reißnägeln darauf befestigten Stichen, Radierungen und Buntdrucken. Und während der Dichter in dem Korbsessel hockte und Verse skandierte, saß das Weiberl im Dirndlg'wand auf einem Hockerl und schälte Kartoffeln, mit ihrem drolligen Wurschtlgesicht schelmisch und verliebt nach ihrem kurzbeinig geratenen Eheliebsten äugelnd. Wurschtlgesicht sage ich, weil ihr Mund in der Vergnügtheit einen Halbkreis nach oben und in der Traurigkeit einen Halbkreis unten bildete, so wie man den vergnügten und den traurigen Mond zeichnet.

Der gute Otto Julius brachte nämlich schon damals, wo er noch keinen allbekannten Namen hatte, das Kunststück fertig, mit seiner Feder nicht nur den bescheidenen Unterhalt für sich und sein Weiberl, sondern auch noch einen Zuschuß für die Ernährung seiner alten Eltern herbeizuschaffen. Da durfte er freilich nicht heikel sein, sondern mußte alles schreiben, was bezahlt wurde, ohne lange zu fragen, ob er den Gegenstand beherrschte oder ob ihm die Arbeit Vergnügen machte. Und dennoch schrieb er nichts, was ihm künstlerisch zur Unehre gereicht hätte, noch auch versiegte seine poetische Ader! Es wurde ihm einfach alles unter der Hand zum Gedicht. Und zwar nicht zum ergrübelten, literarisch frisierten Gedicht, sondern zum ächten, klingenden Lied. Merkwürdig war dabei, daß Bierbaum durchaus nicht hervorragend musikalisch war. Er hatte dennoch mehr Musik in seiner Seele als alle gleichzeitigen starken lyrischen Begabungen in Deutschland. Darum ist auch von den sämtlichen Lyrikern der Periode von 1890 bis 1910 keiner nur annähernd so viel komponiert worden wie Bierbaum. Und das ist wohl der Grund, weshalb er so rasch bekannt wurde.

Noch bevor er die Witterung von den sieben Millionen Walter Heymels in die Nase bekam, die ihm dann später erlaubten, die Luxuszeitschrift „Pan" und den Inselverlag ins Leben zu rufen, verhalf ihm ein glücklicher Zu-

fall zu einem „Gschloß" im Eppan. Er saß nämlich einmal in Bozen in einem Kaffeehaus und fragte den Wirt, ob er nicht einige billige Unterkunft für ihn wisse, draußen am Lande. „Fragn's halt den Herrn da, den in die Hemdsärmel, der wo drenten Billard spielen tut," versetzte der Kaffeesieder. Der hemdsärmelige Billardspieler war aber der Graf Khun, der sich soeben ein neues Haus erbaut hatte und infolgedessen gleich geneigt war, dem kleinen dicken Dichtersmann seine Burg Englarn, droben an der Mendelstraße, für einen Mietzins von zwanzig Gulden monatlich zur Verfügung zu stellen. Und da habe ich ihn denn auch einmal besucht an einem glorreichen Sommertage. Den Dichter fand ich auf einem zerfallenen Brunnenrand unter einer Trauerweide sitzend und in ein in kostbaren Goldbrokat gebundenes Heft hineinschreibend, während sein Weiberl von einem hohen Kirschbaum herunterkicherte. Da saß es, in ein loses, phantastisches Schleiergewand von der Erfindung des Gatten gewickelt, auf einem der obersten Äste mit einem Kakadu auf der Schulter, der ihm eifrig beim Schmausen der süßen Früchte half.

Und als ich dann in den oberen Stock der Burg hinaufgeführt wurde — der Unterstock war nämlich wirklich unbewohnbar — mußte ich mich an einem morschen, uralten Hanfseil eine stockfinstere Wendeltreppe hinaufhasten. Oben aber flutete eitel Sonnengold durch viele, viele hohe Fenster herein. Alles war Licht und Farbe. Der alte schadhafte Bewurf der dicken Ewigkeitsmauern war, wie in dem Bauernstübchen auf der Öd, ganz und gar verdeckt von Bildern, Plakaten münchnerischen, pariserischen oder gar japanischen Ursprungs. Und auf einem großmächtigen Werktisch lagen Haufen von alten Stoffresten, Proben von Pergament-, Bütten- und sonstigen köstlichen Papieren, woraus die geschickte Hand des Brigittleins unter Anleitung ihres Otto Julius die apartesten Buchdeckel, Mappen, Sofakissen und dergleichen schuf, die zur Wiederbelebung unsrer künstlerischen Buchschmuck-

und Bindekunst einen so wesentlichen Anstoß gegeben haben.

Und dann holte mein Freund aus dem Keller einen Krug selbstgekelterten Weines hervor, denn der Wein, der innerhalb der Burgmauern wuchs, gehörte ihm auch noch für die zwanzig Gulden Monatszins! Ich habe kaum je so fröhlich pokuliert und mich so völlig „bei Dichters" zu Hause gefühlt wie an jenem gesegneten Nachmittage.

Und dann mußte ich unseliger Freund ihm den Schuft von einem Musikanten ins Haus bringen, der ihm sein sonniges Eheglück zerstörte! Bierbaum war an den Bodensee gereist, um seinen Freund Richard Dehmel in einem Sanatorium zu besuchen. Die Nachricht, daß sein geliebtes Weiberl — im Grunde ja nur ein niedliches Nichts, das seine liebesselige Dichterphantasie erst beseelt und mit allen Kostbarkeiten seines Genius behängt hatte — ihm davongelaufen sei, traf ihn so schwer, daß seine Freunde eine Zeitlang fast an seinem Aufkommen verzweifelten. Und dann war es derselbe dichterische Wille, der die Idealfigur seines Brigittleins in „Pankratius Graunzer" geschaffen hat, der sich des Ekels über die grausame Enttäuschung durch ein keckes Bretttlied voll Galgenhumors entledigte.

„Ach mein Schatz ist durchgegangen, laridah!" Also sang er — und war geheilt! Aber Englarn, sein Märchenschloß, blieb ihm verleidet. Er ließ sich zunächst in der Villenkolonie Gern bei München nieder, um später, nach dem verunglückten Versuch, eine künstlerische Kleinbühne am Berliner Trianontheater ins Leben zu rufen, und nachdem er in der feinen, lieben Florentinerin Frau Gemma eine ebenbürtige zweite Gattin gefunden hatte, nach Dresden überzusiedeln. Dort arbeitete er sich zu Tode.

Unsre Freundschaft ist sich immer gleich geblieben, auch wenn wir räumlich weit getrennt waren und uns jahrelang nicht gesehen und kaum einmal geschrieben hatten.

Wir fühlten uns wesensverwandt, vor allem wohl in dem Hange zur Romantik, zur holden Schwärmerei und zur stolzen Ungebundenheit. Obwohl er aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammte, war dieser formlose Bierstöpsel eine vornehme Seele, ein Widerspiel aller Spießerhaftigkeit. Und starke Schwingen hatte er, dieser schwere Erdenkloß, die ihn mühelos zu den weißen Himmelsschäfchen hinauftrugen, wenn es ihn nach Schäferei gelüstete. Wer seinem breiten Gesäß und seinem dicken Schädel das lyrische Genie nicht zutraute, der brauchte ihm nur in die guten Träumeraugen zu blicken und das feine Lächeln seines Mundes auf sich wirken zu lassen, um eines Besseren belehrt zu werden.

Auch sein Humor war dem meinigen ähnlich, ein Humor, der im Garten der Schmerzen am schönsten blüht und seine Kraft aus dem tiefsten Ernst des Lebens saugt. Und schließlich war Bierbaum einer jener ganz seltenen Federmenschen, die ihr Dichtertum und ihr Mußschriftstellertum auseinanderhalten können, ohne daß eins oder das andre Schaden leidet, und der völlig frei war von jenem erbärmlichen Künstlerneide, der dem anspruchsvollen Menschenfreunde so oft den Verkehr mit Kunstbeflissenen aller Art verleidet. Mit rückhaltloser Bewunderung blickte er zu Dehmel als dem größeren Künstler auf, mit rührender Sorge nahm er sich des ewig von Gläubigern und Nahrungssorgen bedrängten Liliencron an, wie schwer er gleich selbst um sein tägliches Brot zu ringen hatte. Und als ein deutscher Dichter guten Namens sich dazu herbeiließ, Richard Dehmel wegen Gotteslästerung beim Staatsanwalt zu verklagen, da war es wieder der kleine Zuckerbäckers- und Kaffeesiedersson, der die ganze deutsche Literatenwelt zu heller Entrüstung aufpeitschte und den Denunzianten an den Pranger schleifte. Die deutsche Literatur hat mit ihren gottbegnadeten Sängern schon mehr als einmal böse Erfahrungen gemacht (man denke nur an Herwegh oder gar an Hein-

rich Heine!), und ich habe mich längst daran gewöhnt, alles, was da reimt und proselt, mit Vorsicht zu genießen. Ich will erst wissen, ob hinter dem Singsang und Geschreibsel ein ganzer Kerl steckt, bevor ich mich entschließe, sein Wortwerk ernst zu nehmen. Bierbaum war so ein ganzer Kerl, ein warmer, reicher Mensch. Und sein Werk wird lange nicht hoch genug eingeschätzt. Warum — weil er seinem Affen gar so fleißig Zucker gegeben hat, weil er so gerne gespaßt und mutwillig geschäkert hat. In Deutschland aber ist unter denen, die die öffentliche Meinung machen, der Perückengeist immer noch recht sehr lebendig, und nach deren Auffassung scheint in aller Kunst die Vornehmheit mit der Langweile und die Tiefe mit dem pathetischen Stelzenschritt gleichbedeutend zu sein.

In München fand ich auch eine Art gesellschaftlich-künstlerische Anregung wieder, die ich seit meiner Weimarer Zeit recht sehr vermißt hatte, nämlich den literarischen Salon der geistvollen Dame. Zunächst war es Frau von Rumpler, eine der berühmten drei schönen rothaarigen Töchter Döllingers, die ich häufig zur Teestunde aufsuchte, in der angenehmen Gewißheit, bessere Menschen dort vorzufinden, mit denen man über erhebliche Dinge gewinnbringend plaudern konnte. Und wenige Jahre später tat die Witwe Wolfgang Brachvogels, die neuerdings zu verdientem Ansehen als Romanschriftstellerin gelangte Carry Brachvogel, einen richtigen literarischen Salon auf, der wohl allen, die ihn häufig besuchten, in dankbarer Erinnerung geblieben ist. Die Dame des Hauses selbst, als feingebildete Jüdin voll gepfefferter Bosheit und schlagfertigen Geistes, war der starke Magnet, der sowohl einheimische als zugereiste Gäste an den Teetisch am Siegestor lockte. Carry Brachvogel hatte es nicht nötig, mit der geschmacklosen Aufdringlichkeit von Berliner Emporkömmlingsgattinen Berühmtheiten meuchlings anzufallen und in ihren Salon zu schleifen. Ihre

Gäste wurden auch bei ihr nicht auf dem Präsentierteller herumgeboten oder gar auf der Zitronenpresse ausgequetscht, sondern sie durften sich ganz nach ihrem Gefallen geben, ja sogar auf Stumpfsinn posieren, wenn ihnen das Spaß machte. Frau Carry vergewaltigte niemanden, obwohl sie selten einen mit ihrer Bosheit verschonte. Ihr Trick bestand einfach darin, Widerspruch herauszufordern, dann platzten die Geister ganz von selbst aufeinander. Und je heftiger der Streit der Meinungen hin und her wogte, desto freier gingen die Geister aus sich heraus und zeigten sich von ihren besten Seiten. Im Salon der Brachvogel langweilte man sich niemals. Und da diese Tatsache sich bald herumgesprochen hatte, so bemühten sich die Leute von Geist und Talent selber um eine Einführung in diesen Salon, und die kluge Dame hatte nicht erst nötig, ihnen nachzulaufen.

Im Salon Carry Brachvogels tauchte zum erstenmal in München Rainer Maria Rilke auf. Damals, Mitte der neunziger Jahre, nannte er sich noch René, kam frisch von Prag und war in Deutschland noch gänzlich unbekannt. Man sah ihn selten ohne seine mütterliche Beschützerin Lou Andrea-Salomé, die bekannte Freundin Nietzsches. In dem ganzen Gehaben dieses jungen Mannes kündigte sich ein neues Dichtergeschlecht an. Nichts mehr von dem bummeligen Zigeunertum der Naturalisten des vorigen Jahrzehntes und ebensowenig von der malerischen Inszenesetzung des klassischen Epigonentums: also weder Samtjoppe noch fliegende Krawatte, noch ausgefranste Hosen und trauernde Fingernägel, vielmehr der körperlich wohlgepflegte Jüngling aus gutem Hause, sehr korrekt angezogen mit unauffälligem Schick, sogar durch die Wahl dunkler Farben und eines aparten Rockschnittes ein wenig geistlich betont. Man hätte Rilke für einen jungen Abbé in Zivil halten können. Sonderbar, daß sich Stefan George in Bingen ganz nach demselben Geschmacke trug wie René Rilke in Prag, obwohl die beiden

doch, wenigstens damals, nichts voneinander wußten. Es war die neue Schule der Geschmeidedichter, wie ich sie zu nennen pflege, die sich in diesem Aufzuge ankündigte. Der Tonangeber war wohl das Wiener Wunderkind Loris gewesen, der sich sehr bald schon als Hugo von Hoffmannsthal einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß errang. Ich habe immer gefunden, daß solche Äußerlichkeiten gerade für das tiefste Wesen schöpferischer Persönlichkeiten ungemein aufschlußgebend sind. Ein Dichter, dessen größter Ehrgeiz auf die Pflege der reinen Form, auf Wortkunstentfaltung, auf Fernhaltung alles Trivialen ausgeht, muß unbedingt auch seinen gestaltenden Händen eine liebevolle Pflege angedeihen lassen, muß Freude an Edelsteinen, kostbaren Stoffen und seltenen Blumen empfinden und sich in der Umgebung eines feinen Luxus, im Verkehr mit hochgebildeten großen Damen wohlfühlen. René Maria saß also zu den Füßen Salomés, die ich nie anders als im schwarzen Samtkleide gesehen habe, bekete sie mit geschmackvoller Zurückhaltung an und bewegte sich im Salon mit vollendeter Sicherheit und wohlanständiger Bescheidenheit. Ich besitze noch einige Briefe von ihm aus jener Zeit, mit weißer Tinte auf himmelblauem Papier geschrieben! Darüber lächelten wir natürlich, aber als Dichter mußte man den jungen Lyriker schon damals ernst nehmen, denn er gab keine Zeile in Druck, die nicht bis aufs Tüpfelchen ausgefeilt und von größter Formvollendung gewesen wäre.

Ständige Gäste bei Carry Brachvogel waren Professor Max Haushofer, der Geologe und seine Dichter, und seine hochbegabte Tochter Emma, Oskar Mysing, der dann später als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung nach Paris ging und einige gute Romane geschrieben hat, sowie Hugo Steinitzer, ein glänzender Plauderer, der durch seine geistreichen Paradoxa jede Gesellschaft angenehm zu beleben wußte, als Romanschriftsteller dagegen

versagte, weil er nur geistvolle Dialoge, aber keine fesselnden Persönlichkeiten zu gestalten verstand. Auch Maria Janitschek, die heißblütige Erotikerin, tauchte dort einmal auf und feierte ihren Triumph als schönes Weib. Schließlich entsinne ich mich auch noch dunkel eines mysteriösen Balken, aus dem ich die Figur des „Raoul de Kerkhove" in meinem „Dritten Geschlecht" geschaffen habe.

Die wenigen Bekenner des Naturalismus, die München damals noch beherbergte, versammelten sich im Hause der stark schöpferisch begabten gütigen Frau Anna Croissant-Rust. Sie war auch Bierbaums mütterliche Freundin und hat mein „Lumpengesindel" ins Münchnerische übertragen, in welcher Form es damals im Gärtnertheater gespielt wurde.

Im Bezirke der besseren künstlerischen Boheme, die im Vergleich zu dem häufig gemeingefährlichen Schwabingertum ungemein harmlos war, begegnete ich den meisten jener Gestalten, die in meinen Münchener Novellen und namentlich in meinem „Dritten Geschlecht" herumspuken. Die liebenswürdigste von diesen Gestalten war die unvergeßliche Freundin, der ich unter dem Namen „Lilly von Robiceck" mein „Drittes Geschlecht" gewidmet habe. Als ich nach München kam, versuchte sie sich gerade mit nicht eben viel Glück als Schauspielerin. Sie hatte Geist und Eigenart genug, um z. B. eine absonderliche Ibsengestalt zu verkörpern, aber ihre süße, zarte Stimme vermochte keinen großen Raum zu füllen, und es fehlte ihr auch gänzlich jene rücksichtslose Dreistigkeit, ohne die man sich beim Theater nicht durchzusetzen vermag. Sie war damals die Braut eines in München studierenden Berliner Mediziners in hohen Semestern. Der junge Mann dachte nicht daran, sein Examen zu machen, und war in höchster Gefahr, gänzlich zu verbummeln. Da faßte seine Braut einen kühnen Entschluß: sie zog zu ihm in seine Studentenbude und gewährte ihm weder Ausgangsfreiheit

noch Mahlzeit noch Zärtlichkeit, bevor er nicht sein Pensum gelernt hatte. Sie studierte mit ihm, begleitete ihn in den Hörsaal, korrepetierte mit ihm, bis sie eine mindestens ebenso gute Mediziner war wie er selbst, und setzte es auf diese Weise durch, daß er endlich tatsächlich sein Examen bestand. Dann erst ließ sie sich heiraten und mit nach Berlin nehmen. Aber die Ehe schlug übel aus, denn der Mann war ein Rohling. Als ich nach Berlin zur ersten Aufführung meines Lumpengesindels am Deutschen Theater kam, hatte er sie bereits verlassen, um nach Amerika durchzubrennen. Nach der Vorstellung hatte ich einige der Hauptdarsteller in den Keller des Neuen Theaters zum Nachtmahl eingeladen. Meine eheverlassene Freundin war auch dabei. Aber von den Schauspielern kam niemand außer dem Darsteller des Kommerzienrats Dessoir. Das war ein ungarischer Jude namens Braunstein, wenn ich nicht irre, der sich aber schon den Namen Max Reinhardt zugelegt hatte. So feierten wir drei allein den großen Erfolg meiner Tragikomödie, und eine Zigeunerbande fiedelte dazu. Als der Wein uns warm gemacht hatte, nahm ich dem Primas seine Geige ab und spielte selber auf, was mir gerade einfiel: ungarische Tänze und eigne Fantasien. Und die Zigeuner, diese Teufelskerle, gingen durch dick und dünn wacker mit. Es war eine Nacht voll Stimmung, voll Rasse, und selbst der vorsichtig zurückhaltende Max Reinhardt glühte sanft in Begeisterung. Aber Tschardasch hat er nicht getanzt. Ob er damals wohl schon ahnte, daß er dereinst der Napoleon des deutschen Theaters werden würde?

Die einzige schöne Tat des Gatten meiner kleinen Frau von Robiceck bestand darin, daß er ihr sehr bald den Gefallen tat, mit Tode abzugehen. Sobald sie frei war, tauchte sie wieder in München auf und war einige Jahre hindurch die Königin der Faschingsbälle im Deutschen Theater. Nicht etwa kraft einer siegreichen Schönheit, sondern durch die Anmut ihres Geistes und ihrer zarten

Gestalt, besonders aber durch den feinen Geschmack ihrer Redoutenkostüme. Sie verstand sich eben auf die hohe Frauenkunst, aus nichts, aus ein paar alten Fetzen, Schleifen, Blumen, Bändern die eigenartigsten Gebilde zu schaffen, die ihr und nur ihr zum Entzücken standen. In der berühmten Loge Nr. 1, die der liebenswürdige Lebemann und nebenbei ungemein tüchtige und ideenreiche Leiter des Bruckmannschen Verlages, Fritz Schwarz, genannt „Nero", für die ganze Dauer des Faschings gemietet hatte, war sie der vielumschwärmte hellste Stern. Dabei verstand sie sich aber vortrefflich darauf, den Abstand zu wahren, jedenfalls die gewissen Grenzen innezuhalten und keinen sich nahekommen zu lassen, für den sie weniger als richtige Liebe empfand. Sie stand mit einer großen Anzahl von Männern auf ehrlich freundschaftlichem oder kameradschaftlichem Fuß; doch wenn sie sich hingab, so war sie mehr als Geliebte. Es kamen nur Künstler für sie in Betracht, und zwar solche, deren Talent sich in der warmen Sonne ihrer Liebe zu entfalten vermochte. Im „Dritten Geschlecht" ist sie treu nach dem Leben geschildert, und ich glaube den fabelhaften Erfolg dieses Buches darauf zurückführen zu dürfen, daß jeder Leser in die Gestalt der reizenden kleinen Frau von Robiceck sich verlieben mußte. Man hat alle möglichen und unmöglichen Damen für das Modell gehalten; man hat immer daneben geraten. Nur die wenigen Intimen ihres Kreises wußten Bescheid. Sie hat mir dann nochmals Modell gestanden zu der Titelfigur meiner Novelle „Tinis Ende", die mir selbst eine der liebsten von all meinen kleinen Geschichten ist. Die Handlung ist ganz frei erfunden — aber das ist sicher: wenn Tini in jenen Jahren wirklich auf das Totenbettlein sich hätte strecken müssen, dann wären sie alle darumherum gesessen, die Kameraden, die Freunde, die Geliebten, und ein großer reiner Schmerz hätte um die Mannsen alle einen Ring der Treue fürs Leben geschmiedet.

Als ich sie zuletzt wiedersah, war sie ein etwas aus den

Fugen gegangenes Madamchen, das als Gattin eines hervorragenden Arztes in einem Weltbade einer Klinik musterhaft vorstand.

Meine lieben alten Weimarer Freundinnen, Helene Böhlau und Gabriele Reuter, fand ich bereits als seßhafte Münchnerinnen vor, als ich mich wieder dort niederließ, Helene Böhlau als Gattin des ihr zuliebe zum Islam übergetretenen Al Raschid Bey. Mit heller Freude erlebte ich den ersten Aufstieg dieser beiden starken Talente zu hohem und wohlverdientem Ruhme. Wir wohnten alle drei dicht beieinander in Schwabing. Der kleine Omar Al Raschid wuchs mit meinen Kindern zusammen frank und frei in unserm großen Garten auf, und der freundnachbarliche Verkehr brachte uns schöne Stunden belangreichen Gedankenaustausches und verklärter Geselligkeit. Gabriele Reuter hatte damals ihren krassen Tendenzroman „Aus guter Familie" geschrieben. Dieselbe zarte, todgeweihte Gabriele, die ich als junges Mädchen die Treppe hinaufgetragen hatte, weil sie zu schwach zum Steigen war, und in deren erster Novelle ein preußischer Leutnant mit im Sturm flatternden Locken durch die Nacht hinsprengte! Und kurze Zeit nachher vollbrachte sie dann jene Großtat des Frauenstolzes, indem sie nahe vor ihrer Hochzeit ihrem Verlöbnis entsagte und mit schlichtem Stolze sich zu ihrem Kinde bekannte. Eine geradezu revolutionäre Begeisterung erfaßte damals die junge gebildete Frauenwelt Münchens. Man brachte der weißhaarigen und dabei doch so anmutvoll jugendfrischen Dichterin mit den großen weichen mütterlichen Augen begeisterte Ovationen dar, und sie wurde mit sanfter Gewalt in die Frauenbewegung hineingezogen, ja als große Paradenummer bei allen feierlichen Gelegenheiten verwertet, was ihrer Bescheidenheit und ihrem ächt damenhaften Feingefühl durchaus zuwider war.

Aber es war damals überhaupt eine Zeit unruhigen Gärens und heftigen Überschäumens in der Münchener

Frauenwelt, auch der ernsten. Sogar Helene Böhlau, die versonnene Eigenbrötlerin, die als glückliche Gattin eines geistig bedeutenden Mannes alle Ursache hatte, in der Erfüllung ihres Frauenberufes volles Genügen zu finden, auch sie ließ sich mit in den Strudel hineinreißen, besuchte die Frauenversammlungen, in denen Ilka Freudenberg und Anita Augspurg flammende Reden gegen die Tyrannei der Männer, gegen die Rechtlosigkeit und stumpfsinnige Unterwürfigkeit der Weiber hielten. Und sie ging hin und schrieb ihr „Halbtier", ein von Drachengift durchtränktes Manifest der Entrüstung, das man der Verfasserin der „Ratsmädelgeschichten" und des köstlichen „Rangierbahnhofs" gar nicht zutrauen mochte.

Ich aber stand wie immer als lächelnder Zuschauer auch dieser Erscheinung gegenüber und fing mir auch die prächtigsten Exemplare unter den Frauenrechtlerinnen für meine Modellsammlung ein, um sie dann alle in meinem Münchener Abschiedswerk, im „Dritten Geschlecht", idealisiert, retuschiert oder auch karikiert, je nachdem es mir in meinen Kram paßte, meinen Lesern in humoristisch-satirisch aufgeputztem Mummenschanze vorzuführen.

Zum Schlusse will ich noch der allerdings nur flüchtigen Berührung mit jenem Kreise gedenken, aus dem kurze Zeit danach das erste deutsche Künstlerkabarett der „Elf Scharfrichter" hervorgehen sollte. Frank Wedekind war in den letzten Jahren meines Münchener Aufenthaltes in Isarathen aufgetaucht und hatte alsbald beim „Simplizissimus" Anschluß gefunden, wo er jene ironisch-moralischen Bettlieder veröffentlichte, die für die „Elf Scharfrichter" tonangebend wurden. Einige der Simplizissimusleute, wie der liebenswürdige und genialische Zeichner Reznicek, der unvergleichliche Ludwig Thoma, der feine Seelenkünder Korfiz Holm, der freundlich behäbige Johannes Geheeb und gar der liebe gute appetitliche Sachse Walter Caspari waren

junge Männer und ächte Künstler ganz nach meinem Geschmack. Wedekind aber stieß mich ab, so sehr ich ihn bewunderte als Verfasser der wirklich tief ergreifenden Dichtung „Frühlingserwachen". Meines Erachtens ist das auch die einzige reine Dichtung, die ihm jemals gelungen ist. Sein ganzes Lebenswerk überschauend, kann ich in ihm nichts andres sehen als einen Monomanen der Erotik, einen bedauernswerten Kranken wie Strindberg, nur daß ihm dessen geniale Schöpferkraft abging. Er gedachte durch eine Allee von Sphinxen zu dem verschleierten Bilde von Sais bergan zu schreiten, aber seine kranke Phantasie verwandelte alle diese Sphinxe in Lulus, und hinter dem Schleier fand er als Symbol seiner Wahrheit einen Phallus. Mit Schrecken beobachtete ich den unheimlichen Einfluß, den Wedekinds Zynismus auf sehr junge Männer ausübte, und mir selber wurde unheimlich in seiner Nähe. Das hinderte mich aber doch nicht, den drolligen Gegensatz zwischen seiner krampfig verzerrten Weltanschauung und seiner korrekten Höflichkeit humoristisch zu genießen. Ich kann es mir nicht versagen, ein köstliches Geschichtchen, über das damals das ganze literarische München hell auflachte, zum besten zu geben, obwohl ich es nur vom Hörensagen habe. Marc Henri, der Pariser Kabarettsänger, war just um die Zeit nach München gekommen, als ich mich anschickte, es zu verlassen. Er brannte darauf, Wedekind kennenzulernen. Und einer von Wedekinds Intimen erbot sich, die Bekanntschaft zu vermitteln. An einem schönen Tage zwischen zehn und elf Uhr morgens führte er den Pariser in Wedekinds Wohnung. Die Zimmerherrin ließ die beiden in das Studierzimmer eintreten mit dem Bescheid, daß der Dichter zu Hause sei. Da sie aber lange Zeit warten mußten, ohne daß er kam, so klopften sie an der Schlafstubentüre an, und als niemand herein rief, traten sie ein, um festzustellen, ob die Wirtin sich nicht getäuscht habe. Nein. Der Dichter war wirklich zu Hause. Er lag noch in festem Schlaf zu Bett, und das Deckbett

hatte sich derart verschoben, daß seine untere Rückenpartie entblößt der Morgensonne entgegenlachte. Da hatte Marc Henri eine Idee: er entnahm seinem Saffianlederetäschchen seine Visitenkarte und steckte sie vorsichtig, ohne den Schläfer zu wecken, zwischen seine gut schließenden Hinterwangen, worauf die beiden Männer geräuschlos die Wohnung verließen.

Ich ahnte damals noch nicht, daß ein Jahr später das tausendmal verwünschte, verruchte Kabarett auch mein Verhängnis werden sollte. Ich ahnte überhaupt noch vieles nicht. Ich hatte meinen Beruf als Bühnenspielleiter entdeckt; ich hatte mich ausgelebt nach Herzenslust und eingelebt in eine neue Heimat für Geist und Gemüt — und dennoch befand ich mich noch im Stande der Unschuld; ich war ein frommer Anbeter der großen, hohen Alpennatur und hatte doch meinen Gott noch nicht gefunden; ich hatte inbrünstig zu den höchsten Höhen emporgestrebt und mich lernbegierig am Seile einer, wie ich glaubte, gefestigten Weltanschauung in Abgründe hinabgelassen — und war dennoch unreif geblieben; ich verwechselte immer noch Schein und Wirklichkeit; ich war ein Oberflächenmensch und fand auch mein künstlerisches Genügen in der Nachgestaltung der Oberfläche; ich glaubte mein Reifezeugnis sicher in der Tasche zu haben und ahnte nicht, daß ich noch einmal in die Schule gehen müßte, in eine grausame, harte Schule grimmiger Enttäuschungen und schmerzlichsten Erlebens. Der erfolgreichste meiner Selbstmordversuche stand mir noch bevor. Den will ich beichten im vierten und letzten Teile dieser Erinnerungen.

Als ich im Frühjahr 1899 wiederum nach Berlin reiste, hatte ich nur einen großen Hund und einen großen Koffer mit. Den Hund, einen russischen Barsoi, namens Fenk, den ich als kleinen Welpen erworben und mit großer Mühe durch alle Kinderkrankheiten durchgepflegt hatte, mußte ich unterwegs in Naumburg zurücklassen. Die

Herren Schaffner hatten nämlich das schöne Tier mit Speckschwarten, Schinkenknochen und Abfällen von allerlei Gepökeltem derartig überfüttert, daß es, als ich in Naumburg ausstieg, um dort einen Verwandtenbesuch zu machen, den verzweifelten Versuch unternahm, die öffentlichen Brunnen auszusaufen. Die Folge seines unstillbaren Durstes war ein Trommelbauch und dann ein heftiger Fieberanfall, der mich veranlaßte, mit ihm zum Arzt zu gehen. Der sagte mir, das arme Tier werde nicht wieder hochkommen, es habe schon von der früher überstandenen schweren Räude einen Knax weg. Mit einem kranken Rassehund in einem Berliner möblierten Zimmer zu hausen, eröffnete weder mir noch dem guten Tiere angenehme Aussichten, weshalb ich kurz entschlossen das Kaufangebot eines mir in den Weg laufenden Studenten annahm. Ich hörte dann später, daß mein edler Froh, der mich mit so stürmischer Daseinsfreude auf den weitesten Radtouren durch Oberbayern, Tirol und Salzburg begleitet hatte, Renommierköter einer Leipziger Studentenverbindung geworden sei, sich auf den Biersuff verlegt und an Herzverfettung schließlich ein elendes Ende gefunden habe.

So war ich denn wieder vom Schwabinger Villenbesitzer, der seine ganze Herzensfreude an lieben Kindern und allerlei freundlichem Getier gottselig ausgetobt hatte, zum einschichtigen möblierten Zimmernherrn, Asphaltreter und jämmerlich entwurzelten Kulturstipendiaten geworden. Ich hatte es aber auch sehr nötig, mich aus der segensreichen Zerstreuung meiner Leidenschaften für Natur-, Kunst- und Liebesgenuß wieder auf das nutzbringende Tintenfaß zurückzuziehen, denn es hatten sich im Laufe der Münchener Jahre durch mancherlei Fehlschläge und besonders durch meine dramaturgische Tätigkeit achtzehntausend Mark Schulden angesammelt, die zunächst abgearbeitet werden sollten.

Ich packte meinen großen Koffer in einem anständigen

Zimmer eines Hinterhauses am Kurfürstendamm aus und hatte das Glück, durch eine Zeitungsanzeige sofort eine Stenographin zu finden, die nicht nur diese mechanische Tätigkeit vortrefflich und gewissenhaft ausführte, sondern auch durch ihre frische und liebenswürdige Persönlichkeit meine Schaffenskraft und meine erfinderische Phantasie derart zu befruchten verstand, daß mir die Schreibetei von der Hand ging wie noch kaum je in meinem Schriftstellerdasein und daß tatsächlich selbst Arbeiten, die nur des raschen Erwerbes wegen in Angriff genommen wurden, ein künstlerisches Gepräge erhielten. Die achtzehntausend Mark Schulden konnte ich in einem einzigen Jahre bereits abstoßen und daneben noch zu meinem Privatbehagen allerlei Erfreuliches schaffen. Ich schrieb mit dieser kostbarsten Perle aller Sekretärinnen, der meine Dankbarkeit etliche Jahre später in der Figur des Julchen Neddermann im „Erzketzer" ein Denkmal gesetzt hat, den zweibändigen Roman „Die arme Sünderin", der in der Engelhornschen Romanbibliothek sozusagen unterkauchte in dem großen Suppenkessel schmalzloser Unterhaltungslektüre, obgleich er es wohl verdient hätte, unter den Werken meiner Reifezeit einen guten Platz einzunehmen. Außerdem zeitigte dieses Jahr eine ganze Reihe von großen Aufsätzen und in Gemeinschaft mit Hans Olden die Tragikomödie „Ein Gastspiel".

Die Arbeit an diesem Drama wird mir immer in lieber Erinnerung bleiben — zum großen Unterschiede von den andern gänzlich verfehlten Versuchen, Bühnenwerke mit andern zusammen zu schreiben. Wir kamen fast täglich in Oldens Wohnung in Halensee zusammen. Ich spendete als Hauptbeitrag meine lebendigen Erinnerungen an den ehemals berühmten weimarischen Shakespearedarsteller Otto Lehfeld, den ich überdies in Ton und Gebärde lebensächt nachzuahmen verstand. Hans Olden trug seinen Witz und seinen guten Theaterinstinkt bei, und seine Gattin, die als ehemalige Grete von Schönthan schon den

„Raub der Sabinerinnen" hatte mitzimmern helfen, wirkte mit ihrem sicheren Geschmack als Schiedsrichterin zwischen auseinandergehenden Meinungen und steuerte auch manche Feinheiten in der Kleinarbeit bei. Ich diktierte dann daheim den Dialog meiner Sekretärin in die Feder, und schließlich wurde jede fertige Szene wiederum gemeinsam Wort für Wort durchgearbeitet. Wir waren alle drei in unser Werk verliebt und zweifelten nicht daran, daß ein so köstliches Original von einem alten Komödianten, wie Lehfeld es gewesen war, auch als Bühnenfigur packend wirken müsse, zumal da wir den Dialog mit zahlreichen authentischen Lehfeldsprüchen gespickt hatten. Das Stück wurde dann auch sofort im Manuskript vom Deutschen Theater erworben, und Georg Engels sollte die tragende Rolle des alten Komödianten spielen, der sich in bürgerliche Verhältnisse nicht zu schicken weiß und am Schluß lieber mit einem Schmierendirektor auf die Dörfer geht, als im Schoße seiner wohlhäbigen Familie als verhätschelter Großpapa das Gnadenbrot zu essen. Engels stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Im Wallnertheater hatte er sich den Ruf als bester Komiker Berlins erworben, und am Deutschen Theater sollte er nunmehr zeigen, daß er shakespeareif sei und auch tragische Töne zu meistern wisse. Er hatte vor sieben Jahren als Major von Muzell meinen „Kindern der Exzellenz" zu einem Triumphe verholfen, und ich wiegte mich in der Hoffnung, daß er auch den Zusammenbruch des genialen Komödianten in einer Weise darstellen werde, die vorbildlich für die ganze deutsche Bühne wirken könnte. Aber schon bei den ersten Proben kamen mir starke Bedenken. Engels brachte den Text schwer in den Kopf, sann fortwährend auf Komikerlazzi und war fürchterlich gekränkt, wenn man ihm solche nicht gestattete. Die ergreifenden Töne in den tragischen Szenen fand er nicht. Offenbar spürte er dieses Versagen selbst und wurde dadurch immer gereizter, so daß manche Proben mit gewaltigem Krach vorzeitig ab-

nur von der Zunft, sondern auch von einem recht großen Kreise gebildeter und geschmackvoller Deutscher als ein Sänger von Gottes Gnaden, als ein scharfer Schauer und eigenartig bildkräftiger Gestalter, als ein Verkünder daseinsfroher freier Männlichkeit anerkannt. Doch was wußte sein deutsches Volk von ihm? Er hungerte nach wie vor in Altona, mußte den adligen Rücken unter der Peitsche seiner Gläubiger beugen und um kärglichen Sold seinen Pegasus in der Manege reiten, um Brot für Weib und Kind zu schaffen. Erst „Die Musik kommt" in Straußens packender Vertonung machte seinen Namen schier jedem Deutschen bekannt; denn dies Lied wurde bald als Marsch von allen Militärkapellen übernommen und gelangte neben dem „Lustigen Ehemann" auf alle Grammophonplatten und Drehorgelwalzen, wurde nicht nur in allen Militärkasinos, sondern auch bei den bunten Unterhaltungen sämtlicher Vereine und Familienkränzchen in den kleinsten Städtchen vorgetragen. Und es geschah das Wunder, daß der Deutsche sich lyrische Gedichte kaufte! Liliencrons Verse, selbst die schwerer eingänglichen, wie die Poggfred-Epopöe, erlebten Auflagen um Auflagen, und der arme Schlucker Liliencron kam endlich am Abend seines Lebens zu bürgerlicher Behaglichkeit im eignen Häusl zu Altrahnstedt bei Hamburg.

Als ich nach Ostern meine erste Gastspielreise mit dem Überbrettl unternahm, kehrten wir zunächst für einige Wochen im Hamburger Operettentheater ein. Auch dort blieb uns der durchschlagende Erfolg treu. Einer meiner häufigst begrüßten Gäste war mein lieber Freund Detlev von Liliencron. Es wurden keine Sentimentalitäten zwischen uns gewechselt, aber ich spürte mit inniger Genugtuung seine Dankbarkeit aus seinem Händedruck und seinen freudig glänzenden Augen. Seit Ende der achtziger Jahre hatte ich natürlich nie versäumt, sooft mich mein Weg nach Hamburg führte, den darbenden Exdeichhauptmann von Pellworm zu Altona aufzusuchen. Er pflegte

mir dann seine neuesten Verse vorzutragen und ausgiebig sein Herz zu erleichtern über das Hungerlos des „teutschen Tichters", der sich mit ein bißchen Zeitungsruhm abspeisen lassen müsse. Aber so verächtlich er von diesem Zeitungsruhme sprach, eine so kindliche Freude legte er an den Tag gegenüber den brieflichen und mündlichen Huldigungen aus seinem kleinen Leserkreise. Und wenn die Huldigenden selber Reimschmiede waren, so zeigte er sich nur allzu bereit, ihre Hervorbringungen mit überschwänglichem Lobe zu bedenken. Kritik war ganz und gar nicht seine Sache. Und wenn seine leichte Begeisterungsfähigkeit sich gar an einer liebenswürdigen Menschenseele entzündete, hörte jede Kritik der dichterischen Leistung dieser Seele gegenüber vollständig auf. Dieses warmherzige große Kind war so liebebedürftig, daß ein einziger flüchtiger Sonnenstrahl von Güte, von anmutiger Schelmerei und Gemütstiefe ihn die dichtesten Nebelschwaden menschlicher und künstlerischer Unzulänglichkeit vergessen ließ. Nur gewisse geschickte Macher, Reklamehelden und Poseure vom Schlage Karl Busses, den er nie anders als „Karlchen Tütlütüt" zu nennen pflegte, konnte er nicht ausstehen. Dieses Karlchen Tütlütüt, das sich schweifwedelnd an alle Verfasser von Literaturgeschichten heranmachte, um ein paar freundliche Zeilen von ihnen zu erbuhlen, und gleichzeitig als Literaturkritiker in Velhagen & Klasings Monatsheften jahrelang sein blutiges Richtbeil über den Köpfen erfolgreicher deutscher Dichter schwang, es hat sich nach dem Tode Liliencrons nicht genug spreizen können als tiefster Versteher und intimster Freund des Daheimgegangenen.

Da wir in Fragen des Geschmackes fast immer übereinstimmten, verliefen diese kollegialen Aussprachen stets zu beiderseitiger Zufriedenheit. Ich pflegte dann den Freund in irgendein besseres Kellerlokal, eine Austernstube oder dergleichen mitzuschleppen, weil ich wußte, eine wie große Freude es ihm bereitete, hin und wieder einmal

seinen knappen bürgerlichen Mittagstisch durch eine anspruchsvoller zusammengestellte Mahlzeit in einem anheimelnden Lokal und in vornehmer Aufmachung zu unterbrechen. Er selber betonte bei solcher Gelegenheit die Vornehmheit äußerlich durch Anlegung seines alten, aber peinlich sauber instand gehaltenen Bratenrockes nebst glacéledernen Begräbnishandschuhen. Es waren wohl die einzigen, die er besaß. Und niemals unterließ er es, beim Fortgehen ganz überflüssigerweise dem Kellner, der ihm in den Überrock half, ein reichliches Trinkgeld zuzustecken. Einmal habe ich ihn bei solcher Gelegenheit sogar dabei erwischt, wie er in Ermangelung eines blanken Talers dem Befrackten ein blankes Zehnmarkstück in die Hand drückte. Es war vielleicht das Zehnmarkstück für ihn! Ihm war es eben ein Hochgenuß, sich zuweilen seiner schäbigen Armut zum Trotz als Baron äffimiert zu sehen. Er entbehrte es schwer, nicht die Mittel zu einem nur halbwegs adligen Auftreten zu besitzen, das ihm doch so gut zu Gesicht gestanden hätte. Aber tragikomisch ist es, daß dieser schier zeitlebens von seinen Gläubigern gehetzte und wirklich darbende Dichter von seinen Lesern schier allgemein für einen leichtsinnigen Verschwender, Schlemmer oder gar Trunkenbold gehalten wurde, weil er dem vornehmen Leichtsinn, dem üppigen Lebensgenuß in seinen Versen so oft heitere Hymnen gesungen hatte. In seinen Versen fuhr er viere lang, ritt mit Komtessen Parforcejagd und schlemmte bei Pforte, während ihm in Wirklichkeit oft genug das Kleingeld zur Trambahnfahrt mangelte. In seinen Versen war er Herr auf Poggfred, König auf seiner Scholle oder auch Pascha mit drei Roßschweifen und Gebieter über einen Harem voll reizender Odalisken, in allen Weltteilen, ja sogar auf allen Gestirnen daheim — in Wirklichkeit bescheiden nur nach kleinbürgerlicher Behaglichkeit verlangend.

Unvergeßlich wird mir ein sonniger Frühlingstag bleiben, an dem ich in einem gemieteten Landauer ganz allein

mit Liliencron nach Blankenese hinausfuhr. Er war glänzend aufgelegt, die Rolle eines Großgrundbesitzers zu spielen, der seinen Gast durch seinen Besitz geleitet. Er kannte die Lebensgeschichte fast sämtlicher Inhaber der großen Villen zwischen Altona und jenem berühmten Ausflugsort am Elbufer. Er erzählte mir Tragödien und Komödien, die sich in den Familien jener begüterten Handelsherren und Schiffsreeder abgespielt hatten. Alle seine durch stete Bedrängnis ihm aufgezwungene Demut und Verärgerung war von ihm abgefallen, er war der Grandseigneur, der welterfahrene Ironiker und doch wieder liebend verstehende Humorist, wie er, als Genießer höchsten Grades, nachsichtig lächelnd im Affentheater des Menschlichen-Allzumenschlichen sitzt. Er konnte aber auch urplötzlich aus seiner überlegenen Haltung heraus und in einen kindlichen Begeisterungsausbruch hineinfallen über ein Nichts, über die Rückenlinie einer scheuernden Dienstmagd auf den Steinfliesen eines Hauskores, über die Gestalt einer sturmverbogenen Föhre, über die beneidenswerte Fähigkeit der Pferde, sich im Trabe ihrer Darmbedrängnis zu entledigen.

Liliencron gehörte übrigens auch zu den zahlreichen deutschen Dichtern, die geradezu Selbstmord begehen, wenn sie als Rezitatoren ihrer eignen Werke vor die Menge treten. Als er durch mein Überbrettl volkstümlich geworden war, wurde er nicht nur von literarischen Gesellschaften, sondern auch von kaufmännischen und andern Bildungsvereinen mit Einladungen überschüttet. Das Ergebnis war regelmäßig eine große Enttäuschung des Publikums, und es dürfte wohl kaum ein einziger Vereinsvorstand so tollkühn gewesen sein, Liliencron ein zweites Mal als Vortragskünstler auftreten zu lassen.

Nach dem großen Erfolge meines Unternehmens war selbstverständlich das ganze theatralische Unternehmertum darauf aus, Konkurrenzüberbrettl auf Reisen zu schicken, die mein Programm sowohl als die Tricks meiner Aufmachung möglichst stilgetreu nachzuahmen befliffen waren.

Dazu gehörte in erster Reihe ein Dichter von Namen als Conférencier, zu deutsch Ansager. Ich habe mit eignen Augen eine Zeitungsanzeige gelesen, in der für ein neues Überbrettlunternehmen ein „Baron, der auch etwas dichten kann", gesucht wurde! Es konnte gar nicht ausbleiben, daß auch an Liliencron sehr bald die Versuchung herantrat, seinen schönen Namen und seinen Dichterruhm als Brettlansager zu prostituieren. Er war selbstverständlich so anständig, mich vorher zu fragen, ob ich seine Beteiligung an einem Konkurrenzunternehmen auch nicht als Verrat an unsrer Freundschaft ansehen werde. Darüber konnte ich ihn beruhigen, gab ihm aber zu bedenken, daß ihm alle Eigenschaften zur Leitung eines solchen Unternehmens fehlten und daß er sein Ansehen als Dichter durch persönliches Aufsagen seiner Verse schwer schädigen werde. Er gab das ohne weiteres zu, ließ sich aber schließlich doch bewegen, mit Rücksicht auf seine Familie, den Vertrag, der ihm ein hohes Monatseinkommen gewährleistete, zu unterschreiben. Er teilte mir triumphierend mit, daß er die Gauner übergaunert und vor allem seine Würde als Edelmann dadurch gerettet habe, daß er einen Paragraphen in den Vertrag hineinschrieb, nach dem er zwar, außer dem persönlichen Auftreten, so gut wie keine Arbeit zu leisten habe, dagegen die Direktion verpflichtet sei, ihm allabendlich die Stiefel spiegelblank wichsen zu lassen! Achter Liliencron! Die Freude darüber, daß der Leiter seines Überbrettls Bausenwein hieß und er diesen schönen Namen in Banausenwein umändern konnte, sowie die Genugtuung darüber, seinen Brotherrn vertraglich zu seinem Stiefelputzer erniedrigt zu haben, half ihm über alle Gewissensnot hinweg! Wenn ich nicht selbst so viel von dieser Sorte Humor, von diesem lasterhaften Behagen am „Derblecken" des Philisters gehabt hätte, so würde ich Liliencron darum beneidet haben. In Wirklichkeit habe ich ihn nur um eins beneidet, giftig, leidenschaftlich beneidet: um die Grabrede nämlich, die Richard Dehmel ihm

gehalten hat. Ich glaube, etwas Schöneres ist einem Dichter nie von einem andern nachgerufen worden.

Von Hamburg verfrachtete ich meine Bande nach Leipzig, alsdann nach Dresden und weiter nach Wien, Prag und Breslau. In allen diesen großen Städten blühte uns der gleiche Erfolg. Überall strömte ein neugieriges und überwiegend den gebildeten Klassen angehörendes Publikum in Scharen herbei und füllte gutwillig meine Taschen mit goldenen Zechinen. Überdies war es uns vergönnt, in den Kreisen der künstlerisch kultivierten Gesellschaft wertvolle Bekanntschaften zu machen, die sich freilich derartig häuften, daß es leider bald ausgeschlossen war, die rasch geknüpften freundschaftlichen Beziehungen dauernd aufrechtzuerhalten. Wie gerne wäre ich z. B. in dauernder geistiger Verbindung geblieben mit solchen vollwertigen Persönlichkeiten wie Dr. Karl Mönckeberg, dem ältesten Sohne des damals in Hamburg regierenden Bürgermeisters, oder der geist- und temperamentvollen Schriftstellerin Else Asseniess, der Egeria Max Klingers, die in ihrer glutvollen Schrift „Aufruhr der Weiber" zuerst das Schlagwort vom „dritten Geschlecht" geprägt hatte. Doch immer schoben sich neue Erscheinungen in die unmittelbare Gegenwart und verdrängten mit ihrem frischen Glanz die Erinnerungen an die älteren. Immer wieder streckten sich neue Hände mir entgegen, glänzten neue Augen vielverheißend mich an, und so wurde unter dem Allzuviel von wertvoller oder auch wohl nur rätselbunt reizvoller Menschlichkeit der Wert jeder einzelnen Bekanntschaft als seelischer Gewinn herabgedrückt. Und es blieb schließlich von all den köstlichen Stunden reichen Gedankenaustausches, von all den gemeinsamen Begeisterungsräuschen, von all dem Blütenbrechen unter Lachen und Singen nichts übrig als ein Bündel anmutig krauser Erinnerungen, in irgendeinem Winkel des Unterbewußtseins verstaut. Einzig eine Wiener Beziehung, die

ich allerdings schon früher angeknüpft hatte, erhielt sich lebenslang, nämlich die mit dem Dichterkomponisten Adalbert von Goldschmidt, dem es trotz dem großen Erfolg seines Jugendwerkes „Die sieben Todsünden" und sogar trotz seinem Reichtum (sein Vater war Prokurist des Hauses Rothschild in Wien gewesen) nicht gelang, mit seinem Lebenswerke, der Menschheitstragödie „Gäa", auf der Bühne festen Fuß zu fassen. Goldschmidt war übrigens auch der einzige Jude, dem gegenüber meine starke arische Rassenantipathie schwieg. Er war äußerst wohlbeleibt, beinahe schon ein Fettkoloß zu nennen, und dabei doch von ächt wienerischer fauler Anmut der Geste wie des Geistes, entschieden ein schöner Mann zu nennen, dem die leichte Andeutung der orientalischen Herkunft gut zu Gesichte stand; ein höchst kultivierter Genießer und dabei doch ein ernster Künstler, der ungeachtet aller Kränkungen und Enttäuschungen, die er erfahren, seine Seele doch frei zu erhalten gewußt hatte von den garstigen Schatten des Allzumenschlichen, die schier regelmäßig verkanntem Künstlertum anzuhaften pflegen. Neid, Gehässigkeit und kleinliche Eitelkeit waren dieser vornehmen Seele fremd. Er mußte in verhältnismäßig jungen Jahren verarmt und verkannt sterben, bald nachdem sein letztes Hoffen, die „Gäa" in Hamburg zur Aufführung gebracht zu sehen, durch den Tod Pollinis vereitelt worden war.

Während wir in Wien am Karltheater gastierten, fiel das jüdische Versöhnungsfest, und Oskar Straus durfte am Abend dieses Tages auf Befehl seines reichen Erbonkels nicht auftreten. Er führte mir als seinen Stellvertreter für diesen Abend einen jungen Musiker zu von kleiner Gestalt, harten Gesichtszügen und dunkler Hautfarbe, dessen Name, Arnold Schönberg, damals noch gänzlich unbekannt war. Als Probe seines Könnens spielte er mir einige kleine Lieder vor, darunter eine reizende Vertonung des Falkeschen Gedichtes „Rechts Luischen, links Marie und voran die Musici", die ich sofort für mein

Überbrettl erwarb. Am Abend aber blamierte er sich als Begleiter derart, daß ich ihn durch meinen zweiten Kapellmeister Woldemar Wendland ablösen lassen mußte. Das Lampenfieber hatte ihn so stark gepackt, daß er die einfachsten Griffe verfehlte. Er schämte sich seines Versagens so sehr, daß er sich nie mehr bei mir sehen ließ.

Unser Gastspiel in Prag am alten Landestheater gewann dadurch für mich unvergeßliche Bedeutung, daß dort zum erstenmal meine spätere Gattin vor das Publikum trat. Es war in den ersten Wochen meines Berliner Erfolges gewesen, daß mir unter den massenhaften Zusendungen von Gedichten einige Verse einer gewissen Elsa Laura Seemann ein so starkes Talent zu verraten schienen, daß der Wunsch in mir lebendig wurde, die Verfasserin persönlich kennenzulernen. Sie traute sich aber erst nicht zu mir, sondern sandte eine resolute Freundin mit einem neuen Packen Verse voraus. Da ich aber diese Verse so wie sie waren für meine Zwecke nicht brauchen konnte, so mußte sich die jugendliche Verfasserin schließlich doch bequemen, zur Besprechung meiner Änderungsvorschläge selbst zu kommen. Ich war im Schlafrock, entsetzlich verschnupft, mit verquollener Nase und tränenden Augen, als Elsa Laura in einem Möwenbarett und einem viel zu dünnen alten Flausjäckchen bei strenger Winterkälte mir ihren Antrittsbesuch machte. Eine schlanke Figur, ein schmales aristokratisches Gesichtchen mit sprechenden grauen Augen und einer rassig feinen Nase — blaß und offenbar unterernährt —, das war der erste Eindruck. Ich erfuhr dann auch, daß sie sich höchst kümmerlich durch Erteilen von Sing- und Klavierunterricht und Schriftstellerei für Winkelblätter durchschlug und in dem Siemensschen Lehrerinnenheim in der Potsdamer Straße ihren Unterschlupf gefunden hatte. Ich stellte ihr zunächst ein Passepartout aus für mein Theater, das sie auch fleißig benutzte, um aus dem Gesehenen und Gehörten Anregung zu schöpfen zu eignem Gestalten für meine Bühne. Einige Wochen

später mußte ich auf ärztlichen Befehl eine kurze starke Luftveränderung zur Besserung eines hartnäckigen Bronchialkatarrhs vornehmen, der mir das Auftreten unmöglich machte. Ich hätte diese Luftveränderung gerne in Begleitung meiner anfangs dieses Abschnittes erwähnten unvergleichlichen Sekretärin genossen; aber die hatte sich inzwischen verlobt, und der Bräutigam wollte seine Einwilligung zur Mitfahrt nur unter der Bedingung geben, daß eine Anstandsdame mitgenommen würde. Da fiel mir die kleine Seemann ein. Mein Diener mußte sie sofort herbeiholen und ich stellte sie vor die Frage, ob sie am selben Tage nachts zehn Uhr mit möglichst wenig Gepäck am Anhalter Bahnhof sein wolle, um mich und mein „Julchen Neddermann" auf acht Tage nach Italien zu begleiten. Sie war selig bereit, gestand mir aber errötend, daß sie — nichts anzuziehen habe. Ich kaufte ihr also ein Paar Schuhe, eine seidene Bluse und was sonst noch dringend vonnöten war, und um zehn Uhr verstaute mich mein treusorgender Arzt in den weichen Polstern eines Coupés erster Klasse und gab meinen beiden barmherzigen Schwestern verschmitzte Verhaltungsmaßregeln für meine Pflege. Nach einem vierundzwanzigstündigen Aufenthalt in Bozen, um uns an die südliche Luft zu gewöhnen, fuhren wir nach Verona, blieben ein paar Tage in Venedig und kehrten über den Gardasee mit kurzen Stationen in Gardone und Innsbruck wieder heim. Fräulein Seemann zumal genoß die so plötzlich über ihr armseliges Leben hereinbrechende Herrlichkeit in tiefen Zügen und verdichtete die Fülle der Eindrücke sofort in Verse, die aber nicht etwa Landschaftsbilder oder geschichtliche Erinnerungen verarbeiteten, sondern wunderlicherweise die Erregtheit ihrer Seele in den nebelhaften Umrissen tief melancholischer, sehnsuchtsvoller Stimmungsbilder ausklingen ließen. Elsa Laura dichtete andauernd auf dieser Fahrt. Im Eisenbahnwagen, auf den Bänken öffentlicher Anlagen und am heftigsten abends im Bett. In dem alten vornehmen Hotel Luna in Venedig

war es, wo sie eines Tags nach dem Pranzo in der Dämmerung in dem in Gold und Weiß gehaltenen Empiresalon, der zufällig ganz leer war, sich an den Flügel setzte und nach einigem stimmungsvollen Präludieren und Phantasieren mir ein paar Chopinlieder sang. Ich hörte sie zum erstenmal singen, mit einem feingebildeten zarten Stimmchen, das nur vom ppp bis zu einem sehr dürftigen mezzoforte reichte, aber durch seine leichte Schwingung dennoch den weiten Raum mit Wohllaut füllte. Die tadellose Aussprache des Textes und die innige Beseelung des Ausdrucks sowie das beredte Mienenspiel versetzten mich in Entzücken. Ich beschloß sofort den Versuch zu machen, diese offenbar reiche Begabung für die öffentliche Betätigung zu erziehen. Da es zunächst ganz ausausgeschlossen war, mit einer so kleinen Stimme durch Liedervortrag mit Klavier oder gar Orchesterbegleitung zu wirken, so kaufte ich in Venedig eine Gitarre und brachte Elsa Laura während der Bahnfahrt die ersten Griffe darauf bei. Unglücklicherweise hatte sie so kleine Hände, daß ihr selbst die einfachsten Akkorde Schwierigkeiten machten und viele Griffe überhaupt unmöglich schienen. Es sah so aus, als ob aus meinem Vorhaben, das anmutige Mädchen als Sängerin kleiner Volks- und Rokokolieder zur Gitarre auftreten zu lassen, nichts werden sollte. Um ihr aber doch zunächst eine Lebensmöglichkeit zu geben, nahm ich sie auf der ersten großen Kunstreise des Überbrettls als Buchhalterin und Korrespondentin mit. In dieser Eigenschaft bewährte sie sich allerdings durchaus nicht, denn sie war imstande, wichtige Briefe tagelang in der Tasche herumzutragen, ohne an die Absendung zu denken, und ihre Abrechnungen stimmten nie. Es mußte also auch dieser Versuch aufgegeben werden. Dagegen fand eine kleine Dichtung von ihr, von Woldemar Wendland hübsch vertont, in Wien Beifall, und außerdem hatte sie sich einige Rokokoliedchen mit eigner Klavierbegleitung so hübsch einstudiert, daß ich in

Prag den Versuch wagte, sie damit vor die Rampe zu stellen. Wir hatten ein Spinett aufgetrieben, zu dessen dünnem Zirpstimmchen Elsa Lauras klare silbrige Hauchtönchen, insonderheit aber das in weißen Mull gehüllte, hochgeschnürte schlanke Figürchen gar artig harmonierte. Die zarten Töne drangen tatsächlich bis in die entferntesten Winkel des riesengroßen Hauses. Und die rührend anmutige Erscheinung tat ein übriges, um diesem zaghaften ersten Auftreten einen freundlichen Erfolg zu verschaffen. In Breslau traute sie sich dann schon mit der Gitarre heraus, nachdem es ihr gelungen war, durch allerlei Kniffe eigner Erfindung Akkorde zu zupfen, die die mangelnde Spannweite ihrer Hände unmöglich zu machen schien. Der warme Erfolg, den sie auch hier fand, spornte ihren brennenden Ehrgeiz mächtig an, so daß es ihr gelang, durch rastlosen Fleiß bald einige Sicherheit auf ihrem dürftigen Begleitinstrument zu erlangen und auch ihrer Stimme mehr Kraft und Farbe zu verleihen. Als ich dann im Herbst 1902 im eignen Hause meine zweite Spielzeit eröffnete, war aus der kleinen Elsa Laura Seemann zwar noch lange kein „Stern", aber doch bereits eine „Nummer" geworden, ein vielverwendbares, gerne gehörtes und gesehenes Mitglied. —

Doch schon lange bevor ich diese meine erste Spielzeit im eignen Hause eröffnete, war mein Untergang besiegelt. Mein Sensationserfolg am Alexanderplatz hatte die sämtlichen skrupellosen Geschäftemacher auf dem Gebiete des Kunstmarktes mobil gemacht. Ich konnte meine vier Wände nicht verlassen, ohne alsbald von den Profitgeiern erspäht, umzingelt und gestellt zu werden. Die übelste Sorte von Glücksrittern, Buchmacher, kleine und große Schieber, verkrachte Existenzen, verbummelte Genies und sonst allerlei Zuhälter der Fortuna, der neun Musen und der Venus Vulgivaga lauerten mir, soweit sie nicht bis in meine Direktionskanzlei vorzudringen vermochten, vor welcher Julchen Neddermann und mein handfester

Diener getreue Wache hielten, am Theatereingang auf und überfielen mich mit Anliegen oft seltsamster Art. Solche Angriffe waren allerdings durch eine saftige Grobheit leicht abzuschlagen — nicht so die geschickt eingefädelten Intrigen feinerer Köpfe.

In Bern hatte ich gelegentlich einer Vortragsreise den dort Ethik dozierenden Philosophieprofessor Ludwig Stein kennengelernt, der mich durch ein glänzendes Gastmahl in seinem prunkvollen Hause als außerordentlichen Gesandten des deutschen Parnaß bei der Eidgenossenschaft geehrt hatte. Im Vorfrühling des Jahres 1901 trat nun dieser selbe Professor Ludwig Stein mit dem Vorschlag an mich heran, in dem ihm gehörenden Häuserblock in der Köpenicker Straße auf seine Kosten ein Theater für meine Zwecke errichten zu wollen. Die Gegend um die Jannowitzbrücke erschien mir aber mit Recht als eine Verschlechterung gegenüber dem Alexanderplatz, und ich konnte auch den schmeichelhaften Einwand, daß nach einem so glänzenden Erfolge der Berliner Westen selbst in das Scheunenviertel zu pilgern bereit sein werde, nicht gelten lassen. Ich lehnte also zunächst das Anerbieten dankend ab. Der Herr Professor aber ließ nicht locker. Er war nicht nur ein beredter Verkünder der Ethik, sondern auch ein in allen Sätteln gerechter Praktikus. Er wußte sehr geschickt unverdächtige Leute, darunter auch eine liebenswürdige, weltgewandte Baronin, in meine Nähe zu bringen, die die Aufgabe hatten, meinen Widerstand allmählich zu besiegen. Erst später erfuhr ich, welche geheimen Beweggründe den gelehrten und nebenbei schwerreichen Herrn veranlaßten, sich auf diese Buhlschaft mit der Überbrettelei so eifrig einzulassen. Er hatte nämlich jenen Häuserblock in der Köpenicker Straße von seinem Schwiegervater ererbt, der daraus sehr große Summen herausgewirtschaftet hatte. Dieses schöne Geld duftete jedoch etwas übel, denn jene Häuser waren von Prostituierten bevölkert gewesen. Und dieweil

solcher Übelgeruch dem Herrn Professor in seiner angesehenen Stellung doch etwas auf die Nerven ging, gedachte er die Luft in seinem Teil der Köpenicker Straße eben dadurch zu reinigen, daß er ihn zum Mittelpunkt eines anständigen Kunstbetriebes machte, der das beste Publikum Berlins hinauslocken sollte. Im Vorderhause sollte ein hübsches kleines „Café Wolzogen" eröffnet werden, während der übelberüchtigte Tanzsaal im Hintergebäude zum „Bunten Theater" ausgebaut werden sollte. Es waren schließlich zwei Verlockungen, die meine vernünftige Überlegung einlullten und mich bestimmten, auf die Steinschen Vorschläge einzugehen: erstens einmal wurde mir freie Hand gelassen, den Baumeister selbst zu bestimmen und alle meine bühnentechnischen wie dekorativen Ideen für den Zuschauerraum zu verwirklichen, und zweitens wurde mir klargemacht, daß ich für meine und der Meinen Zukunft ausgesorgt haben würde, wenn ich mich mit eignem Kapital an dem Unternehmen beteilige; denn ich würde dann immer an den Erträgnissen des Theaters geschäftlich beteiligt sein, auch wenn ich mich persönlich von der Mitwirkung zurückzöge und die Überbrettlherrlichkeit, wie ich immer prophezeit hatte, nicht lange währen sollte. Die erste dieser Versprechungen wurde getreulich erfüllt, und der von mir erwählte Architekt August Endell, den ich in München schätzen gelernt hatte, schuf dann auch etwas völlig Eigenartiges an Farbenpracht und entzückenden dekorativen Einfällen in dem Theaterchen. Kein Stück der inneren Einrichtung, kein Stuhl, kein Teppich, ja selbst kein Teppichnagel war fertig gekauft, sondern alles nach eignen Entwürfen neu angefertigt worden. Diese innere Einrichtung bezahlte ich aus eignen Mitteln. Und außerdem stiftete ich noch das Bronzeoriginal von Max Kruses herrlicher Nietzsche-Büste. Mit dem zweiten Teile jenes verlockenden Angebotes dagegen war ich bös hineingefallen, dank meiner juristischen Ahnungslosigkeit. Wir hatten nämlich das

Unternehmen zu einer G. m. b. H. gemacht, von deren fünf Geschäftsanteilen Professor Stein vier, ich nur einen eingezahlt hatte. Da nun alle Ausgaben über eintausend Mark der Beschlußfassung durch den Aufsichtsrat unterlagen, so war ich selbstverständlich immer überstimmt, sobald es mir nicht gelang, die die Steinschen Belange vertretenden Aufsichtsratsmitglieder auf meine Seite zu ziehen. Da diese Aufsichtsratsmitglieder Verwandte des Professors oder sonstwie von ihm abhängige Personen waren, so gelang mir dies niemals. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß an diesem Umstand das ganze Unternehmen zugrunde ging. Es beliebte nämlich den Herren Aufsichtsratsmitgliedern, mich als einen geschäftsunkundigen Idealisten zu betrachten, dem man nur die künstlerische Führung anvertrauen dürfe. Und diese genialen Geschäftsleute waren der Meinung, daß aus meiner Idee nur dann wirklich Großgeld, und zwar für längere Dauer herauszuschlagen sei, wenn man ohne Rücksicht auf die Kosten alle hervorragenden Kunstkräfte der überall auftauchenden Konkurrenz wegengagiere und neben der ständigen Berliner Mutterbühne gleichzeitig mehrere Tochtergesellschaften auf Reisen schicke. Ich hatte, angesichts der Tatsache, daß unser Theater nur sechshundert Personen faßte und nur etwa zweitausend Mark bei ausverkauftem Hause einbringen konnte, mich mit allen Kräften gegen das sinnlose Geldhinauswerfen gewehrt. Leider vergebens. Was ich vorausgesehen hatte, trat ein. Die Berliner Bühne brachte die Tageskosten nur selten ein, und die reisenden Gesellschaften vollends warfen nur dann einen Überschuß ab, wenn ich selbst und die ersten Kunstkräfte dabei waren. Die ersten Kunstkräfte aber pochten auf ihre Unentbehrlichkeit und drohten fortwährend, zur Konkurrenz überzugehen, so daß ihnen immer höhere Bezüge bewilligt werden mußten. So hatten wir bald eine ganze Anzahl von Künstlern beisammen, die ein Monatsgehalt von dreitausend Mark bezogen,

dafür, daß sie allabendlich ein paar Liedchen trällerten! Es kamen noch unbegreifliche Ungeschicklichkeiten hinzu. So z. B., daß wir auf Betreiben unsers Geschäftsführers, der noch dazu ein russischer Jude war und die Verhältnisse kennen mußte, vierzehn Tage vor dem großen Fasten nach Rußland geschickt wurden. Wir spielten zwölf Abende am Schabelskaja-Theater in Petersburg mit mäßigem Erfolg, denn für den russischen Geschmack war unsre Kost nicht geeignet, und die Landsleute blieben fern, wie die Auslandsdeutschen nach alter Erfahrung immer zu tun pflegen, wenn ihnen heimische Kunst geboten wird. Dann spielten wir einen Abend in Riga vor übervollem Hause mit einer Einnahme von fünftausend Rubel und mußten am andern Morgen wieder abreisen, ohne die einzigartige Gelegenheit eines Riesenverdienstes ausnützen zu können, weil während der Fasten in Rußland alle Lustbarkeiten verboten sind.

Diese russische Reise war für uns zwar reich an unvergeßlichen Eindrücken und verklärt durch die großartige Gastfreundschaft des baltischen Adels, aber der Ärger über den blitzdummen geschäftlichen Hineinfall brachte den üppig-genießerischen Tagen einen gar zu bitteren Nachgeschmack. Mein Programm am Bunten Theater in der Köpenicker Straße war weit reicher, zum Teil auch wohl künstlerisch wertvoller als jenes am Alexanderplatz; denn wir hatten uns ein kleines Orchester zugelegt und vermochten so auch kleine Singspiele, phantastische Tänze und anspruchsvollere dramatische Werkchen mit größerem Personal und reicheren malerischen und Beleuchtungseffekten zu bieten. Zu den bewährten alten Kräften war noch Marcell Salzer, als Vortragskünstler und Schauspieler gleich ausgezeichnet, sowie die hervorragende Diseuse Lina Abarbanell, ein sehr guter Tenor und als Kapellmeister der glänzende Pianist und feine Musiker Moritz Violin hinzugekommen. (Liliencron war entzückt über den Namen

Abarbanell und erfand sich sofort als besondere Zungenschwelgerei den schönen Spruch: „Abarbanell kniet am Sarkophag Sardanapals".) Wedekind, Ludwig Thoma und Hans von Gumpenberg schrieben geistvolle Einakter und Parodien für uns. Die unvergleichliche Erfinderin des Serpentintanzes und erste Anregerin des Barfußtanzes Loy Fuller und die japanische Muse Sada Yacco gastierten bei uns; aber dennoch war das Haus selten ausverkauft, denn die Überbrettelei hatte eben doch den Reiz der ersten Neuheit verloren, der allein imstande gewesen wäre, unser hauptsächlich im fernen Westen beheimatetes Publikum in Scharen nach der proletarischen Köpenicker Straße zu locken. Es kam noch hinzu — ein Umstand, der uns unser wirklich bestes Publikum vertreiben konnte —, daß unsre Lyriker von Gottes Gnaden doch allmählich ausgeplündert waren und keinen Überbrettlstoff mehr hergaben. Was die zahllosen Einsendungen von lyrischen Dichtungen und Textunterlagen brachten, waren fast ausnahmslos nur mehr oder minder geschickte Nachahmungen der reizenden Dichtungen, die uns anfänglich Bierbaum, Liliencron, Falke und ihresgleichen geliefert hatten. Die ewigen Sentimentalitäten über süße Mädels, betrogene Ehemänner und leichtsinnige Bohemiens begannen schon reichlich fad zu schmecken. Weit schlimmer aber waren die neuen jüdischen Leute, die durch den Einfluß der Machthaber des Aufsichtsrats oder durch die Gönnerschaft Oskar Straußens sich in unsern Spielplan einzunisten wußten, jene Leo Leipziger, Rideamus und Konsorten. Der gespitzte Witz und die geschickte Mache dieser weltstädtischen Asphaltpoeten konnten den reinen Humor, die Gemütswärme unsrer deutschen Dichter keineswegs ersetzen. Sie drückten vielmehr den geistigen Standpunkt des Überbrettls auf den eines immerhin noch leidlich geschmackvollen Tingeltangels herab.

Für mein persönliches Empfinden am schmerzlichsten

aber waren die niederschmetternden Erfahrungen, die ich im täglichen Verkehr mit meinen Künstlern machen mußte. Anfänglich war ich ihr schwärmerisch verehrter Wohltäter, Vater und treusorgender Freund gewesen. Sobald sich die Herrschaften aber im Besitze eines weitbekannten Namens und einer mehr als auskömmlichen Gage sahen, schleuderten sie Dankbarkeit, Pflichtgefühl und Selbsterkenntnis mit einem Fußtritt beiseite und ließen die Bestie locker. Hinter den Kulissen des Überbrettls sah es bald aus wie in einem Narrenhause. Die Leutchen wurden fast ausnahmslos von einem lächerlichen Größenwahnsinn befallen. Sie schrieben sich als ihr persönliches Verdienst zu, was nur der Rahmen, die künstlerische Idee des Ganzen und deren großer Erfolg aus ihnen gemacht hatte. Hinter meinem Rücken knüpften sie Verhandlungen mit Konkurrenzunternehmungen an und suchten durch die Drohung, mich im Stiche zu lassen, ungeheuerliche Forderungen durchzusetzen. Weitaus der Schlimmste in dieser Beziehung war Oskar Straus. Ich glaube, er hätte, auch wenn das Bewußtsein von seiner tatsächlichen Unentbehrlichkeit ihn nicht dazu verleitet hätte, aus reiner Lust am Unheilstiften und Ärgern seiner Mitmenschen seine garstigen Ränke gesponnen. Mir ist niemals im Leben ein Mensch von gleicher Bosheit begegnet. Es war offenbar seine größte Lust, seine Umgebung zu quälen und in steter ängstlicher Aufregung zu erhalten. Er fing mit jedem Angestellten des Theaters, bis zur letzten Scheuerfrau hinab, Streit an. Er flüsterte den Künstlern, mit besonderer Vorliebe den Damen, unmittelbar vor ihrem Auftreten eine gehässige Bosheit zu, die sie dermaßen erregte, daß sie kaum ihre Leistungen vollbringen konnten. Und er strahlte vor Wonne, wenn einer aus solchem Anlaß „seine Nummer schmiß" oder die armen Damen in der Garderobe Weinkrämpfe bekamen. Es war ihm gelungen, meine wichtigsten Mitglieder, auch leider die gänzlich in seinen Bann geratene prächtige

Bradsky, derart zu verhetzen, daß sie alle zu Beginn der zweiten Spielzeit mich verließen. Ja, bei meinem zweiten Gastspiel in Hamburg drohte er an einem Abend durch sein Nichtauftreten die Vorstellung vor ausverkauftem Hause unmöglich zu machen. Warum? Weil ich einer Dame, die er begünstigte, eine Strafe auferlegt hatte. An diesem Abend war ich entschlossen, es zum Bruch kommen zu lassen, um der schrecklichen Nervenfolter ein Ende zu machen. Ich verließ das Theater, telegraphierte nach Wien an den von Adalbert von Goldschmidt warm empfohlenen Moritz Violin, er möge sofort nach Hamburg kommen, um Straußens Stelle einzunehmen, und dann fuhr ich in mein Hotel, um eine Mitteilung an die Presse aufzusetzen. Da stürmte Fritz Plank, der Sohn des berühmten Karlsruher Wagnersängers gleichen Namens, in mein Zimmer, hochrot vor Aufregung, tränenüberströmt, fiel mir zu Füßen und rief: „Wir halten es nicht mehr aus, wir können es nicht mehr mitansehen, wie dieser Schurke Sie behandelt. Ich flehe Sie an, geben Sie mir die Erlaubnis, ihn zu prügeln, bis er liegenbleibt." Und dabei schüttelte er zähneknirschend seine beiden Fäuste. Seine Fäuste waren stärker als sein Bariton und sein künstlerisches Können. Dieser wilde Ausbruch eines entrüsteten germanischen Gemütes brachte mich selber wieder zur Besinnung auf meine Pflicht. Ich würgte meinen Groll hinunter, gab meinen Nerven einen Ruck und fuhr mit Fritz Plank ins Theater. Der Regen goß in Strömen herab, während wir nach einer Droschke suchten. Fritz Plank drängte mir seinen Schirm auf und rief dröhnend über den Jungfernstieg hin: „Behalten Sie ihn, bitte, zum Andenken an diese Stunde. Was braucht ein Schächer wie ich einen ächtseidenen Regenschirm mit ächtsilbernem Griff." Ich habe dieses herrliche Regendach über ein Jahrzehnt lang im Besitz gehabt, bis es mir gestohlen wurde. — Es fand an jenem Abend dennoch eine Vorstellung statt. Am übernächsten Abend bereits saß Moritz Vio-

lin am Flügel und begleitete ebenso gut wie Oskar Straus. Da bequemte Straus sich zum Einlenken und störte wenigstens die nächsten Vorstellungen nicht mehr. Er ließ sich aber dann wirklich von der Konkurrenz samt Koppel und Bradsky verpflichten und kam erst wieder auf Beschluß des Aufsichtsrates und gegen meinen Willen zu uns, als die neue Spielzeit in der Köpenicker Straße eröffnet wurde. Die Prügel, die ihm der Bär Plank versprochen, die ich aber an jenem Abend von seinem Haupte abgewehrt hatte, blieben ihm nicht erspart; denn in der Köpenicker Straße trieb er sein boshaftes Unwesen weiter, bis die Wut seiner Kollegen überkochte und er eines Abends beim Gang durch den Keller nach dem Orchesterraum von kräftigen Fäusten derart zugerichtet wurde, daß ihm wenigstens für etliche Zeit der Übermut verging. Er kaufte sich einen Revolver und drohte, sofort scharf zu schießen, wenn jemals wieder bei seinem Gang durch die Unterwelt das Licht abgedreht werden sollte. Die Damen kauften sich daraufhin auch ihrerseits Revolver — aber nur von Schokolade — und bedrohten ihn mit Scharfschüssen, falls er wieder versuchen sollte, sie vor dem Auftreten durch zugeflüsterte Bosheiten zu ängstigen. Der Gewaltstreich half —, und die ihm anhaftende Lächerlichkeit tat ein Übriges. — Das Straußische Schreckensregiment hatte von da ab ein Ende.

Die Überbrettlherrlichkeit aber auch. Zwar hatte ich schon seit einiger Zeit den Plan vorbereitet, die ganze bunte Kleinkunst aufzugeben und dafür Singspiele und feine komische Operchen an meiner Bühne zu pflegen. Ich vermeinte, es müßte mir gelingen, so gut wie ich durch mein Überbrettl auf den erbärmlichen Tiefstand der singenden und sagenden Künste am Varieté veredelnd gewirkt hatte, auch der Verflachung des Massengeschmacks durch die Wiener Tanzoperette oder deren noch blödere Berliner Spielart ein erziehlich wirksames Gegengewicht zu schaffen. Leider waren aber die Musterbeispiele für eine

solche höhere Operette noch nicht vorhanden. Und wenn ich mit mittelmäßigen Kräften etwa Lortzing oder die älteren italienischen und französischen Meister der komischen Spieloper hätte aufführen wollen, so wäre mir darum keine Katze zur Köpenicker Straße hinausgefahren. Als daher am Ende der ersten Spielzeit Professor Stein erklärte, keine weiteren Zuschüsse mehr leisten zu wollen, war ich mit der Auflösung des Unternehmens gern einverstanden, obwohl mein hineingestecktes Gesamtvermögen damit verloren war. Denn ich mußte natürlich an dem Defizit auch mittragen helfen im Verhältnis zu meiner Einlage. So mußte ich froh sein, nicht noch mit Schulden belastet aus dem Zusammenbruch herauszukommen.

Ich war also nun wieder freier Schriftsteller und darauf angewiesen, von der Hand in den Mund zu leben. Ich gab meine hochherrschaftliche Wohnung in der Burggrafenstraße auf, verkaufte meinen überflüssigen Hausrat und bezog vier Zimmerchen in einem Rückgebäude der Fasanenstraße auf Wilmersdorfer Gebiet. Bevor ich etwa durch einen neuen Roman eine größere Summe auf einmal verdiente, hätte ich bequem verhungern können, zumal da meine beiden geschiedenen Gattinnen gar nicht daran dachten, angesichts des völligen Umschwungs der Verhältnisse auf ihre Bezüge aus Verträgen zu verzichten, die in meinen glänzendsten Zeiten abgeschlossen worden waren. Im Januar 1902 hatte ich Elsa Laura Seemann geheiratet. Sie hätte sich mit Hilfe der inzwischen massenhaft aufgetauchten Kabarette ein reichliches Einkommen verschaffen können; aber dazu wollte sie sich ebenso wenig hergeben, wie sie gewillt war, ihre Laute an den Nagel zu hängen und in die Verborgenheit einer bescheidenen Schriftstellerin und fleißigen Hausfrau zurückzutreten. Sie konnte ohne den Rausch des Beifalls nicht mehr leben, und ihr brennender Ehrgeiz spiegelte ihr als sofort erreichbares Ideal ein rastloses Reisedasein als strahlenden

Stern eines eignen Unternehmens ohne Nebenbuhlerschaft vor. Es blieb mir unter solchen Umständen nichts andres übrig, so sehr sich auch mein künstlerisches Gewissen und mein aristokratisches Gefühl dagegen sträuben mochte, als ungesäumt den Versuch zu machen, meinen jungen Ruhm auszumünzen durch Schaffung einer Wandertruppe. Das war aber viel leichter gedacht als ausgeführt. Zwar besaß ich immerhin noch so viel Kredit, um ein paar tausend Mark für die nötigsten Vorausgaben aufzutreiben, aber die wirklich hervorragenden Überbrettlkräfte waren alle durch die Kabarette beschlagnahmt und bekamen dort Gagen, die ich nicht zahlen konnte. So mußte ich denn aus der Not eine Tugend machen und mir selber wie meinem Publikum vorgaukeln, ich beabsichtige kein neues Überbrettl aufzutun, sondern nur „Bunte Abende", gewissermaßen gemimte Konzerte mit Tanz- und Deklamationseinlagen vorzuführen. Bei der Auswahl meiner Kunstkräfte mußte ich mehr auf Billigkeit, guten Willen zum Lernen und bescheidene Fügsamkeit als auf reifes Können sehen. Ich holte mir also etliche stellenlose geübte Bühnensänger, ein paar hübsche Anfängerinnen in der Gesangskunst, eine Barfußtänzerin, einen vortrefflichen Pianisten und einen sehr mäßigen Komponisten zusammen und betraute einen Agenten mit der Zusammenstellung einer Wanderreise durch die skandinavischen Länder und die bisher von mir nicht besuchte norddeutsche Waterkant. Das Deklamatorische wollte ich allein besorgen, und meine Gattin sollte als Lautensängerin, Diseuse, Schauspielerin und gelegentlich auch Tänzerin alles übrige leisten. Schon bei den Proben wurde mir klar, daß aus meinen billigen Kräften keine irgendwie beträchtlichen Kunstleistungen herauszuholen seien. Aber es war keine Zeit mehr zum Wechseln übrig.

Im Spätherbst 1902 reiste ich, von bangen Vorahnungen erfüllt, mit meiner kleinen zehnköpfigen Truppe direkt nach Stockholm. Die Reise war, ungeachtet eines schlimmen

Nebels auf der Ostsee, der unser Schiff kaum vom Fleck kommen ließ, herrlich. Und es stellte sich zu meiner Freude heraus, daß meine Reisegesellschaft wenigstens menschlich gut zusammengesetzt sei. Es war kein unerträglicher Charakter, kein böser Intrigant, kein Größenwahnsinniger und kein hysterisches Weibsvolk darunter. Der einzige Jude meiner Truppe, ein halbverhungerter russischer Tenor namens Borodin, mimte mit unverwüstlich guter Laune den Clown der Gesellschaft. Er war abschreckend häßlich und konnte Fratzen schneiden, über die wir uns vor Lachen krümmten. Seine Glanzleistung war die Darstellung der Kaiserin-Mutter von China. Ein besonderes Vergnügen fand Borodin daran, unsern Bassisten, einen äußerst phlegmatischen und gefräßigen, rührend gutmütigen Alemannen, zu necken und womöglich auf der Bühne zum Lachen zu bringen. Unsre hübscheste Nummer, die freilich in Skandinavien gar keinem Verständnisse begegnete, war die höchst witzige Ostinische Parodie auf die „Versunkene Glocke", von Hans Hermann reizend in Musik gesetzt. Der unglückliche Nickelmann, Theodor Hieber, mußte, da wir meist nicht über eine Versenkung verfügten, bis zu seinem Auftauchen in höchst unbequemer Stellung hinter seinem Brunnenrande kauern. So oft nun Borodin als Waldschratt Gelegenheit hatte, sich dem Brunnenrande zu nähern, spuckte er hinein und rief seinem Freunde Hieber Koseworte höchst eigner Erfindung zu: „Alte Pappschachtel, halt dir ruhig! — Du kannst mir überhaupt gar nicht imponieren, du Kavalier mit Schweißfüß! — Weißt du, was du bist? Ein alter Gummigaloſch bist du. Dreckſack, ich spuck' dir auf dein Döskopp, wenn du dir unterstehst, herauszukommen!" — und was dergleichen artige Späße mehr waren. Eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens bereitete uns auch unsre italienische Barfußtänzerin, die sich den stolzen Namen Artemis Colonna zugelegt hatte. Sie verzankte sich täglich mehrmals mit ihrem Anbeter, unserm Kapellmeister, dem un-

garischen Komponisten Bela Laßky, und stieß in diesem Zustande die fürchterlichsten Drohungen gegen ihn aus. Sie war aber auch ebenso leicht versöhnt, von Herzen gutmütig und nährte sich schier ausschließlich von „'erring und Kurgen" (Hering und Gurken). Recht possierlich wirkte auch eine von unsern jungen Anfängerinnen durch ihre geistige Beschränktheit und die unfehlbare Sicherheit, mit der sie bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit ihre drei Zitate anbrachte: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber" — „Was tun, sprach Zeus" — und: „Auf nach Valencia!" Der einzige vollwertige Künstler unter meinen Mitgliedern war der Berliner Pianist Karl Stabernack, der aber eigentlich nur als Chopinspieler zu den Tänzen der Colonna und bei anspruchsvolleren Liederbegleitungen in Tätigkeit trat.

In Stockholm harrte unser eine höchst peinliche Überraschung. Das Lokal, in dem wir auftreten sollten und das nach den Vorspiegelungen unsers Agenten ein ganz neu eingerichtetes, hoch elegantes Theaterchen sein sollte, stellte sich als ein schmuck- und stimmungsloser Keller heraus, der bisher zu Tanzvergnügungen übelster Art für Matrosen gedient hatte. Das Lokal stand in so schlechtem Rufe, daß nur ein ganz überwältigender Erfolg imstande gewesen wäre, ein anständiges Publikum hineinzulocken. Aber der Erfolg blieb aus und wäre vermutlich auch bei besseren Kräften ausgeblieben, weil unsre schwedischen Zuhörer, auch soweit sie Deutsch verstanden, doch die künstlerische Wesenheit der dargebotenen Dichtungen und den spezifisch deutschen Humor und Witz nicht zu würdigen vermochten. Die Stockholmer Presse verriß unsre Darbietungen unbarmherzig, aber leider nicht ohne Grund. Meinen eignen Leistungen und denen meiner Frau zollte sie wohl freundliche Anerkennung, aber wir beide allein konnten die verfahrene Karre nicht aus dem Dreck ziehen. Ich ließ mir von Deutschland als Helfer in der Not noch mein altes tüchtiges Mitglied Ferdinand Seiler

kommen, der als Humorist am Klavier mit seiner derben Art und seinen sieghaften Stimmitteln dem Geschmack des Stockholmer Publikums zwar zusagte, aber schließlich auch nicht imstande war, uns das Haus zu füllen. Nach einem Abend in der alten Universitätsstadt Lund, der sehr glücklich verlief und wenigstens unsre künstlerische Ehre durch ein feingewähltes Programm wiederherstellte, verließen wir Schweden, um unser Heil in Dänemark zu versuchen. Wir nahmen zwar tiefe Eindrücke von der Schönheit und kulturellen Eigenart der Hauptstadt Schwedens mit, aber unsre Kassen waren gänzlich leer. Ich hatte bereits die Gagen schuldig bleiben müssen.

In Kopenhagen hatten wir mehr Glück. Der Saal der Philharmonie war allerdings für unsre Zwecke viel zu groß, aber doch wenigstens ein vornehmes Lokal, in dem das beste Publikum sich zusammenzufinden gewöhnt war. Wir fanden freundliche Aufnahme auch bei der Presse, und meine Vertrautheit mit der dänischen Sprache ermöglichte es mir, sehr rasch mit den maßgebenden künstlerischen Persönlichkeiten Fühlung zu gewinnen. Höchst erfolgreich in jeder Beziehung gestaltete sich unsre Rundreise durch die kleinen und kleinsten Städte Seelands und Jütlands. Der große Unterschied in der allgemeinen Volksbildung zwischen Deutschland und Dänemark kam uns hier in erfreulichster Weise zum Bewußtsein. Unser Publikum bestand vornehmlich aus kleinen Bürgern, Bauern, Fischhändlern und Seeleuten. Und doch fanden wir ein so verständnisvolles Eingehen auf das Besondere unsrer Darbietungen, daß wir aus dem Erstaunen gar nicht herauskamen. Und das Allererstaunlichste war die Haltung der Presse in diesen kleinen See- und Ackerbürgerstädtchen. Wir bekamen da Berichte zu lesen, die sowohl hinsichtlich ihres feinen Kunstempfindens wie des sprachlichen Ausdrucks den besten deutschen Großstadtzeitungen Ehre gemacht hätten. Diese merkwürdig breite Lagerung von Kunstbedürfnis und Verständnis ist allerdings erklärlich

in einem so kleinen Lande, in dem jeder fünfte Einwohner ein Kopenhagener ist — und Kopenhagen wird bekanntlich nicht bloß spottweise, sondern sehr verdientermaßen „das skandinavische Paris“ genannt. Dazu kommt noch der überaus starke Einfluß, den die Grundvigsche Volkshochschule auf den Bauern-, Bürger- und Arbeiterstand gehabt hat. In einem Lande, wo der Lesehunger nicht in den Bereich der Kopfarbeiter gebannt ist, wo jedes Bauernkind die vaterländische Literatur von den alten „Kjämpeviser“ (Heldenliedern) bis zu den Klassikern kennt, muß natürlich Freude an Kunst und Literatur weit allgemeiner verbreitet sein und in den besseren Köpfen ein viel tieferes Verständnis erzeugen, als dies in einem großen Reiche mit so starken Bildungsunterschieden und Klassengegensätzen wie bei uns der Fall ist. In meinem besonderen Falle fühlten sich die Dänen wohl auch dadurch geschmeichelt, daß ich niemals unterließ, darauf hinzuweisen, daß ich eigentlich nur einen Traum ihres prächtigen Holger Drachmann* in die Wirklichkeit zu übersetzen suche. Unsre dänische Reise verlief also reich an freundlichen Eindrücken und an angenehmen Bekanntschaften. Auch Georg Brandes, der jüdische Literaturpapst von Dänemark, verbrachte einen Abend in unserm kleinen Kreise und glänzte als unterhaltsamer Anekdotenerzähler. Tiefere Gespräche wollten freilich nicht aufkommen, denn er schien an jenem Abend ausschließlich darauf versessen zu sein, unsrer kleinen Singegans, die immer nach Valencia wollte, den Kopf zu verdrehen durch reichliche Verabreichung von Schmeichelhonig.

Wir überschritten auch die deutsche Grenze und holten uns in Flensburg, Kiel, Schleswig und andern Provinzstädten und -städchen höchst erfreuliche Erfolge, die

* Drachmanns Roman „Verschrieben“ gehörte — wie etwas später Bierbaums „Stilpe“ — zu den Büchern, durch die zuerst die Idee des künstlerischen Kabaretts zum Gegenstande des Gesprächs in allen Literatencafés Mitteleuropas gemacht wurde.

meine Kasse wieder bis zum Rande füllten. Nachdem wir noch einen unvergeßlich schönen und anregenden Abend auf Einladung des „Studentersamfundet" in Kopenhagen verlebt hatten, mußten wir gezwungenerweise unserm Vertrag gemäß nach Christiania fahren.

Ich wußte ganz genau, daß es uns dort mindestens so übel ergehen mußte wie in Stockholm, aber der dortige Theaterdirektor Jakobsen war durchaus nicht zu bewegen, uns aus dem Vertrag zu entlassen. An einem nebligen Dezembermorgen standen wir vor den ungefügen Steinbildern Ibsens und Björnsons, die so bärenhaft grimmig vor dem Norwegischen Nationaltheater Wache halten. Aber die Sonne besiegte den Nebel, und wir hatten vom Hafen aus einen herrlichen Ausblick auf den lachenden Christianiafjord. Da wir uns mit Proben nicht zu plagen brauchten, hatten wir alle Tagesstunden zur Verfügung zum Spazieren auf der schönen Karl-Johann-Straße, zu Entdeckungsfahrten durch die winklige Altstadt und das Hafengebiet und sogar zu Trambahnfahrten auf den Holmenkollen. Ich glaube, keine Großstadt der Welt ist mit einem gleich herrlichen und bequemen Ausflugsorte gesegnet. Die Trambahn fährt die mehreren hundert Meter steil bergauf bis zu dem berühmten „Touristhotel", zu dessen äußerer und innerer Ausgestaltung alle hervorragenden Künstler Norwegens ihren Beitrag geliefert haben. Im Winter ist die Überraschung vollends überwältigend, wenn man aus dem dicken Nebel der Stadt, durch den die Sonne wie ein Fettfleck auf einem Stück Pergamentpapier ausschaut, in die weißbeschneite, unübersehbare Bergwelt hinauftaucht, tiefblauen reinen Himmel und eine große strahlende Sonne über sich. Das Nebelmeer unter einem gleicht dem unendlichen, kaum bewegten Ozean, und die schwarzbewaldeten oder weißhäuptigen Berge ragen wie Inselketten in Goldglanz flimmernd daraus hervor. Und das lebenswarme, lustige Jugendtreiben da oben! Auf Skiern sausen die frischen Burschen und buntgekleideten Mädel

die Abhänge hinunter, auf Bobsleighs jagen sie sitzend oder auf dem Bauche liegend, ein Fichtenstämmchen als Hemmschuh hinter sich herschleifend, die Serpentinen der Fahrstraßen hinunter, und auf dem kleinen See hinter dem Hotel zeigen gewandte Eisläufer ihre anmutigen Künste. Die gepfefferte Eleganz von St. Moritz ist ein Schmarren gegen die großstädtische und dabei doch so innig naturnahe, kräftige Sportsfreude in dieser gigantisch überwältigenden Landschaft. Wäre das eine Lust gewesen, hier vierzehn Tage ausruhen zu dürfen bei den köstlichen Gaumengenüssen der Frokostbörse, in den Lichtstunden herumzustrolchen und abends unter der Führung Björn Björnsons, des liebenswürdigen, wohlgeratenen Sohnes eines herrlichen Vaters, vornehme Kunst im Nationaltheater zu erleben. Überdies hatte es noch der freundliche Zufall gefügt, daß dieser Vater, Björnsterne Björnson, unser Zimmernachbar in dem netten Pensionat des Fröken Petersen gegenüber dem Nationaltheater war und daß unter uns Edward Grieg hauste. Wir befanden uns alle zusammen in einem Freudenrausche — besonders meine Gattin, die Grieg vorsingen und viel Schmeichelhaftes darüber von ihm hören durfte. Aber dieser Freudenrausch erfuhr eine böse Dämpfung, als wir zum erstenmal das Lokal betraten, in welchem wir unsre bescheidenen Künste vorführen sollten. Es war ein regelrechter Zirkus! Ein riesengroßer Rundbau, in dem auch die paar rotglühenden Öfen kaum einen schwachen Hauch von Wärme zu verbreiten vermochten. In der Manege waren Stühle aufgestellt, und auf einem Bretterboden über dem Gange, durch welchen die Pferde, die Clowns und die dummen Auguste zu stürmen und zu stolpern pflegten, stand ein einsames, frierendes Klavier. Dort sollten wir mimen!

Am Eröffnungsabende hatten sich immerhin etliche Dutzend beherzte Norweger eingefunden, die einige Stuhlreihen besetzten und ihren inneren Menschen mit heißen

alkoholischen Getränken erwärmten. Wir aber mußten schlotternd vor Kälte auf unserm Bretterboden sprechen, singen und tanzen — Artemis Colonna nur mit einem ganz leichten Schleiergewand bekleidet! Ich erbat und erhielt vom Publikum die freundliche Erlaubnis, daß wenigstens der blutarme Bela Laßky im Pelze seines Amtes am Klavier walten dürfe. Die Stimmen unsrer Sänger verhallten ohnmächtig in dem Riesenraum, und das gesprochene Wort erweckte ein hilfloses Echo in der hallenden weiten Leere. Es war selbstverständlich unmöglich, daß unter solchen Umständen unsre Darbietungen irgendwelche Wirkung auszulösen vermochten. Der Zuhörer wurden von Abend zu Abend weniger, bis sich der Direktor auf allgemeines Verlangen genötigt sah, sein kleines Tivolisommertheater uns zu öffnen, in welchem ein paar eiserne Öfen immerhin etwas mehr ausrichteten als in dem fürchterlichen Zirkus. Auf der Bühne aber und in den Ankleideräumen herrschte auch dort eine entsetzliche Kälte. Und wir hatten nur einen einzigen kleinen eisernen Ofen hinter den Kulissen zur Verfügung, an dem wir uns vor und nach dem Auftreten wärmten. Unsrer unglücklichen Nackttänzerin wurden an diesem Öfchen wollene Decken erwärmt in die wir sie zwischen ihren Tanznummern rasch hineinwickelten, um sie ein wenig aufzutauen. Erstaunlicherweise wurde dennoch niemand heiser oder gar krank. Nur ich litt an Schlaflosigkeit und meine Kasse an der galoppierenden Schwindsucht. Die Erträgnisse von Dänemark und Schleswig-Holstein waren längst aufgebraucht. Als wir unsre vertraglichen vierzehn Tage glücklich durchgefroren hatten, besaß ich keinen Heller Geld mehr, um die fälligen Gagen und die Heimreise zu bestreiten! Meine Mitglieder murrten nicht. Sie erklärten einstimmig, das Unabwendliche mit mir tragen und, wenn es sein mußte, mit mir durch dick und dünn gehen zu wollen. Ich erwog eine Reise nach Rußland, eingedenk des großen Rubelsegens, der mir ein Jahr vorher in Riga

beschieden gewesen war. Aber dann hätten wir Borodin zurücklassen müssen, den sie als politisch Verdächtigen in seinem Vaterlande sofort aufgeknüpft hätten. Und das wollten wir doch unsrer immer lustigen Kaiserin-Mutter von China nicht antun. Die einzig vernünftige Lösung unsrer verzweifelten Lage bestand darin, nach Schleswig-Holstein zurückzukehren und die schönen Erfolge, die wir dort gehabt hatten, weiter auszumünzen. Aber woher das Reisegeld nehmen? Ich wandte mich an ein großes Bankhaus um ein Darlehen. Der Direktor war überaus freundlich und stellte mir ein solches Darlehen gerne zur Verfügung, wenn ich einen angesehenen begüterten Norweger als Bürgen stellen könne. Da faßte ich einen kühnen Entschluß. Ich ging zu Björnson, dem Vater, stellte ihm meine verzweifelte Lage dar und bat ihn um Bürgschaft für fünftausend Kronen. Ohne eine Miene zu verziehen, setzte er sich hin und schrieb einige Zeilen auf einen Briefbogen. Als ich damit wieder bei meinem Bankdirektor vorsprach, verbeugte er sich tief und sagte: „Auf diesen Namen bekommen Sie in Norwegen jede Summe geliehen."

Auch wenn ich dem großen Bärenstern Bärensohn nicht meine und meiner Gauklerbande Rettung aus höchster Not verdankt hätte, würde mir jene letzte Begegnung in Christiania unvergeßlich bleiben. Ich hatte Björnson schon in München kennengelernt und war zuweilen in Gesellschaft mit ihm zusammengetroffen. Dort aber war er nur der gefeierte Dichter und der wegen seines eigensinnigen Kampfes für die norwegische Flagge ein wenig belächelter Parteifanatiker gewesen. Hier aber durfte ich ihn aus nächster Nähe als die große Führerpersönlichkeit kennenlernen, die er wirklich war. Da nur eine dünne Wand mit einer verstellten Tür unsre Zimmer im Pensionat des Fröken Petersen voneinander trennte, so konnten wir ihn vom frühen Morgen an bis zum späten Abend reden hören. Seine Frau war sehr schwerhörig, und dadurch so-

wie durch seine Gewohnheit, in großen Volksversammlungen zu sprechen, hatte er sich angewöhnt, auch im gleichgültigsten Alltagsgespräch seine gewaltige Stentorstimme herzugeben. Gewöhnlich wachten wir durch eine zärtliche Frage auf, die der Riese an seine gute alte Ehegenossin richtete: „Vill du har varm Vand?" ertönte der Morgenweckruf. Und dann geschah ein Pusten und Plätschern, ein behäbiges Schnaufen über der Morgenwaschung. Unmittelbar nach dem Frühstück sprachen schon die ersten Besucher vor. Das kleine Wohnzimmer wurde den ganzen Tag über nicht leer von alten Freunden, Bittstellern, Deputationen, Ausfragern, Feder- und Bühnenvolk. Als ich ihn besuchte, um mich zu verabschieden, stellte er mir zwei alte Freunde vor, ebenso hochgewachsene, sturmfeste Eichstämme wie er selbst, mit denselben hellen Augen hinter goldenen Brillen und denselben eisgrauen dichten Haarschöpfen. Mit liebendem Stolze stellte er sie vor, als wollte er sagen: „Schau, du armseliger deutscher Thespiskarrenschieber, so sind wir gewachsen, wir Bauernkönige, wir Wikingsprossen vom Nordmeer!" — Und dann kam eine Deputation von Finnländern, um Rat und Unterstützung in einer politischen Frage von ihm zu begehren. Die Fürsten Europas hätten ihre Prinzen zu diesem Manne in die Schule schicken sollen. So erteilt ein König Audienzen, der leiblich und geistig sein ganzes Volk überragt! Nicht verbindlich lächelnd, ungeduldig abschweifend mit unsicherem Blick, sondern den Sprecher fest ins Auge fassend, mit ernster Stirne, und dennoch nicht abweisend, sondern gütig väterlich zum Vertrauen ermunternd und doch Vertraulichkeit fernhaltend. Der Mann, der da in Christiania Audienz erteilte, war nicht der berühmte Schriftsteller, den man wegen seines Einflusses auf die Presse aufsuchte, es war der starke Hüter hoher Ideale, der tatkräftige Helfer für alle zu Unrecht unterdrückten Minderheiten, der stolze Prophet der siegessicheren Macht des Gedankens. Dieser Mann war ein lebendiges Symbol

für Norwegen; aber keine gepanzerte Germania, wie sie auf unsern Briefmarken deutsches Wesen verkitschte und verpöbelte, sondern lebendiges Leben, urwüchsigste Kraft, ehrwürdiger Patriarch, gestrenger Schulmeister und freundlicher Vater in einer Person. Die Norweger hatten es ein Jahr später in der Hand, aus freiem Volkswillen sich einen König zu küren — es ist unverzeihlich, daß sie ihrem Björnson, der doch längst schon ihr ungekrönter König war, den unbeträchtlichen Prinzen Haakon vorzogen.

Am späten Abend dieses Tages führte uns der tüchtige Dampfer „Birger Jarl" der Heimat zu. Außer Stockfischen hatte das Schiff nur mich und meine Leute geladen. Es war eine klare Vollmondnacht bei strenger Winterkälte, die dünne Eisdecke der Fahrtrinne zersplitterte vor dem scharfen Bug wie Glas, und im hellen Mondlicht glänzten die Splitter wie Silber, die Wassertropfen spritzten gleich Brillanten herum, und der weiße Gischt strudelte wie Milch um das Schiff. Von beiden Ufern des heiteren Christianiafjordes grüßten an den dicht aneinandergereihten Ortschaften, Villen, Bauern- und Fischergehöften unzählige Lichtlein herüber zu uns, die wir, an der Reling lehnend, schauten und träumten und selig waren, unserm eisigen Zirkus und kaum minder unwirtlichen Tivoli entronnen zu sein. Unter Deck aber erwartete uns ein prächtiger geheizter Salon, in dem wir noch lange, lange tafelten, zechten, spielten und sangen. Und als wir dann wohlgeborgen in unsern gemütlichen Kojen lagen, da schaukelten uns die immer bewegten Fluten des Skagerraks mütterlich so gründlich in Schlaf, daß wir am andern Morgen das Aufstehen vergaßen und in Göteborg schier den Zug nach Malmö versäumt hätten.

Von Kopenhagen fuhren wir ohne jeden Aufenthalt bis Apenrade und kamen gerade noch zurecht, um uns in die Garderoben des dortigen Theaterchens zu stürzen und mit halbstündiger Verspätung unsre Vorstellung zu beginnen. Da gab's wieder ein deutsches Publikum, ein

ausverkauftes Haus und jubelnden Beifall. Aber was für ein Publikum war das! Biedere Fischer mit dem Priem in der Backentasche, deren Gattinen sich beim ersten Auftreten der dürftig bekleideten Colonna kreischend die Röcke über die Köpfe schlugen. Unser Russe Borodin hatte die Gelegenheit richtig erkannt. Er trat mit glühenden Wangen und aufgehobenen Händen vor mich und flehte mich an, ich möchte ihn nur einmal, nur hier, die Arie aus dem „Postillion" singen lassen. Ich sagte lächelnd ja zu dieser lästerlichen Stilschändung, und im letzten Teil erschien Borodin tatsächlich in einem Aufzuge, der so eine Art Seepostillion vorstellen konnte. In hohen Wasserstiefeln, mit einer rasch aufgetriebenen Peitsche bewaffnet, schmetterte er „so fromm, so froh" sein hohes C ins Haus. Die Kulissen fielen fast um, und das Publikum schrie Hurra vor Begeisterung. Es war der größte Erfolg des Abends. Wir saßen nachher noch lange zusammen bei starken Getränken mit dem Landrat des Kreises, Herrn von Buttlar, dem berühmten Rutengänger, und ließen uns von seiner Afrikareise erzählen.

Am Abend darauf mimten wir in Hadersleben. Da hatte das Bühnenhaus eine große offene Luke im Dach, zu der es frisch-fröhlich hereinschneite. Die Colonna sträubte sich dagegen, im Schneegestöber nackt zu tanzen, und ich entschuldigte ihr Ausbleiben vor dem Publikum. Aber da gab es einen Entrüstungssturm. Und dann erschien ein alter Sanitätsrat auf der Bühne und erklärte mir, er habe sich auf die Nacktänzerin ganz besonders gefreut und nehme die Verantwortung auf sich, daß ihr die kleine Schneedusche nicht schaden werde. Die Gute ließ sich dann auch wirklich überreden — und starb nicht daran. Der dankbare Sanitätsrat aber lud uns alle zum fröhlichen Nachtessen ein. — Und dann kehrten wir zum zweitenmal in Flensburg und Kiel ein, nahmen auch noch Lübeck und ein paar mecklenburgische Städte mit und füllten durch den reichlichen Erlös unsre Kasse so weit auf, daß ich die ge-

liehenen fünftausend Kronen zurückzahlen und meinen Verpflichtungen gegen die Mitglieder nachkommen konnte. Für mich selbst blieb freilich kaum etwas übrig. Aber ich war doch wenigstens aus dem bedenklichen Abenteuer mit einem blauen Auge davongekommen.

Noch aber war es mir nicht vergönnt, den Wanderstab aus der Hand zu legen und meinen Pegasus wieder aufzuzäumen. Ich hatte wohl ein paar kleine Novellen zwischendurch in diesem letzten Jahre geschrieben, aber es kostete Mühe, sie anzubringen. Meine lieben Landsleute schienen vergessen zu haben, daß ich doch noch bis vor kurzer Zeit über eine sogenannte „beliebte Feder" verfügt hatte. Der neue Zettel mit der weithin leuchtenden Inschrift „Brettlbaron" hing mir lang zum Halse heraus und wickelte meine ganze Gestalt ein, also daß von der ehemaligen Dichterherrlichkeit nichts mehr zu sehen war. Mich für die Arbeit von Wochen und Monaten mit ein paar hundert Mark abspeisen zu lassen, erlaubten mir meine Verhältnisse schlechterdings nicht. Es blieb mir also nichts übrig, als weiter meinen heillos verhunzten Namen zu Gelde zu machen. Ich stellte eine neue, noch kleinere und noch billigere Truppe zusammen, und um keine großen Aufwendungen für Kostüme, Dekorationen und Requisiten machen zu müssen, kündigte ich nur ganz bescheiden „Bunte Abende" an, Gesangs-, deklamatorische und Instrumentalvorträge, die sich von einem gewöhnlichen Konzertprogramm nur dadurch unterschieden, daß einzelne Nummern aus meinem alten Überbrettlprogramm darin figurierten und dafür geeignete Lieder nicht nur gesungen, sondern auch gemimt wurden. Erich Band, der spätere Stuttgarter Hofkapellmeister, reiste als Pianist, der treffliche Joachimschüler Akimoff aus Tiflis, gleichfalls in Stuttgart als Hofkonzertmeister vor Anker gegangen, als Geiger mit, dazu zwei junge Damen, die eine als Liedersängerin, die andre als Auffagerin österreichisch-bayrischer Dialektdichtungen, ein oder zwei Sänger — das war die

ganze Herrlichkeit. Meine Frau mußte abermals die Hauptsache leisten, Brettldiva, Konzert- und Lautensängerin und sogar Tänzerin in einer Person vorstellen. Diesmal machten wir Schlesien unsicher, schluckten Ruß in dem fürchterlichen Kohlenbezirk, reinigten uns die Lungen in der reinen frischen Bergluft von Jägerndorf, Neisse und ähnlichen lieben Orten und endeten schließlich an der russischen Grenze in Tarnowitz, wo die Zöglinge der Hüttenakademie meiner Frau begeisterte Ovationen darbrachten. Dessenungeachtet sahen wir uns genötigt, um überhaupt heimzukommen, von Tarnowitz bis Berlin vierter Klasse zu fahren. Es war wieder einmal null gegen null aufgegangen.

Ich vermag nicht mehr zu sagen, wie ich mich eigentlich durch die nächsten Jahre bis zum Frühjahr 1905 wirtschaftlich durchgefretet habe. Ich habe meinen Willen darauf gesetzt, diese Zeit der ewigen Sorgen und Demütigungen auszulöschen aus meinem Gedächtnis, und das ist mir so gut gelungen, daß nur selten noch in ängstlichen Träumen mir verschwommene Erinnerungen an Nudelbretter in kleinen Landstädtchen, an Zänkereien mit betrügerischen Agenten, an Weinkrämpfe meiner Frau bei schlecht besuchten Häusern und dergleichen Begleiterscheinungen des Schmierenkomödiantenlebens auftauchen. Als helle Punkte in diesen verblaßten Erinnerungsbildern leuchten die Abende auf, die wir selbst auf diesen Schmachfahrten mit bedeutenden und erfreulichen Menschen verbringen durften. Luxemburg, Trier, Cöln, Straßburg, Bingen bedeuten uns solche Lichtpunkte. Und die Genugtuung, von wirklich vornehmen, nicht nur kunstverständigen, sondern auch seelisch hochkultivierten Menschen trotz alledem als ihresgleichen eingeschätzt zu werden, vermochte allein mein in den Staub getretenes Selbstgefühl immer wieder so weit aufzurichten, daß ich nicht gänzlich mein besseres Selbst verlor und die Hoffnung aufgab, mich wieder emporzuringen zu freiem, adligem Künstlertum.

diesem Traum, daß sie einen ihrer kataleptischen Ohnmachtsanfälle erlitt, als ich eines Tags von einer geschäftlichen Verhandlung mit dem Entschluß heimkehrte, meinen Plan als undurchführbar aufzugeben. Sie wurde schwer krank und lag wochenlang, an einer Körperhälfte gelähmt, zu Bett. In dieser Zeit fand ich in Dr. Bruno Decker, einem begüterten Stettiner Bürgerssohn, den „Theaternarren", der bereit war, einen ansehnlichen Teil seines Vermögens in irgendeinem Unternehmen anzulegen, das ihm die Laufbahn eines Bühnenleiters zu eröffnen versprach. Die Schwierigkeit, die mir unüberwindlich geschienen hatte, bestand nämlich darin, daß die Berliner Polizei die Hinterlegung einer sehr ansehnlichen Kaution von mir forderte, ohne welche sie die Erweiterung meiner Konzession auf einen Opernbetrieb nicht genehmigen wollte. Es war mir schon reichlich schwer geworden, diese Konzession für den Betrieb meines Bunten Theaters in der Köpenicker Straße zu erhalten; denn der mehr berüchtigte als berühmte Feld- und Weltmarschall Graf Waldersee hatte sich durch ein witziges Couplet mit Schattenbildern schwer gekränkt gefühlt, das am Alexanderplatz viel belacht worden war. Ältere Zeitgenossen werden sich noch mit wehmütigem Lächeln der großen Paradereise dieses Lieblings Wilhelms II. erinnern, der, bevor er endgültig nach China aufbrach, um das Oberkommando über die verbündeten Truppen zu übernehmen, sämtliche Hauptstädte Europas bereiste, sich überall auf Festgelagen Rebelorbeeren auf Vorschuß spenden und sich allerorten in eindrucksvoller Pose photographieren ließ — „den Marschallstab in der Hand". Bismarck wußte, warum er diesen Erzjesuiten, höfischen Intriganten und salbungsvollen Frömmler so inbrünstig haßte. Man kann wohl sagen, daß dieser unglückselige Berater der Jugend Wilhelms II. den Weltkrieg vorbereiten half, indem Engländer, Franzosen, Italiener und Japaner seine Eitelkeit und geringe militärische Fähigkeit als typisch für das

ganze deutsche Heerwesen ansahen und dadurch ihre Hoffnung bestärkten, uns mit vereinten Kräften besiegen zu können. Walderssee hatte überall seine Kreaturen sitzen, gefügige Werkzeuge seines Hasses, die jedem das Spiel zu verderben suchten, der Sr. Exzellenz irgendwie auf die Hühneraugen getreten hatte. Wäre der Weltmarschall damals nicht in China gewesen, so hätte ich sicher nicht in der Köpenicker Straße überbrettseln dürfen. Schade darum! — Denn dieser mächtige Feind hätte mir durch solch gewaltsame Verhinderung meines großen Hineinfalls vermutlich Vermögen und Reputation gerettet. Also, wie gesagt, der Schatten Walderssees reichte auch 1905 noch bis hinauf in die Theaterabteilung der Berliner Polizeidirektion. Nun aber fand sich besagter Bruno Decker bereit, die geforderte Kaution in sicheren Werkpapieren zu hinterlegen, und ich konnte tatsächlich mein tollkühnes Unternehmen eröffnen, wenn auch nicht unter der anspruchsvollen Flagge „Komische Oper", sondern unter der weniger verfänglichen Bezeichnung „Wolzogen-Oper", die mir Spielraum ließ, in die Bezirke des harmlosen Singspiels oder auch der Operette abzuschwenken.

Ich hatte das alte Thalia-Theater in der Dresdner Straße für die Sommermonate gepachtet, weil ein größeres für meine bescheidenen Mittel unerschwinglich gewesen wäre. Die schwierige Aufgabe, meine dekorativen Ideen in dem engen, bös verbauten Bühnenhause zur Ausführung zu bringen, wurde, dank der Geschicklichkeit meiner Maler und Techniker, recht hübsch gelöst; mein Orchester dagegen war in dem engen dafür vorgesehenen Raume des Thaliatheaters durchaus nicht unterzubringen und mußte zum Teil auf gleicher Höhe mit den ersten Zuschauerreihen sitzen, von denen einige geopfert wurden. Außerdem war dieses Orchester durchaus nicht ein erstklassiges zu nennen, ebensowenig wie mein Chor und meine Solisten; denn meine Losung mußte ja Billigkeit heißen. Immerhin wies meine Truppe neben einer Mehr-

heit von Mittelmäßigkeiten auch ein paar tüchtige Kräfte auf. Der Allgemeinheit fehlte es nicht an gutem Willen und künstlerischem Ernst. Unter meiner und der beiden vortrefflichen Kapellmeister, Leo Falls und Erich Bands, Leitung wurde sehr fleißig gearbeitet, so daß wir alle der Eröffnungsvorstellung mit gutem Zutrauen entgegensahen.

Zu dieser feierlichen Handlung versammelte sich denn auch wirklich dem schönen Maientage zum Trotz das sogenannte „Ganz Berlin" in dem unfreundlichen und nichts weniger als vornehmen Possentheater der Dresdner Straße. Aber es sollte kein „großer Abend" werden. Ich hatte als Vorspiel, das den Geist, in dem mein Unternehmen geleitet werden sollte, symbolisch verdeutlichte, ein Satyrspiel in Versen von dem guten alten Papa Wieland, betitelt „Das Urteil des Midas", gewählt, zu dem mein lieber Freund Hans Hermann eine famose volltönende Musik geschrieben hatte. Diese Musik verwandte sehr geschickt altgriechische Originalmelodien und war reich an melodischen, kontrapunktischen Feinheiten und orchestralen Klangreizen. Aber der verstaubte klassische Witz des alten Weimarischen Zopfträgers ließ mein modernes Berliner Publikum begreiflicherweise völlig kalt. Dessenungeachtet wäre der altbekannte Spaß vielleicht mit freundlichem Beifall bedankt worden, wenn nicht der Darsteller des Midas, der in letzter Stunde für einen erkrankten Kollegen eingesprungen war, versagt hätte und die Darstellerin des Apollo, eine Altistin von rühmlicher theatralischer Vergangenheit, nicht an jenem Abend völlig heiser und außerdem in ihres Leibes Fülle dermaßen ins Übermenschliche geraten wäre, daß schon der Anblick des untersten Teiles ihrer Waden genügte, um das ganze Haus in kichernde Heiterkeit zu versetzen. Die Schändung des Marsyas durch einen solchen Apollo konnte also, zumal da der Marsyas ausgezeichnet gesungen und gespielt wurde, keineswegs überzeugend zugunsten der

symbolischen Absicht wirken. Die Syrinx, also die Binsenkunst, triumphierte schon im Vorspiel über die goldene Leier. Und in den schüchternen Beifall der guten Hausfreunde fuhr derb ablehnend das Schlangengezisch der kompakten Majorität hinein. Gegen dieses Midasurteil war jede Apellation an einen höheren Gerichtshof ausgeschlossen. Dagegen konnte ich mit der Aufnahme meiner „Bäder von Lucca" recht wohl zufrieden sein. Zwar die spezifisch jüdischen Witzeleien des Heine von 1830 wirkten kaum weniger verstaubt als die des Herrn Hofrats Wieland von 1780. Der von mir frei hinzu erfundene zweite Akt in seinem ächten lustigen Spieloperstile löste dafür auch bei dem blasierten Berliner Premierenpublikum das beabsichtigte freundliche Behagen aus. Und von der anmutig buntschillernden Musik meines lieben Bogumil Zepler schlug fast jede Nummer ein. Den minder anspruchsvollen Aufgaben wurden meine mäßigen Kräfte weit besser gerecht als dem Wagnerstile Hans Hermanns. Der Chor und auch etliche Solisten hätten auch einer größeren Opernbühne Ehre gemacht. Meine Frau, der die schwierige Aufgabe zugefallen war, die Tänzerin Francesca darzustellen und dabei ihre kleine Stimme in allen möglichen Stilgattungen vom Volkslied zur Gitarre bis zum großen italienischen Opernfinale zu tummeln, bestand in allen Ehren; aber freilich, ihre Kunst war und blieb Kammerkunst. Ihrer Darstellung ging noch die Optik der Bühne und ihrer Gesangsleistung die brutale Kraft völlig ab, die dazu gehört, das Orchester zu besiegen und den Hörer unmittelbar an den Nerven zu packen.

Das Urteil der Berliner Presse fiel vernichtend für mein junges Unternehmen aus; denn auch der mir wohlgesinnte Teil der Kritik, der die Unterhaltsamkeit und die künstlerischen Eigenschaften gelten ließ, konnte doch die offensichtlichen Mängel, das Improvisierte und Unfertige des ganzen Betriebes nicht verschweigen und, was das Entscheidende war, Versuchen in dieser Richtung nicht

den Sieg über die blöde Operette in Aussicht stellen. Wir gaben nun die „Bäder von Lucca“ allabendlich allein und versuchten das Theater mit Watte auszustopfen, d. h. in der Theatersprache: durch reichliche Ausgabe von Freikarten und große Ermäßigungen für Vereine, Beamtenkategorien usw. den Schein der Fülle zu erzeugen. Aber diese Watte kam uns teuer zu stehen. Wir setzten täglich etwa eintausendzweihundert Mark zu. In aller Hast einstudierte Neuheiten versagten völlig. Zugkräftige ältere Werke waren für uns nicht frei zu bekommen oder nicht so geschwind einzustudieren — kurz und schlimm: nach kaum vier Wochen waren unsre Kassen völlig erschöpft, und wir sahen uns genötigt, das Unternehmen aufzugeben. Die hinterlegte Kautionssumme mußte benutzt werden, um wenigstens die Ansprüche des Chores und Orchesters und einiger der bedürftigsten Solisten zu befriedigen. Der Fundus wurde für einen Pappenstiel verkauft, und der ungedeckte Rest blieb, da ich mich nicht bankrott erklären wollte, an mir hängen. Es waren etwa achtundfünfzigtausend Mark.

Ich kam mir vor wie ein geprügelter Hund und mochte mich in Berlin nicht mehr bei Tageslicht auf der Straße sehen lassen. Nur fort, fort um jeden Preis aus dieser grausamen Weltstadt, die heute Hosianna und morgen Kreuziget schreit — die aber auch so leicht vergißt! Für mich, den Gedemütigten und dabei Schuldbewußten gab es nur noch ein Ziel des Strebens: *den Überbrettlbaron vergessen zu machen und den Dichter wieder zur Geltung zu bringen*. Aber auch meine Rechnung mit der Vergeßlichkeit sollte sich als trügerisch erweisen. *Prostitution der Persönlichkeit* wird nicht vergessen. Ich bin mir heute noch nicht recht klar darüber, ob diese Zähigkeit im Nachtragen eines Seitensprunges einer im übrigen wohlangesehenen Persönlichkeit, diese Unfähigkeit, die Berechtigung des „desipere in loco“ einem ernsthaften Charakter zuzubilligen,

ein Beweis für deutsche Tiefe oder für deutsches Barbarentum sei. Aber es ist am Ende von mir auch nicht zu verlangen, daß ich in dieser schwierigen Frage ein objektives Urteil haben sollte. Kein billig Denkender wird es mir verübeln, daß in mir manch liebes Mal während der Jahre der Überbrettlherrlichkeit und sogar noch in den darauffolgenden jüngsten zwei Jahrzehnten die helle Wut aufkochte und mir die stärksten Schimpf- und Spottreden wider deutsche Tölpelei und Unkultur erpreßte, sooft sogenannte „Salonhumoristen" des Tingeltangels oder Chansonetten bei mir anfragten, zu welchen Bedingungen ich die Lieferung von Coupletvorträgen übernehmen oder Kaffeehauswirte mit mir über die Leitung von Kabaretten in „feinpikantem Stil" unterhandeln wollten, oder erst gar, wenn völlig ahnungslose, meist wohl sehr jugendliche Zeitungsschreiber meine ernstesten Dichtungen für Überbrettleleien erklärten, ja es für ganz selbstverständlich erachteten, daß der „Überbrettlbaron" auf dem ernsthaften Theater und in der ernsthaften Literatur nichts zu suchen habe. Ich bewarb mich um die städtische Intendantenstelle in Mannheim und mußte zu diesem Zweck bei den Stadträten und Mitgliedern des Theaterkomitees Besuche machen. Einer dieser Wackeren, dem man es an der Nase ansah, daß die Kunst für ihn ein Buch mit sieben Siegeln sei, richtete im Laufe der Unterhaltung die Frage an mich, ob ich vielleicht mit dem W. verwandt sei, der vor etlichen Jahren in dem und dem Lokal Bunte Abende veranstaltet habe. Ich werde nie das Gesicht vergessen, das der Biedermann machte, als ich ihm gestand, daß der nämliche W. vor ihm sitze. Er vergaß eine ganze Weile lang, den Mund zuzumachen. Dann verzog er sein Antlitz zu einem breiten Grinsen und sagte: „Meine Frau hat sehr gelacht!" Genug — wie dieser Mannheimer Stadtvater, so dachte und denkt die gesamte deutsche Spießerwelt einschließlich der akademisch Gebildeten — auch einschließlich der Literaturprofessoren. Sie alle können

ebenso wenig wie die erste beste Köchin oder der letzte Fuhrknecht einen Unterschied zwischen dem Humoristen und dem Hanswursten machen. Und von der geistigen Rangstufe ab, wo sie gnfangen Unterschiede zu erkennen, pflegen sie Ernst und Langeweile, Tiefsinn und Unverständlichkeit gleichzusetzen, Klarheit und Unterhaltsamkeit aber im Gegensatz hierzu für minderwertig zu erachten. Solcher Begriffsverirrung, solch traurigem Mangel an feiner Geschmackskultur ist es zuzuschreiben, daß gerade die deutsche Literatur willenloser denn die irgendeines andern Volkes sich der Beeinflussung durch die jüdische Intelligenz auslieferte. Nirgend anders in der Welt gelang es dieser führenden jüdischen Intelligenz so leicht wie bei uns, der Jugend, den Snobs und der urteilslosen Masse einzureden, daß z. B. nur das untheatralische, d. h. undramatische Drama literarisch ernst zu nehmen, oder daß in der gewaltsamen Verrenkung unsrer Sprache bis zur völligen Unverständlichkeit die wahre sprachschöpferische Genialität zu erblicken sei. Diese selbe jüdische Führung gab die Losung: L'art pour l'art, die genau so heillos blödsinnig und sinnverwirrend ist wie die von derselben Seite ausgegangene Losung der französischen Revolution „Liberté, égalité, fraternité". Sie züchtete absichtlich in unsrer Literatur ein eitles und anmaßendes Stilgigerltum, um hinter verblüffenden Äußerlichkeiten ihr eigentliches Ziel, nämlich die Verächtlichmachung aller deutschen Begriffe von Recht, Sitte, Menschenwürde, Vornehmheit usw. verbergen zu können. Und das gelang ihr mit spielender Leichtigkeit, weil ihr der deutsche Kulturspießer willig in die plumpe Falle ging, die darin bestand, daß ihre besten Feuilletonisten in den führenden Blättern einfach jedermann für einen Idioten erklärten, der an den von ihnen emporgelobten neuen Modefexereien keinen Geschmack fand. Wenn es ihnen auch selbst mit ihren blendendsten Schreibereien nicht gelang, den vernunftgemäßen Raffegeschmack des deutschen Bieder-

mannes zu ändern, so erreichten sie doch todsicher ihre Hauptabsicht, besagten Biedermann zum Schweigen zu bringen. Der Massenmensch der deutschen Mittelschicht ist nun aber einmal jämmerlich feige von Natur. Solange ihm nicht die Kommandostimme eines Führers, den sein Gemüt anerkennen muß, mit einem gellenden „Du sollst!" in die Knochen fährt, folgt er stumpfsinnig ergeben dem lautesten Schreier oder bestwerkleideten Fuchsen. Wir haben das in diesen letzten Jahren des Chaos schaudernd erlebt. Ebensogut wie es im deutschen Bürgertum der verschiedensten Bildungsschichten ehrliche Liberale und wilde Demokraten in Massen, aber sicher nur ein verschwindend kleines Häuflein wirklicher Republikaner gibt und der ganze Umsturz nur von Gnaden der Angst vor dem radikalen Pöbel lebt, ebenso sicher ist in bezug auf Kunst und Literatur der Geschmack des deutschen Bürgertums immer auf seiten der natürlichen Entwicklung innerhalb der Grenzen des rassischen Empfindens geblieben. Am Theater offenbart sich das am deutlichsten: nachhaltige Erfolge wurden, wie zu allen Zeiten, nur solchen Dramen zuteil, die dem Theater gaben, was dem Theater gebührt, die einen zeitgemäßen Gedankeninhalt klar und deutlich zum Ausdruck brachten oder dem deutschen Wesen sympathische Charaktere zu Helden hatten, während die von der jüdisch beeinflußten Presse übermäßig gepriesenen und von den Premierenligern angejubelten blutlosen Symbolisten- oder krampfhaften Expressionistenstücke regelmäßig nach wenigen Vorstellungen in der Versenkung verschwanden. Obwohl nun dieser Tatbestand offen vor jedes Sehenden Augen liegt, muß es sich das deutsche Theaterpublikum gefallen lassen, daß ihm nur die Kost vorgesetzt wird, welche die fremdrassigen Pressemachthaber ihm zubilligen. Die paar deutschblütigen Bühnenleiter, die es noch gibt, dürfen einfach nicht wagen, Werke aufzuführen, die ihrem eignen wie dem Geschmack des besten und auch zahlreichsten deutschrassi-

gen Publikums unfehlbar willkommen sein würden, sobald die Tendenz dieser Werke irgendwie den Absichten Judas zuwiderläuft. Die eigentlichen deutschen Dichter müssen also ebenso in der Verbannung leben wie die deutschen Fürsten, obwohl doch Millionen deutscher Herzen ihre Rückkehr ersehnen.

Ich habe ein gutes Recht, von diesen Dingen zu reden und die deutsche Schmach rückhaltlos aufzudecken, denn ich habe die Wahrheit meiner Behauptungen am eignen Leibe erfahren und bin ebenso wenig in blinden Antisemitismus wie in irgendeinen andern Parteifanatismus verrannt. Solange ich in lustigen Werken deutsche Philisterei liebenswürdig verulkte, wurde ich von der jüdischen Presse hoch gepriesen; als vollends an meiner Überbrettelei die gesamte Judenschaft glänzend verdiente, hoben sie mich auf ihren Schilden empor und bliesen meinen Ruhm mit gewaltigen Schofartönen über die Ozeane. Sobald ich mich aber erfrechte, gegen ihr Operettenmonopol etwas zu unternehmen, und vollends als ich mein völkisches Herz entdeckte und alle mir verliehene Beredsamkeit dazu verwendete, das deutsche Gewissen zum Kampfe wider alles Rassefremde in Religion, Kunst und Leben aufzurufen, da ließen sie mich ihre Macht strafend fühlen, indem sie meine neuen Hervorbringungen entweder ganz totschwiegen oder sie mit jenem zweideutigen Lächeln beiseiteschoben, das schlimmer kränkt als ein grober Fußtritt — jenem Lächeln zwischen Mitleid und Verachtung.

Und dennoch wäre es der regierenden Judenschaft mit allen ihren Machtmitteln nicht gelungen, mich so gründlich totzukriegen, wie es gegenwärtig den Anschein hat, wenn ich mich nicht selbst umgebracht hätte. Ich hätte eben doch mit jenem vielleicht ächt deutschen Instinkte rechnen müssen, der einem vornehmen Menschen die Preisgabe seiner Persönlichkeit an die Masse nicht verzeiht. Von diesem erfolgreichsten meiner Selbstmorde habe ich mich bis auf den heutigen Tag noch nicht erholt.

Darmstadt 1905–1914

Die drei bis vier Monate, die zwischen dem Zusammenbruch meines Opernunternehmens und meiner Flucht aus Berlin vergingen, waren wohl die jämmerlichsten meines Lebens. Ich wußte nicht wohin mit mir. Ich hätte mich am liebsten in die Einöde verkrochen und mußte doch unter die Menschen, und zwar gerade da, wo sie am ekelhaftesten sind — in Norderney und ähnlichen Judenschwemmen und Proletenparadiesen, um mir mein Stück Brot zu verdienen. Ich hatte mit elenden Geldsorgen zu kämpfen, denn meine Gläubiger saßen mir hart auf dem Nacken, und meine verflossenen Gattinnen fürchteten für ihre Alimente und belegten meine ganze Habe mit Beschlag. Die Herren Gerichtsvollzieher wurden mein täglicher Umgang. Meine arme Frau mußte jede Rücksicht auf unsern guten Namen und auf künstlerische Wohlanständigkeit außer acht setzen und in der unmöglichsten Gesellschaft zur Laute bänkeln, wo immer nur unser semitischer Geschäftsfreund sie hinschickte. Während sie das Notwendigste zum Unterhalt verdiente, schrieb ich in aller Hast mit einem höchst wunderlichen Zunftgenossen ein Lustspiel „Der Hilfsbremser", das völlig aus meiner Art schlug. Noch naß von der Tinte, wurde es in Putbus zur Uraufführung gebracht, und ich ließ mich sogar bereden, um dem Direktor ein volles Haus zu verschaffen, selber eine Rolle darin zu spielen. Auch in Frankfurt a. M. gab ich mich für diesen Reklametrick her. Aber da war mir das Stück schon so zuwider geworden, daß ich alle weiteren Anträge, darin zu gastieren, ablehnte und ordentlich froh war, daß keine Bühne mehr sich zur Annahme bereit fand ohne meine persönliche Mitwirkung. Wir hatten uns durchgefretket bis zum September. Der Möbelwagen mit dem Rest meiner Habe, die mir nach den verschiedenen Zwangsversteigerungen noch übriggeblieben war, stand fertig gepackt, ohne daß wir noch wußten,

wohin wir ihn rollen lassen sollten. Da erinnerte ich mich zum Glück der paar fröhlichen Tage, die ich mit meiner ersten Überbrettlgesellschaft in Darmstadt verlebt hatte, wo wir während der berühmten Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie in der wunderlich stilisierten Olbrichschen „violetten Kunstkiste" gastiert hatten. Ich hatte damals unter den Mitgliedern der Darmstädter Künstlerkolonie einige vielversprechende Bekanntschaften gemacht. Hans Christiansen, Ludwig Habich und Vincenz Cissarz hatten mir aus der Maßen gut gefallen. Auch die Bekanntschaft des einschmeichelnd liebenswürdigen Großherzogs hatte ich bei jener Gelegenheit gemacht. Ich sagte mir, an einem Ort, wo herrliche Natur — freier Wald und liebliche Hügellande schließen die stille Residenz liebevoll in ihre grünen Arme —, wo jungfrisches, temperamentvolles Kunststreben, ein vielseitig begabter, modern denkender Fürst und eine Reihe so prächtiger künstlerischer Persönlichkeiten, wie die gedachten drei Staatskerle, vorhanden sind, da muß es sich leicht heimisch werden lassen. Wir ließen also unsern Möbelwagen nach Darmstadt abgehen und erwarteten seine Ankunft in einem billigen Wirtshause zu Auerbach an der Bergstraße. Das Geld hatten mir ein paar Freunde gepumpt oder geschenkt.

Ich war selig, dem dumpfen Weltstadtbrodem entronnen zu sein. Ich atmete die reine Luft des Bergwaldes mit allen Poren ein. Jeder Spaziergang wurde zu einem reinigenden Bade. In der dunklen Einsamkeit des herbstelnden Waldes saß Gott selbst im Beichtstuhl und hörte mir die reumütigen Bekenntnisse meiner Sünden ab, und in glutigen Sonnenuntergängen blinkte mir sein feuriges, gütiges Auge das Absolvo te zu. Ich vermochte wieder zu schlafen und wie in glücklicheren Jugendtagen vom Morgentraum bis zum Aufstehen vom Lager Einfälle zu spinnen, bunte Nebel zu gestalten, zu formen und damit eine neue, ehrliche Arbeit einzuleiten.

Wir bezogen in Darmstadt eine hübsche, frei gelegene Wohnung gegenüber dem schönen Friedhof an der Landstraße nach Niederramstadt. Für meine Frau freilich gab es kein langes Rasten. Sobald die winterliche Konzertzeit einsetzte, mußte sie sich mit ihrer Laute auf die Reise machen und als Volksliedersängerin kreuz und quer in Deutschland herumjagen. Freilich hätte sie das auch ohne den Zwang, Geld zu verdienen, getan, denn sie konnte schon nicht mehr leben, ohne allabendlich den Reiz ihrer Persönlichkeit und den Zauber ihrer Kunst vor neuen Menschen zu erproben. Ich dagegen hatte genug von den Menschen, wenigstens von den viel zu vielen. Und ich gab mich mit innigstem Behagen der stillen schöpferischen Arbeit und dem ernsten geistigen Genießen hin. Die Erinnerung an meine frohbewegte Münchner Zeit spendete mir eine ganze Reihe wohlgelungener Novellen aus der geistigen Zigeunerwelt, und wenn mein Tagewerk getan war, hockte ich bis in die späten Nachtstunden einsam über meinem Nietzsche, über meinem Feuerbach oder über Memoiren aus dem achtzehnten Jahrhundert, um mir die besondere Anschauung und auch Darstellungsweise des Rokoko für eine Erzählung zu eigen zu machen, die ich bald darauf aus einer historischen Anekdote gestaltete. An dieser Erzählung „Der Bibelhase" arbeitete ich mit besonderer Liebe, wie ich überhaupt immer die größte Freude an Arbeiten gefunden hatte, die sich nicht glatt aus dem abgescheuerten Schreibärmel der Allerweltsbildung schütteln ließen, sondern besondere Vorstudien und ein Einleben in die Anschauungs- und Ausdrucksweise vergangener Zeiten erforderten. Aus diesem lebhaften Drange heraus, von Zeit zu Zeit aus der Gegenwart zu flüchten und mich in historischer Kleidung möglichst ächt zu benehmen, gestaltete ich einige Jahre später aus dem in meinen Jugendjahren von mir herausgegebenen Lebensbericht des Hans von Schweinichen meine Komödie „Eine fürstliche Maulschelle" und las zur Vor-

bereitung monatelang nur Rabelais in der fabelhaften Regisschen Übersetzung, Fischart und andre charakteristische Dichter und Kanzelredner des 16. Jahrhunderts, bis ich die Schwierigkeit glücklich gelöst hatte, die Sprache jener Zeit philologisch getreu und doch den gegenwärtigen Menschen verständlich zur Hand zu haben. Ebenso bereitete es mir eine große Freude, für meine „Maibraut" eine Sprache zu erfinden, die altdeutsch klang, den Stabreim und den Eddischen Skaldenton verwendete, ohne unklar zu werden oder in öde Wagnernachahmung zu verfallen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß mir solche historischen Sprachverkleidungen immer recht gut gelungen sind. Die leichte Auffassungsfähigkeit meines Ohres für Klangcharakter und Melodie, von Dialekten und fremden Sprachen kamen mir bei solchen Versuchen sehr zu statten. Und das Fehlen aller zerstreuenden Ablenkung sowie die Möglichkeit, mich gänzlich von dem Geschwätz mit gleichgültigen Menschen fernzuhalten, erlaubten mir, mich für Wochen und Monate so völlig in die Vergangenheit oder gar unter ein fremdes Volk zu versetzen, daß ich im Wachen und Träumen gänzlich in der fremden Zeit und in dem fremden Volk aufging und rasch genug in deren Sprache denken lernte. Ich hätte mich mit Begeisterung dem historischen Roman zuwenden können, wenn nicht die böse Notwendigkeit, möglichst rasch und möglichst viel Geld verdienen zu müssen, mir solche zeitraubenden und schwer unterzubringenden Arbeiten verboten hätte. Immerhin war ich damals in einer so glücklich schöpferischen Laune, daß mir bei den meisten meiner Arbeiten auch der schriftstellerische Broterwerb zu dichterischer Befriedigung gedieh. Nur ein größeres Werk mußte ich jenen verwünschten praktischen Erwägungen zuliebe unvollendet lassen. Ich gedachte mir nämlich nach dem altbewährten Dichterrezept allen bitteren Groll, alle schmerzliche Scham, welche die Erlebnisse der Überbrettlzeit in mir aufgehäuft hatten, aus den Kanälen meiner Seele gründlich hinaus-

zuschwemmen, indem ich jenes Erlebnis zu einem kecken satirischen Roman gestaltete. Ich betitelte das Werk „Sem, der Mitbürger" und brachte in großer Schnelligkeit und schier ausgelassenem grimmigem Behagen etwa die Hälfte zu Papier. Dann aber mußte ich das Unterfangen aufgeben, weil mir mein Verstand sagte, daß die verehrliche Judenschaft mir die zahlreichen lebensächten Porträte ihrer Rassegenossen, die das Werk aufwies, niemals vergeben würde. Hätte ich aber aus Feigheit die Ähnlichkeiten verwischt und an Stelle der tatsächlichen Begebenheiten mildere eigne Erfindungen gesetzt, so würde ich mir den frischen Glanz und die Schlagkraft des ganzen Werkes verdorben haben. So schnürte ich denn das Manuskript zusammen und verbarg es in meiner eisernen Bundeslade.

Mein Mißgeschick wollte es, daß jene drei Männer, die mich am stärksten nach Darmstadt gezogen hatten, schon bald nach meiner Niederlassung der Residenz Ernst Ludwigs untreu wurden. Habich und Ciffarz folgten einem Rufe nach Stuttgart, und Christiansen kehrte mit seiner französischen Gattin nach Paris zurück, sein Märchenhaus in Rosen einsam zurücklassend. Ich empfand den Verlust um so schmerzlicher, als die gesamte Darmstädter „gute Gesellschaft", d. h. also die höfischen Kreise, mich wie auf Verabredung geschnitten hatten und im übrigen mir zwar der freundliche Zufall etliche liebenswürdige, treu anhängliche und in jeder Beziehung erfreuliche Menschen zum häuslichen Verkehr dargeboten hatte, von denen mir jedoch keinerlei Bereicherung zuteil wurde. Ich empfand kein Bedürfnis mehr, mir gesellschaftlichen Ruhm oder auch nur gastliche Aufnahme in Häusern mit guter Küche und Keller als freigebiger Spender von Unterhaltung und geistiger Anregung zu erwerben. Was mein gesunder Instinkt ersehnte, war lediglich der Umgang mit eigenartigen Persönlichkeiten von geistigem Gewicht, natürlich am liebsten Künstler, von denen ich selber etwas

lernen und Verständnis für meine eignen Bestrebungen erwarten konnte. Auch dieser Wunsch sollte sich glücklich erfüllen, indem meine oberflächliche Bekanntschaft mit Arnold Mendelssohn zu einem Verhältnis gedieh, das der Freundschaft mindestens nahekam. Den feinen Musiker hatte ich schon immer in diesem evangelischen Kirchengesangsinspektor verehrt. Nun aber lernte ich in vertrauterem Umgang mit ihm und seinem Hause eine Persönlichkeit von schöner Edelreife des Gefühls und Denkens kennen, einen völlig festgefügten, harmonisch durchgebildeten Menschen, der niemals von dem ihm vorgezeichneten Wege abgewichen war und sich ebenso wenig in Einseitigkeit verstrickt hatte, einen Künstler, der sich seines Wertes in edlem Stolze bewußt war, aber auch seine Grenzen kannte und zur Eitelkeit viel zu vornehm fühlte. Eins ist mir immer unbegreiflich geblieben bei Arnold Mendelssohn: daß er bei seiner jüdischen Herkunft — er stammt aus dem berühmten Hause Mendelssohn und ist ein Großneffe Felix Mendelssohns — nicht nur äußerlich das Urbild germanischer Männlichkeit darstellte, sondern auch innerlich keine Spur irgendeiner häßlichen semitischen Rasseeigenschaft aufwies. Seine Mutter war allerdings eine Deutsche gewesen, der bekannten Bildhauerfamilie Cauer entsprossen, und er selbst hatte auch wieder eine Cauer geheiratet. Aber die fast schon Axiom gewordene Behauptung, daß bei Mischehen die semitischen Rassemerkmale immer wieder durchbrechen, wurde an seiner Person zuschanden. Er war sogar Christ aus Überzeugung und hatte sich für seinen Privatgebrauch einen durchaus annehmbaren Jesus zurechtgelegt, war aber dennoch weit entfernt davon, wie die meisten Renegaten zu tun pflegen, mit dem Antisemitismus zu kokettieren, und er meinte lächelnd, daß es wohl das jüdische Blut in ihm sein müsse, das ihm verbiete, den allgemeinen arischen Widerwillen gegen seine Rasse zu empfinden. Er bewunderte den jüdischen Intellekt und hatte seinen

Spaß am jüdischen Witz, obwohl er selber von germanischem Humor überquoll. Ich würde es mir zu größtem Stolze anrechnen, mich eines solchen Vollmenschen Freund nennen zu dürfen; aber zur wirklichen Freundschaft konnte unser Verhältnis nicht gedeihen, weil wir beide zu sehr Künstler waren, d. h. Diener unsers Werkes. Der schöpferische Mensch ist zur Freundschaft immer schlecht befähigt, weil der Umgang mit den Geschöpfen seiner eignen Einbildungskraft sein Gemüt völlig auszufüllen pflegt, so daß er keiner Hingabe an andre Menschen mehr fähig ist. Der „andre" wird ihm immer ein Fremder bleiben. Und es wird seiner Seele genügen, diesen Fremden als Versuchstier, als Probepublikum, als williges Ohr und blanken Spiegel zu ge- oder auch zu mißbrauchen. Es braucht kein Beweis von menschlicher Minderwertigkeit zu sein, wenn Künstler schlechte Freunde sind; wohl aber wird man mit Recht ein Mißtrauen gegen Künstler hegen, die aller Welt Freunde sind.

Gelegenheit zum Ausspannen von meiner unablässigen Arbeit fand ich in dem stillen Darmstadt genug. Ich durchstreifte die herrlichen Waldungen zu Fuß und zu Rad im Sommer wie im Winter, und in der warmen Jahreszeit arbeitete ich auch meistens draußen im Walde. Alle Entwürfe, die ich gestaltete, alle Verse, die ich schmiedete, entstanden im Grünen. Und wenn ich mein Denken ausschalten wollte, so nahm ich die Karten vor und legte mir einige Patiencen. Ich habe mich oft genug dieser blöden Passion geschämt, aber — mein Gott! Napoleon I. und Leo Tolstoj waren erheblich größeren Formates als ich und ebenso auf solch blöden Zeitvertreib versessen. Wenn es mir manchmal gar zu still in meinem einsamen Zimmer wurde, dann redete ich laut mit meinen Karten, schimpfte weidlich über die „Ludersch, die nicht kommen wollten", und gewöhnte mich auf diese Weise langsam an den Alterstrost des Selbstgesprächs. Gelüstete es mich nach unaufregender lustiger Unterhaltung, so suchte

ich die „Gralsburg“ auf. Das war eine Kneipgenossenschaft von Männern im Stile der Schlaraffia, nur daß sie ihre Mitglieder sorgfältig auswählte und sich bescheiden mit rein lokaler Bedeutung begnügte. Den knabenhaften Unfug, uns mit Rikternamen aus dem Sagenkreise des Königs Artus zu benennen und sonst allerlei Narrenwerk mit Orden, Titeln und Trinksitten zu treiben, machten die meisten von uns nur unserm „Könige“ zu Gefallen mit. Das war der ehemalige Held des Darmstädter Hoftheaters, Hofrat Hugo Edward, einer der gütigsten Menschen, die mir im Leben vorgekommen sind, und dabei ein wahrhaft kindliches Gemüt, ohne Falsch und immer nur darauf bedacht, Behaglichkeit und Freude um sich zu verbreiten. Da der Tafelrunde auch einige wirklich witzige und in ihrer Art beträchtliche Menschen angehörten, so waren die Abende, die ich dort verbrachte, keineswegs immer gänzlich verloren. An feinen geistigen Genüssen stand mir schließlich das Hoftheater zur Verfügung, das allerdings damals so ziemlich am Einschlafen war, und gute Musik in reicher Fülle. Durch den Wagner-Verein, der von dem überaus fleißigen, umsichtigen und geschmackvollen Hermann Sonne vortrefflich geleitet war, lernte ich mehr von den jeweils hervorragendsten Konzertsängern, Instrumentalisten und auch modernen Kammermusikkomponisten kennen, als es mir selbst in Berlin und München vergönnt gewesen war; ich betätigte mich auch einige Jahre hindurch als Musikberichterstatter für den „Täglichen Anzeiger“ und festigte auf diese Weise mein Urteil und meinen Geschmack. Auch fand ich viel mehr Gelegenheit zu eigner musikalischer Betätigung, zumal zum Quartettspiel, als während meines Großstadtlebens.

Ich wurde mir in dieser gesegneten Einsamkeit völlig darüber klar, daß der geistig arbeitende Mensch in reiferen Jahren die Großstadt fliehen müsse und nichts Besseres tun könne, als sich eine stille, freundliche Heimstatt in einer unsrer lieben kleinen Residenzen, unsrer idylli-

schen Kulturoasen zu begründen, wenn er sich für die noch schönere Einsamkeit des Landlebens noch nicht reif fühlt. Die heillose Zersplitterung, die jedem in der Öffentlichkeit wirkenden Menschen in der Großstadt zum Fluche wird, kann auch durch die stärksten Anregungen und am allerwenigsten durch die Zerstreuungen des Genußlebens aufgewogen werden. Der geistig Schaffende muß, sofern er nicht auf ein engumschriebenes Spezialgebiet sich festgelegt hat, unfehlbar oberflächlich werden; es fehlt ihm die unerläßliche Muße zum Ausreifenlassen seiner Ideen; die Hast des Lebenskompos, die aufdringliche Störung aller besinnlichen Stunden durch die Großstadtsensationen, die Anforderungen der Geselligkeit, die Neugier, zum mindesten bei allen Ereignissen innerhalb der eignen Interessensphäre dabeizusein, stellen sich der stetigen Arbeit feindselig gegenüber. In Darmstadt fand ich zum erstenmal die Muße, ein gewissenhaftes Gewinn- und Verlustkonto meines Lebens aufzustellen. Auf der Gewinnseite stand lediglich die durch mehr oder minder flüchtige Berührung mit den verschiedenartigsten Dingen und Menschen erworbene Sach- und Menschenkenntnis. Modelle hatte ich allerdings genügend in Vorrat, um noch Dutzende von psychologischen Romanen damit zu versorgen. Auf der Verlustseite aber standen, mäßig gerechnet, zwanzig Lebensjahre von meinen fünfzig, die ich in nichtigen Zerstreuungen und überflüssigen Unternehmungen vergeudet hatte. Und was für einen Menschen, der sich zum Darsteller der Gegenwart im Spiegel der Dichtung berufen glaubte, am beschämendsten war: ich hatte doch schließlich immer wieder nur Literaten und abermals Literaten, Künstler und Genießer, Publikum für Literatur und Kunst kennengelernt; was ich hingegen von der weit wichtigeren, aber unaufdringlichen Welt jener ehrlichsten und tüchtigsten Förderer des Volkswohles, also vom ganzen Nährstande, von Industrie und Handel, von der Eigenart der Kleinstadtmenschen und überhaupt aller Abseitigen und

Verborgenen wußte, das hatte ich in meinen zwanzig Jugendjahren kennengelernt, als ich selber noch in der Kleinstadt und auf dem Lande heimisch war und Zeit hatte, mit weit offenen Sinnen jede neue Erscheinung in mich aufzunehmen.

Meine früheren Werke waren mir zum größten Teile so aus dem Gedächtnis verschwunden, daß man mir deren Fabel hätte erzählen können, ohne daß ich sie als Erzeugnis meiner eignen Phantasie wiedererkannt hätte. In Darmstadt kam ich zum erstenmal dazu, hin und wieder alte Bücher von mir aufzuschlagen, um darin zu blättern. Ich fand sie immer noch unterhaltsam zu lesen, ihre Psychologie richtig, die Darstellung gewandt und anschaulich und den Humor darin erquicklich. Aber einige davon hatte ich mir offenbar dadurch verdorben, daß ich, im Glauben an die alte Konvention aller erzählenden Dichtung, mich verpflichtet gefühlt hatte, die Fabel künstlich abzurunden zugunsten eines befriedigenden Ausganges und alle auftretenden Personen irgendwie an der Abwicklung dieser Fabel bis zum Schluß zu beteiligen. So bauten meine verehrten Vorbilder Dickens, Thackeray, Daudet, Spielhagen, Heyse ihre Romane auf, und nach denselben angeblich ewig gültigen Gesetzen verfertigten die großen französischen Techniker Scribe, Sardou, Dumas ihre wirkungsvollen Komödien. Jetzt, nachdem ich mich zu einem schlichten Realismus durchgerungen hatte, der mich auf das Erfinden spannender Handlungen ganz verzichten hieß und das Geschehen sich einfach aus den gegebenen Charakteren entwickeln ließ, jetzt fand ich, daß ich mir einige meiner hübschesten Bücher, wie z. B. „Die tolle Komteß" und „Die Entgleisten", durch das krampfhafte Bemühen um den geschlossenen Aufbau einer spannenden Handlung verdorben hatte. Aber auch die Werke, die ich von solchem Unfug frei fand, schienen mir bedenklich leicht zu wiegen. Denn die Lebensweisheit, die als sittlicher Gewinn bei der Lektüre herauskam, war oft eine allzu

läſſig gemütliche. „Kinder, ſeid friedlich, liebet euch untereinander, ſtippt keine Fenſterladen in den Kaffee und ſorgt für eine gute Verdauung!“ Das kam mir denn doch ein bißchen billig und dürftig vor. Auch wo ich wirklich mit tieferen Erkenntniſſen aufgewartet hatte, ſtörte das Allzuviel der Tändelei, das Behagen an der Drolerie und manchmal auch eine etwas gar zu billige Sentimentalität meinen gegenwärtigen anſpruchsvolleren Geſchmack. Es war mir von jeher mit meinem ſittlichen Standpunkt verteufelt ernſt geweſen, und darum hatte mich nichts ſo ſehr kränken können, als wenn naive Leſer mir ſagten, ſie hätten über meine Bücher Tränen gelacht. Solche Ausſprüche vermochten mich zu Wutanfällen zu reizen, und ich wurde dadurch immer geneigter, meinen lieben Deutſchen überhaupt die Befähigung zur richtigen Einſchätzung des Humors abzuſprechen. Jetzt aber, in meinen reiferen Jahren, ſah ich wohl ein, daß jene harmloſen Lacher nicht gar ſo hart zu verurteilen waren. Ich hatte ihnen das Lachen zu bequem gemacht! — Und das war wohl auch der eigentliche Grund, weshalb ich, ungeachtet der Rieſenauflagen meiner meiſten Romane, des Welterfolges der Überbrettelei und der Allbeliebtheit meiner älteren Luſtſpiele, doch immer noch, nicht nur von den zünftigen Kritikern, ſondern auch von dem ſich beſonders tief und ehrpußlig gebärdenden Teile des Publikums über die Achſeln angeſehen wurde. Auch der ernſthafteſte Menſch lacht gern und herzlich über den Zirkusclown — aber deswegen wird er ſich doch nicht verpflichtet fühlen, ihn bei ſich zu Tiſche zu laden. In meinem Falle lag die Schuld des Publikums nur darin, daß es eben tatſächlich in ſeiner großen Maſſe unfähig iſt, den Humoriſten vom Zirkusclown zu unterſcheiden. Ob der Deutſche dieſe Fähigkeit jemals erwerben wird? Mir erſcheint das ſehr fraglich.

Kein Wunder, daß juſtament in dieſer beſinnlichen Periode meines Lebens Nietzſche mich ganz beſonders

anzog und mir zum Befreier aus allen Angsten, zum Erlöser aus aller Gewissensbedrängnis, zum rechten Arzt und Hohenpriester wurde. War er doch der erste deutsche Verehrer der gaya scienza, der erste dionysische Philosoph, der seinen Übermenschen so gerne im „Tanzschritt" über die Schwindelgrate des freien Denkens stürmen ließ. War es doch Nietzsche, der allen aristokratischen Tugenden begeistert das Wort redete, in dessen moralischer Wertordnung die Frömmigkeit, die Vornehmheit, die Redlichkeit, die Reinlichkeit den ersten Rang einnehmen und der in der Kunst wieder der Anmut ihren Platz einräumte. Ich ging durch dick und dünn mit Nietzsche dem Aristokraten, dem ironischen Kritiker des deutschen Barbarentums und schließlich auch dem Antichristen; aber dem Verkünder des Übermenschen, dem radikalen Umwerter der Moral und vollends dem Atheisten verweigerte ich die Gefolgschaft. Ludwig Feuerbachs glänzende Beweisführung, daß der Gottesbegriff vom Menschen gestaltet werde und folglich unendlich vielfältige Erscheinungsformen zeige, die alle gleich viel und gleich wenig Berechtigung hätten, für den wirklich existierenden Gott angesehen zu werden, ist in allen Punkten richtig; aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß es überhaupt keinen Gott gebe, ebensowenig wie Zarathustras feierliche Verkündigung, daß Gott tot sei, dem armen Menschenherzen bange zu machen braucht. Gott hat sich in der Schöpfung so überwältigend geoffenbart, daß es ihm ganz gleichgültig sein kann, in welcher Gestalt die Menschen sich ihn vorstellen; ob sie ihm die Persönlichkeit weadisputieren, ihn als Wille, als causa movens für tot erklären. Jeder Mensch, der noch nicht gänzlich verlernt hat mit der Natur zu fühlen, muß, sollte ich meinen, früher oder später dazu gelangen, sich seiner Gotteskindschaft, d. h. der innigen Durchdringung alles Lebendigen mit dem Geiste der schaffenden Urkraft, freudig bewußt zu werden. Und wer die Natur liebend verstehen gelernt hat, der wird aus den Gesetzen der Natur auch die für ihn

geltenden Sittengesetze ableiten können. Denn Gott hat auch seine Absichten mit der Menschheit keineswegs verborgen. Sie sind in dem heiligen Buche der Natur deutlich geoffenbart, so deutlich, daß es gar keine Zweifel darüber geben kann, was nach dem Willen Gottes leben heiße. Ebensowenig wie es keinen Zweifel geben kann an der Unsterblichkeit der Seele, denn diese muß ebenso wie alles Stoffliche, vom Granit bis zum leichtesten Gase, dem ewigen Kreislauf vom Entstehen, Wachsen und Vergehen zu neuem Erstehen unterworfen sein. Ob auch der erwachsene Mensch sich noch weiter der Hilfsvorstellungen bedienen will, die man ersonnen hat, um der kindlichen Fassungskraft den Gottesbegriff klarzumachen, ist völlig gleichgültig. Wesentlich ist nur die Erkenntnis, daß in uns, wie in allem Geschaffenen, der Geist Gottes lebendig ist und daß wir darum die Pflicht haben, uns solcher Teilhaberschaft an der Göttlichkeit würdig zu erweisen, indem wir niemals nachlassen in dem Bestreben, alle in uns gelegten guten Kräfte zu möglichster Vollkommenheit zu entwickeln und schlimmes Vatererbe auszurotten. Eine seltsame Erscheinung ist es, daß der Stumpfsinn des wissenschaftlichen Materialismus dasselbe Ergebnis gezeitigt hat wie der Hochmut des kirchlichen Christentums, nämlich: den Menschen außerhalb der Natur zu setzen. Der Materialismus beging den verhängnisvollen Irrtum, den Geist als eine Auswirkung der Materie hinzustellen, und die christliche Kirchenlehre bestärkte die menschliche Eitelkeit in der Annahme, daß die Natur nur dazu da sei, den Zwecken des Menschen zu dienen. Sie züchtete auf diese Weise Verachtung alles Natürlichen und erweckte die Einbildung, daß durch Weltflucht eine besondere Heiligkeit zu erzielen sei. Damit hat sie aber ihrer Absicht, Demut vor Gott zu lehren, gerade entgegengewirkt; denn sie hat Gott, der ja doch mit der Natur gleichzustellen ist, verkleinert. Der fromme Heide allein wird die rechte Demut vor Gott empfinden, zugleich aber

auch durch das stolze Bewußtsein, reicher als alle andern irdischen Lebewesen mit göttlichen Gaben ausgestattet zu sein, sich zu dankbarem Genießen, zu schöpferischer Betätigung berufen fühlen. Der fromme Heide hat keine Todesfurcht gekannt und keines Vermittlers zwischen sich und der Gottheit bedurft. Das Christentum hat nur den versklavten Völkern des heißen Morgenlandes wirklich eine Heilsbotschaft gebracht, die gesunden starken Nordlandsvölker dagegen jämmerlich zermürbt, in dem es ihnen das Erlösungsbedürfnis einredete und sie lehrte, daß sie aus eigner sittlicher Kraft sich nicht von der Gewalt des Bösen befreien könnten, sondern dazu der Berufung auf den stellvertretenden Opfertod des schuldlosen Gottessohnes bedürfen! — Ein Gott, der einen Sohn hat! Ich meine, durch eine so unsinnige Vorstellung ist eine Religion schon gerichtet — es sei denn, daß der Ausdruck nicht mehr besagen soll, als daß wir Menschen, ja wir Lebewesen alle, Kinder Gottes sind und nur der eine hochheilige Mensch und religiös schöpferische Genius, Jesus von Nazareth, einen besonders hohen Rang unter den Gotteskindern für sich beanspruchen dürfe. Wer es aber so meint, der müßte folgerichtig auch die andern erhabenen Religionsstifter und überhaupt alle überragenden schöpferischen Geister in unmittelbare Nähe Jesu rücken. Damit wäre aber wieder die Grundlage des Christentums verschoben. Wir haben wirklich genug gehabt des unfruchtbaren Spintisierens über die heilige Dreifaltigkeit, über die Möglichkeit, Jesus als wahren Menschen und zugleich als wahren Gott aufzufassen usw.

In jene Zeit meiner Vertiefung in Nietzsche und meiner inneren Abkehr vom Christentum fiel auch meine Bekanntschaft mit den Schriften Guido von Lists, des seltsamen Wiener Phantasten, den zwar kein wissenschaftlich gebildeter Mensch für einen Gelehrten halten wird, der aber durch seine Traumgesichte von der Religion unsrer heidnischen Vorfahren, durch seine angebliche Ent-

deckung, daß bei ihnen in der sogenannten Armanenschaft (gewissermaßen einer Loge der wissenden Meister) ein religiöses System von hoher Geistigkeit, die „Rita", ausgebildet gewesen sei, im Gegensatz zur „Wihinei", der märchenhaften Götterwelt, die man dem kindlichen Sinn des Volkes darbot, der, sagte ich, durch solche dichterisch seherischen Träume bewiesen hat, daß ihm das Urwesen deutschen Denkens und Fühlens aufgegangen ist. Ich meine, schon die bloße Möglichkeit, daß es in den Köpfen und Herzen unsrer Vorfahren so ausgesehen haben könnte, wie List es behauptet, sei geeignet, unser freudiges Deutschbewußtsein zu stärken und uns den richtigen Weg zu weisen, auf dem wir wieder zu einer wahrhaft volkstümlichen Religion gelangen könnten. Es ist ein Jammer, daß List selbst späterhin durch den heillosen Unsinn seiner etymologischen Betrachtungen sich um den Nimbus des gottbegnadeten Sehers gebracht hat. Er hat damit der wissenschaftlichen Welt ein Recht gegeben, ihn kurzerhand als Scharlatan abzutun. Für mich persönlich aber behalten Lists Bücher von der Rita und von der Armanenschaft der Ariogermanen große Bedeutung dadurch, daß sie meinem innigen Gottsuchertum einen festen Stab in die Hand gaben und mich dichterisch befruchteten. Zu dem „Deutschen Glauben", den ich mir für mein eignes Gemütsbedürfnis zurechtmachte und später auch zu einer leicht faßlichen Bekenntnisschrift, einer Art kleinem Katechismus für den Verstand des kleinen Mannes ausarbeitete, zu diesem deutschen Glauben gelangte ich dadurch, daß ich mir auszudenken versuchte, wie wohl die religiösen Vorstellungen unsrer germanischen Vorväter sich unter dem Einfluß der internationalen Kulturentwicklung gestaltet haben würden, wenn nicht durch die gewaltsame Einführung des Christentums diese natürliche Entwicklung gestört worden wäre. Und die dichterische Befruchtung zeitigte in mir den großen Plan, in einer Reihe von Dramen den Kampf zwischen dem Christentum und dem Ger-

manentum in seinen wichtigsten Phasen zu verfolgen, bis zu dem siegessicheren Ausblick auf die Wiederaufrichtung einer wahrhaft rassischen germanischen Religion.

Im Frühjahr 1909 rief mich der Intendant der städtischen Kurverwaltung, Assessor Borgmann, nach Wiesbaden, führte mich ins Nerotal zu einem malerisch gelegenen ehemaligen Steinbruch und fragte, ob ich es übernehmen wolle, in diese Szenerie ein Drama hineinzudichten, so eine Art germanisches Weihefestspiel. Er wolle damit den Kurgästen ein Naturtheater von noch nicht dagewesener Eigenart bieten. Ich sagte freudig zu, vergrub mich mit Bleistift, Schreibblock und Radiergummi in den lenzgrünen Schluchten um den Kohlberg im Darmstädter Stadtwald und schuf in vierzehn Tagen meine „Maibraut", als ersten Teil der Dramenreihe, die den Titel „Der Weg des Kreuzes" tragen sollte. In demselben Allegro furioso schleuderte Erich Rother, derzeit dritter Kapellmeister am Wiesbadener Hoftheater, eine Musik aufs Papier, die sowohl im schwungvollen Pathos der großen Chöre und Orchesterzwischenspiele wie auch in der Anmut der Kinder- und Mädchenreigen ganz Hervorragendes an glücklicher Erfindung und edlem Klangreize bot, ohne in die gefährlich naheliegende Wagner-Nachahmung zu verfallen. Eine ganze Anzahl von Schreibern wurde angestellt, um die Chor- und Orchesterstimmen herauszuschreiben, sobald der Komponist einen Bogen Partitur fertig hatte; und so wurde es möglich, bis Anfang Mai das gesamte Material für die Aufführung fertigzustellen. Ich war nach Berlin gefahren, um mir die Darsteller für die wichtigsten männlichen Rollen dort auszusuchen und die Kostüme zu beschaffen. Da mir die Kurverwaltung einen ausreichenden Kredit gewährte, brauchte ich mit den Gagen nicht zu knausern und konnte einige wirklich gute Kräfte gewinnen. Den Chor sowie die Darsteller und Darstellerinnen für die übrigbleibenden Rollen stellte ich aus

Mitgliedern des Darmstädter Hof- und des Mainzer Stadttheaters zusammen. Die Komparserie wurde in Wiesbaden selbst durch Zeitungsanzeigen geworben. Es waren an die zweihundert Menschen. Dazu noch das starkbesetzte Kurorchester, so daß ich im ganzen etwa dreihundert Mitwirkende zu kommandieren hatte.

Bei den Proben war ich wieder einmal ganz in meinem Element. Die Einstudierung gestaltete sich recht schwierig, weil der langsame Fortgang der Zimmerarbeiten auf dem Schauplatz uns verhinderte, dort zu probieren. Wir mußten uns mit dem Garten des Paulinenschlößchens begnügen, wo natürlich ganz andre Hör- und Raumverhältnisse herrschten. Die Solisten waren längst für die Aufführung reif, und auch die Chöre saßen schon gut, bevor wir noch eine einzige Probe mit Orchester und Komparserie im Nerotal selbst abhalten konnten. Aber meine Künstler taten ihr möglichstes, um mir über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, indem sie sich mit Feuereifer ihren Aufgaben widmeten. Ich hatte wieder einmal die große Freude, mich als einen geborenen Führer empfinden zu können, dem es gegeben war, aus seinen Helfern das Letzte herauszuholen, und dem sie alle mit vollem Vertrauen und freudiger Hingabe Gefolgschaft leisteten. Am schwierigsten gestaltete sich die Aufgabe, die riesige Komparserie in nur drei Proben so weit zurechtzustutzen, daß sie wenigstens nicht störend oder gar lächerlich wirkte. Am geschicktesten erwiesen sich die Kinder, die, sobald sie das Kostüm am Leibe hatten, gleich im Bilde waren und oft sogar ohne jede Anleitung sich in den Felsen zu malerischen Gruppen verteilten. Am härtesten tat ich mir mit den Wiesbadener Weibern, die hartnäckig dabei beharrten, ihre Hände über dem Bauch zu falten und für jede starke Gefühlsbewegung, Schrecken, Entrüstung, Freude und Trauer, keinen andern mimischen Ausdruck wußten, als abwechselnd die eine oder die andre Pratze zu erheben, um sie alsbald wieder ermattet auf den Bauch

zurückſinken zu laſſen. Da der Schauplatz nicht weniger als ſechzig Meter in der Breite maß, ſo war es natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, von einer Stelle aus die Maſſe der Mitwirkenden, beſonders wenn ſie in verſtreute Haufen aufgelöſt war, zu lenken. Ich hatte mir alſo unter der vorderen Brüſtung der Zuſchauertribüne einen Laufgraben anlegen laſſen, in welchem ich, von den Zuſchauern ungeſehen, hin und her flitzen konnte, um die Bewegung der Statiſten zu leiten, wo es gerade notwendig war. Durch Signale mit beiden Armen oder mit einem Stock lenkte ich das An- und Abſchwellen des Volksgemurmels, lockte aus der ganzen Maſſe Jubelrufe, Entſetzensſchreie und Wehelaute hervor und gab das Tempo für die Bewegungen an. Ebenſo wie ich mußte auch der Einbläſer in dieſem Laufgraben flink auf den Füßen ſein, um immer an der Stelle, wo er gebraucht wurde, helfen zu können. Glücklicherweiſe erwies ſich die Akuſtik in dem weiten Steinbruch als ſehr gut, ſo daß die Sprecher ſich ohne Überanſtrengung verſtändlich machen konnten. Der Männerchor von ſechzig Mann wirkte dagegen in dem Rieſenraume keineswegs überwältigend, und auch das Streichorcheſter, das unter der Zuſchauertribüne in einer hölzernen Schalldoſe ſteckte, verſagte, wo es pomphaft wirken ſollte.

Aber all dieſen Mängeln und auch den ſchlimmeren Fehlern zum Trotz, die bei der Anlage der Zuſchauertribüne und der Ankleideräume begangen worden waren, kamen zwölf Aufführungen dank meinem oft bewährten Wetterglück zuſtande, die wohl allen, die ſie geſehen haben, unvergeßlich geblieben ſind. Für die tragende Rolle, die Maibraut ſelbſt, hatte ich in Margarete Holthaus, der Tochter des berühmten Hannoveraner Charakterſpielers und damaligen jugendlichen Heldin des Darmſtädter Hoftheaters, eine geradezu ideale Vertreterin gefunden. Germaniſcher, hoheitsvoller als dieſe prieſterliche Jungfrau konnte ſo leicht keine deutſche Schau-

spielerin aussehen. Und wenn Margarete Holthaus mit Roderich Arnd von einer lustig lärmenden Knabenschar auf dem Triumphwagen hereingezogen wurde, dann stockte den Zuschauern der Atem — von so bezwingender Schönheit war der Anblick dieses wohlgeratenen Menschenpaares. Eine hervorragende Leistung bot auch Paula Schneider, Gattin eines Darmstädter Schauspielers und ehemalige Possensoubrette, die aber die schwierige Charakterrolle der Haidrun mit einer geradezu dämonischen Leidenschaft anpackte, so daß sie über die Mangelhaftigkeit ihrer stimmlichen Mittel hinweggerissen wurde. Die Dame zeichnete sich durch eine außerordentlich weiße Haut aus. Ich hatte ihr gesagt, daß eine Heidehirtin, die den ganzen Tag im Freien ist, mit solcher Haut unmöglich sei. Da nun das Schminken ausgeschlossen war bei unserm Freilichttheater, so hatte die Dame eine Gewaltkur gebraucht, indem sie ihren ganzen Körper rücksichtslos der Sonne aussetzte, so lange sie schien. Bis zum Tage der ersten Aufführung war sie dann auch tatsächlich so braun wie ein Berber. Und bei der großen Szene ihrer reuigen Zerknirschung warf sie sich mit einer solch wilden Leidenschaft auf den steinigen Boden des Schauplatzes, raufte sich das Haar, zerschlug sich die Brüste derart, daß sie meist blutüberströmt und mit blauen Flecken bedeckt aus der Vorstellung heimkam. Auch der gewaltige Ortnit des Herrn von Bischof war eine Figur voll edler Wucht, und beim Ordal im zweiten Aufzug sausten die Schwertschläge mit so grimmigem Nachdruck auf Helm, Schild und Brünne der Kämpfenden nieder, daß es nicht nur Beulen im Blech, sondern auch blutige Finger und Schädelweh absetzte. Das Schönste der ganzen Aufführung war aber doch deren Ausklang. Es gab ein wunderbar stimmungsvolles Bild, wenn im hereinbrechenden Abenddämmer der Leichenbrand aufloderte und dicke schwarze Rauchschwaden an der steilen Felswand hinaufkrochen, um sich in dem rosigen Abendhimmel zu verlieren.

Wenn der Chor der Halgadomsmaiden die Totenklage anstimmte, begann regelmäßig eine in den Felsen nistende Goldammer zu singen. Und wenn der Wind über den Rhein herwehte, hörte man das Aveläuten der Mainzer Domglocken. Das war nun freilich ein grober Anachronismus, wirkte aber doch höchst stimmungsvoll. Und wenn dann zum Schluß die schuldig gewordene Maibraut im weißen Priestergewande, das lange Blondhaar im Winde flatternd, auf schwindelndem Grat zur höchsten Höhe des Felsens emporstürmte, um sich von dort in die Tiefe zu stürzen, so schrie nicht nur das Volk auf der Bühne vor Schrecken auf, sondern auch manchem Zuschauer stockte das Herz, bis Wotans Raben dort oben am Waldrand aufflatterten und der einäugige Wanderer im blauen Mantel erschien, um sie vom Todessturz zurückzuhalten. Meine größte Genugtuung bestand darin, daß mein Werk am stärksten auf unverbildete Zuschauer, ja sogar auf ganz einfache Leute aus dem Volke wirkte und daß in solchen Gemütern meine flammende Predigt wider Rom und für die herbe Größe unsrer heidnischen Religion den stärksten Widerhall fand.

Im übrigen hätte dem Unternehmen ein weiter wirkender und wohl auch dauernderer Erfolg beschieden sein können, wenn die Kurverwaltung nicht den schlimmen Fehler begangen hätte, mit Bayreuther Eintrittspreisen zu beginnen und diese dann fast von Vorstellung zu Vorstellung herabzusetzen, weil nur die kleine begüterte Oberschicht unter den Kurgästen diese Preise zu zahlen imstande war. Die Folge war, daß das große Publikum in der Erwartung einer noch weiteren Herabsetzung mit dem Besuch der Vorstellung zögerte, bis die Preise wirklich volkstümlich waren. Nun hatten wir ausverkaufte Häuser. Aber meine Künstler waren nur auf vierzehn Tage verpflichtet, mein Chor mußte nach Bayreuth, und von meinen Solisten hätten auch nur einige wenige noch länger gehalten werden können. Die Tatsache, daß unter diesen

Umständen mein Unternehmen mit einem ansehnlichen Fehlbetrag für die Kurverwaltung abschloß, wurde alsbald mit hämischem Behagen dazu benutzt, um auch den künstlerischen Erfolg abzuleugnen und mit heuchlerischem Mitleid mich als einen ewigen Pechvogel hinzustellen, dessen hirnverbrannte Unternehmungen von vornherein zum Scheitern bestimmt seien. Wie immer in solchen Fällen, wenn die Presse die Winke einflußreicher Parteien durch Verleumdungen befolgt, wurden Berichtigungen nicht aufgenommen oder gar abermals mit noch schlimmeren Hohnglossen begleitet. Obwohl die gesamte Einwohnerschaft Wiesbadens und Tausende von Kurfremden die Unwahrheit dieser Zeitungsnachrichten hätten bestätigen können, erfüllten sie doch ihren Zweck, die Bühnen von einem Versuch mit der „Maibraut" abzuschrecken, ganz vortrefflich. Mehrmalige Aufführungen des Werkes im folgenden Winterspieljahr am Darmstädter Hoftheater bewiesen zwar, daß seine große Wirkung tatsächlich in seiner ächt dramatischen Spannung, im hinreißenden Schwung seiner Sprache und in der Überzeugungskraft seiner Gedanken liege. Die gemalte Leinwand konnte freilich den Wettbewerb mit der eindrucksvollen Naturszenerie im Nerotal nicht aufnehmen, dafür kamen aber die Musik und das Wort erheblich besser zur Geltung. Und wenn ich damals an der jüdischen Kunstbörse hoch im Kurse gestanden wäre, dann würden auch die tatsächlichen Schwierigkeiten der Aufführung die großen Stadttheater nicht abgeschreckt haben, es mit der Einstudierung zu wagen. Der Erfolg wäre bei jedem Publikum, ausgenommen das kleine Häuflein der blasierten Snobs und die frommen Katholiken, derselbe gewesen; aber das Gift hatte seine Wirkung getan, und die Bühnenleiter waren gewarnt von der feindseligen Haltung der Presse. Die „Maibraut" blieb tot und erledigt!

Noch bevor mir jener Auftrag der Wiesbadener Kurverwaltung die glücklichsten Wochen, ich darf vielleicht

sagen meines ganzen Lebens bescherte, hatte ich den Versuch gemacht, meine ganze neu erworbene Lebensanschauung in einem großen Roman zu einem religiösen Bekenntnis und zu einer befreienden Lebensbeichte zu verdichten. Dies im Jahre 1908 geschriebene Werk war „Der Erzketzer". Ich darf wohl sagen, daß ich keinen meiner Romane mit gleicher Hingabe an die Arbeit, mit gleich heiligem Ernst geschrieben habe. Der Leser dieser meiner Erinnerungen wird, wenn er nunmehr den „Erzketzer" wieder aufschlägt, gewahr werden, wie sehr mein Held Graf Harro von Bessungen mir selber gleicht, mögen auch dessen äußere Schicksale von den meinen noch so sehr abweichen. Was der Leser dieser Blätter etwa an intimen Selbstbekenntnissen vermißt, das kann er sich aus dem „Erzketzer" leicht ergänzen; wenn er dabei nur im Auge behält, daß man niemals eine Dichtung (es sei denn ein Zolascher sogenannter exakter Roman) als ein Dokument der Wirklichkeit werten darf. Zu meinem eignen größten Schmerz hat der Ausklang meines Lebens keine Ähnlichkeit mit dem schönen Siege, den mein Graf Bessungen nach allen Kämpfen und Demütigungen doch noch erreicht. Zwar hat es mir immer ferngelegen, wie dieser eine große Tageszeitung zur Verbreitung meiner Ideen zu gründen oder gar Millionen mobil zu machen, um eine werktätige Siedlungsgemeinde von Brüdern im deutschen Glauben ins Leben zu rufen, wohl aber träumte ich davon, daß mein Roman als ein Wegweiser für viele Irrgänger durch das in trügerischer Buntheit blühende Sumpfland der modernen Kultur willkommen sein, daß er viele bange Zweifler und unsichere Gottsucher auf den rechten Weg zur Höhe leiten werde, von der aus sie das gelobte Neuland meiner moralinfreien, weltfrohen Gottseligkeit wenigstens von ferne sehen könnten. Seelsorger und Beichtvater, Tröster und Helfer, fröhlicher Schulmeister für die liebe Jugend zu werden, das hatte ich mir als Arbeit und Freude für meine alten Tage erträumt.

Der zunächst sichtbare Erfolg meines Buches war jedoch geeignet, mich völlig zu ernüchtern. Ein paar freundliche Zuschriften aus dem Leserkreise der Westermannschen Monatshefte, einige ganz wenige lauwarme Besprechungen von seiten völkisch gerichteter Zeitschriften — das war alles! Karlchen Busse pöbelte mich wie einen unreifen Stümper und halben Idioten an, und in der Frankfurter Zeitung wurde ich mit leidlich anständig versteckt em Hohn dem Zorne der eifrigen Gottesstreiter von der Schattierung des Reichsboten als ein Verfechter des Wotanismus ausgeliefert — vermutlich weil ich am Schluß des „Erzketzers" meinen Helden den alten deutschen Brauch der Eheeinsegnung mit dem Hammer Donars vollziehen ließ! Im übrigen schwieg die gesamte „maßgebende" Presse das Buch tot, und seine zweite und dritte Auflage liegt heute noch unverkauft da. Der für die damalige Zeit hohe Ladenpreis von zehn Mark kann wohl nicht gut allein einen solchen Mißerfolg verschuldet haben. Ich ließ mich dadurch aber mitnichten abschrecken, sondern spann mein Garn ruhig weiter, wenn ich auch freilich, um doch von Zeit zu Zeit ein gangbares Ullsteinbuch zusammenzubringen, allerlei unterhaltsam Unbeträchtliches aus meinem Hirn herauspressen mußte. Das ist nun einmal der Fluch der freien Schriftstellerei, nicht bloß bei uns in Deutschland. Und es wird immer so bleiben, selbst wenn man annimmt, daß in langsamer Kulturarbeit die Ansprüche an den Geist und die edle Form der erzählenden Dichtung sich erheblich steigern sollten. Der Dichter, der auf das Geldverdienen angewiesen ist, wird immer nur dann auf seine Rechnung kommen, wenn er dem Geschmack der Masse zusagt. Und der Geschmack der Masse wird in alle Ewigkeit tief zurückbleiben hinter der Höhe, die die Kultur der Wenigen jeweilig erklommen hat.

Ich entschädigte mich für die notgedrungene Schriftstellerei, der ich mit angespanntem Fleiße frönen mußte,

dadurch, daß ich selbst in meine Feuilletons, die ich für das Berliner Tageblatt und andre Tageszeitungen verschiedener politischer Richtungen spendete, meine neuen Ideen einschmuggelte. Im Gewande übermütiger Satire oder in gemütlich humoristischer Verbrämung merkt selbst der höher gebildete Leser selten, daß ihm in blutigem Ernste Meinungen vorgetragen werden, die seinem engbegrenzten Parteistandpunkt durchaus nicht entsprechen. Ich faßte dann später eine Reihe solcher Aufsätze unter dem Titel „Augurenbriefe" in ein Buch zusammen, das mir unter den gescheiten Selbstdenkern manch neuen Freund warb; aber meine Absicht, weitere Bände solcher Aufsätze zu veröffentlichen, ließ sich nicht verwirklichen, weil der buchhändlerische Erfolg abermals zu gering gewesen war.

Ich glaube, daß ich damals mit der Bezeichnung „Augurenbriefe" die Eigenart meines Denkens und vielleicht auch meiner ganzen schriftstellerischen Persönlichkeit richtig getroffen habe. Ich bilde mir nämlich keineswegs ein, durchaus neue, bahnbrechende oder gar umwälzende Gedanken gehegt zu haben, sondern ich hatte nur den Mut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und der heimlichen Meinung aller verständigen und innerlich unabhängigen denkenden Menschen über die brennenden Fragen der Zeit solchen Ausdruck zu geben, daß sie hellauf lachend auf den Tisch trumpfen und mir schmunzelnd zurufen mußten: „Donnerwetter ja, so ist es in der Tat, wie du es hinstellst! Wir haben es ja auch immer so gemeint, man traut sich nur nicht, die guten Leute mit solchen Selbstverständlichkeiten vor den Kopf zu stoßen. Man hat eben Rücksichten zu nehmen. Man ist nicht frei — Gott sei's geklagt! Aber es tut wohl, wenn einer daherkommt und frisch von der Leber weg redet, daß dem Spießer bange wird, dem Pfaffen die Zornader schwillt und die gute Tante in Ohnmacht fällt." Ich hatte auch so eine Tante, die über meine Schriften in Ohnmacht fiel

— und es war noch dazu meine einzige Erbtante. Sie hat mich auch prompt enterbt, dieweil ich vom „rechten Glauben" abgefallen war. Von der sicheren Höhe meiner gegenwärtigen Menschenkenntnis aus sehe ich nun wohl, daß Leute meiner Art nicht verlangen können, von der Masse auf den Schild gehoben und im Triumph aufs Kapitol getragen zu werden. Viel leichter kann man die Gunst der Masse gewinnen, wenn man den radikalsten Umsturz predigt oder irgendeinen Parteigrundsatz auf die Spitze treibt, als wenn man außerhalb aller Parteien steht. Der gutartige Durchschnittsmensch verlangt eben, daß in bezug auf die allgemeine Weltanschauung und die Stellung zu den Tagesfragen alles gehe, „wie es sich gehört". Bist du also beispielsweise adlig von Geburt, so gehört es sich, daß du zur Partei der Junker hältst, die Kreuzzeitung liest, Sonntags in die Kirche gehst, einen guten Wein zu schätzen weißt und dir die Leute mit der schwieligen Faust und dem Schweißgeruch der Arbeit nicht zu nahe kommen lässest. Bist du als Arbeiterkind auf die Welt gekommen, so mußt du selbstverständlich ein strammer Sozi werden, auf Junker und Pfaffen und Kapitalisten schimpfen und dabei der Auswucherung des Volkes durch das internationale Leihkapital willig Vorschub leisten usw. Behauptet aber jemand, ein ernster Mensch zu sein, der doch gerne lustige Schwänklein nicht nur erzählt, sondern zuweilen, sogar vor Zeugen, ungeniert seinen Purzelbaum schlägt, oder ein freier Denker, der dabei doch das historisch Gewordene gegen törichte Neuerungssucht verteidigt, oder ein frommes Kind Gottes, das dabei aber doch von allem Kirchen- und Pfaffentum nichts wissen will, so ist er eben ein ungereimtes Menschenkind, das nirgend hingehört und folglich auch gerechterweise aus der Gemeinschaft aller Würdebonzen und zuverlässigen Staatsbürger ebenso ausgeschlossen wird wie aus derjenigen der berufsmäßigen Krakeeler und verträumten Weltverbesserer. Das war mein Fall. An meiner lieben

Familie, an meinen werten Standes- und Zunftgenossen mußte ich's erleben. Ich habe aufgehört, mich darüber zu wundern.

Das Jahr 1910 brachte mir eine Einladung zu einer Vortragsreise durch die Universitäten der Vereinigten Staaten. Die Gelegenheit, Nordamerika kennenzulernen, ergriff ich mit Freuden, knüpfte aber die Bedingung daran, daß ich meine Frau mitnehmen dürfe. Der junge Professor Rudolf Tombo, der mir die Einladung in Darmstadt überbrachte, gefiel mir in seinem frischen, gänzlich unpedantischen Wesen so gut, daß ich mir von der Amerikafahrt nicht nur eine ergötzliche Abwechslung, sondern auch einen beträchtlichen Gewinn versprach — denn es tut einem, der ein Weltweiser sein will, schließlich doch nicht gut, das allgemein Menschliche nur vom Standpunkt der deutschen Menschlichkeit aus zu beurteilen. Ich glaube aber, daß mich im heimlichsten Grunde meines Herzens am nachdrücklichsten die Aussicht, einmal mehrere Monate hintereinander mit meiner geliebten Gattin zusammen zu sein, über den Ozean zog. Um sie gleichfalls in den Vortragszyklus hineinzuschmuggeln, hatte ich auf mein Programm gesetzt: „Entwicklungsgeschichte des deutschen Volksliedes, durch Lieder zur Laute erläutert". Unabhängig davon versuchte meine Frau auch eigne Konzertabende für sich durch Agenten zusammenzubringen, was aber erst gelang, als wir schon etliche Zeit drüben waren. Zu Schiff waren wir Ehrengäste der „Hapag" und führten infolgedessen an Bord des prächtigen Postdampfers „Blücher" ein Götterleben. Die Ozeanfahrt war, besonders für mich, der ich gegen die Seekrankheit so gut wie gefeit bin, ein ganz ungetrübtes köstliches Erlebnis, obwohl wir an einem äußerst ungemütlichen Novembertage in See stachen und auf der ganzen Fahrt durch die Nordsee und den Kanal einen bösen Sturm zu bestehen hatten.

Ich brauche wohl an dieser Stelle über die amerikanischen Eindrücke mich nicht weiter auszulassen, da ich sie in einem eignen Buche, „Der Dichter in Dollarica", niedergelegt habe. Dies Buch, obwohl es einen freundlich humoristischen Ton auch da festhält, wo ich von amerikanischen Verhältnissen nicht gerade begeistert sein konnte, erregte den hellen Zorn der dortigen Deutschen. Die deutschamerikanische Presse beschimpfte mich in allen Tonarten, und einige besonders temperamentvolle „Editters" und Verfasser von „Eingesandts" bedrohten mich geradezu mit Schießeisen und Gummiknüppeln, falls ich es jemals wieder wagen sollte, den Pier von Hoboken zu betreten.

Wodurch aber hatte ich mir diesen lichten Zorn der überseeischen Landsleute zugezogen? Wiederum durch meine berüchtigte Neigung, in die Augen springende Wahrheiten geradeheraus zu sagen. Ich habe auch keinerlei Ursache, ungeachtet der Belehrungen, die ich von alten Amerikanern empfing, und trotz allen wilden Drohungen, ein Wort zurückzunehmen von dem, was ich in meinem Buche gesagt habe. Das Verhalten der Yankees sowohl wie der Bindestrichamerikaner im Weltkriege hat vielmehr meine Behauptungen bestätigt. Es gibt wirklich keine amerikanische Rasse, sondern alles, was da drüben haust, ist Engländer, Franzose, Deutscher, Italiener, Grieche, Slowake und Jude geblieben — nur daß selbstverständlich die besonderen Bedingungen des amerikanischen Lebens in manchen Äußerlichkeiten, wie in den Manieren, und auch wohl in der allgemeinen Weltanschauung ausgleichend eingewirkt haben. Wäre diese Tatsache bei uns in Deutschland allgemein bekannt gewesen, so hätten sich nicht so betrüblich viele Deutsche gefunden, die den Präsidenten Wilson für einen ehrlichen Demokraten und biederen Burschen hielten. In Wahrheit war dieser Wilson ein ebenso ausgepichter Engländer, wie nur irgendeiner auf seiner kleinen Insel sitzt oder in Indien die britische Handelsmacht verkörpert oder in Ka-

nada seinen Weizen baut — folglich verstand er sich auf die moralische Heuchelei genau so gut wie jeder andre Großbrite. Und unsre lieben Deutschen drüben verstehen ebenso wenig zusammenzuhalten und mit Hintansetzung ihrer individuellen Stammesbesonderheiten die allgemeinen Belänge des Deutschtums zu vertreten, wie sie das im alten Vaterlande vermögen. Wir waren noch keine achtundvierzig Stunden in Neuyork, als uns diese trostlose Tatsache bereits zum Bewußtsein kam. Die Begrüßungsfeier hatte nämlich ein großer Gesangverein übernommen, der uns bereits in Deutschland durch eins seiner dort reisenden Mitglieder für sich einfing. Schon am Morgen nach diesem nicht gerade glücklich verlaufenen Festbankett bekamen wir es zu hören, daß wir einen schweren Fehler begangen hätten, indem wir uns von diesem Verein, nennen wir ihn „Euterpe", hätten feiern lassen; wenn wir unsern Einzug unter den Auspizien der „Polyhymnia" gehalten hätten, so würden wir einen weitaus besseren Start gehabt haben. Und so ging es uns überall in sämtlichen Staaten der Union, durch die uns der vorgeschriebene Reiseweg führte. Waren wir irgendwo bei den Pfälzern zu Gast, so schnitt uns der plattdeutsche Verein, und veranstaltete der Kegelklub einen Vortragsabend für uns, so konnten wir sicher sein, daß der Skatklub des selbigen Ortes unser Angebot, auch bei ihm aufzutreten, verächtlich von sich wies. Einzeln genommen waren wohl alle die lieben Landsleute, mit denen wir drüben zusammengekommen, prächtige Menschen, in ihrer Eigenschaft als Vereinsbrüder und Parteigenossen jedoch ungenießbar. Also — ganz wie bei uns!

Da ich meine Vorträge meistens in deutscher Sprache hielt, so wurden sie von Englischamerikanern verhältnismäßig wenig besucht. Im allgemeinen empfing ich den Eindruck, daß an den amerikanischen Universitäten wohl fleißig gearbeitet werde, aber nur im Hinblick auf den praktischen Zweck, daß dagegen der deutsche ideale Be-

griff von Wissenschaft den Studenten wie den Hochschullehrern schier unbekannt sei. Es ist mir niemals gelungen, mit amerikanischen Studenten, sofern sie Yankees waren, ein Gespräch über Fragen der Weltanschauung zu führen. Die englische Sprache besitzt ja überhaupt kein Wort für „Weltanschauung", und der Geist der englischen Jugend fühlt scheinbar nicht das geringste Bedürfnis, sich mit der Metaphysik auseinanderzusetzen. Für des Yankees religiöses Bedürfnis, das gewißlich oft stark vorhanden ist, sorgt die kirchliche Sekte, der er angehört, und im übrigen fühlt er sich so sicher geborgen durch seinen Nationalstolz, das Rasse- und das besondere Standesbewußtsein, in das er hineingeboren ist, daß er sich seinen hellen Kopf nicht durch unfruchtbares Spintisieren zerbrechen mag. Deutsche Philosophie- und Philologieprofessoren hält er sich wie seltsame Tiere. Er staunt sie an, ohne ihr Tun begreifen zu können. So sind eigentlich sämtliche amerikanischen Universitäten nach unserm Begriff nur technische Hochschulen mit etlichen Luxus- und Renommierlehrstühlen für allgemeine wissenschaftliche Spekulationen. Ganz prächtig ist der Fleiß, die jugendlich vernünftige Lebensführung, die die körperliche wie die geistige Frische erhält, die Freude am Studium erhöht und eine schöne Harmonie zwischen Geist und Körper gewährleistet. Und die Mädel tun es drüben den jungen Männern in allen Stücken gleich, ohne an Weiblichkeit einzubüßen. Ich finde überhaupt, daß wir hinsichtlich der Erziehung, auf die wir uns mit Unrecht gar so viel einbilden, von den Amerikanern lernen können, besonders was die Erziehung zum Nationalbewußtsein, zum praktischen Denken und selbständigen Handeln betrifft.

Für Literatur hat drüben, außer den Leuten, die sich als Kritiker oder Bibliothekare und dergleichen damit befassen, nur ein ganz kleines Häuflein müßiger Menschen etwas übrig. Und nur wenige, glaube ich, vermögen einen Unterschied zu machen zwischen dem Dichter und dem

gewerbsmäßigen Hersteller von Büchern. Die Bedeutung der Schriftsteller schätzt die Allgemeinheit nach ihren Einkünften ab. Es ist eine stehende Frage, wenn von Literatur gesprochen wird: Wieviel „macht" der Mann jährlich mit seinen Werken? Geradeso wie die Fremdenführer niemals unterlassen, wenn sie einen auf ein besonders prunkvolles Privathaus hinweisen, festzustellen, daß der Besitzer soundso viel Dollars „wert" sei. Ich kam mir infolgedessen mit meinen Vorträgen über deutsches Theater und über die Entwicklung unsrer Literatur in den letzten Jahrzehnten ziemlich überflüssig vor. Ich werde wohl nur ganz wenigen deutschblütigen Studenten etwas Belangvolles damit gegeben haben. Die Hauptsache für den überwiegenden Teil meiner Hörerschaft waren ohne Zweifel die solchen Vorträgen meist folgenden großen Receptions (Empfangsabende) in den Gesellschaftsräumen der Universitäten, wo nicht nur die Studenten, sondern auch die ganze gebildete Bürgerschaft der Stadt zusammenströmt, um dem fremden Ehrengaste vorgestellt zu werden und den üblichen Händedruck mit ihm zu wechseln. Ganz sicher aber nehmen alle richtigen Amerikaner die Bankettreden eines solchen notorious foreigner viel wichtiger als seine wissenschaftlichen Vorträge. Der Amerikaner hat eine wahre Leidenschaft für Tischreden und auch ein großes Talent dafür. Der gewandte und witzige Stegreifredner zumal hat drüben überall gewonnen Spiel und erobert sich im Sturm die Herzen. Da es mir nicht gegeben ist, bei solchen Gelegenheiten klingende Gemeinplätze aus dem Ärmel zu schütteln und sich meine Beredsamkeit nur bei besonders glücklichen Stimmungen oder Gegenständen gegenüber einstellt, die mir besonders am Herzen liegen, so werde ich drüben wohl keine gute Figur gespielt haben.

Zu den wertvollsten Bekanntschaften, die ich in den Staaten machen durfte, zähle ich die des ehrwürdigen Professors Andrew D. White, der vormals Gesandter in Berlin und Petersburg war. Wir genossen zwei Tage

warmherziger Gastfreundschaft in seinem vornehmen schönen Heim zu Ithaka. Auch für die Einführung in den Neuyorker Centuryklub durch einen befreundeten Yankee war ich sehr dankbar. In diesen Eliteklub werden nämlich nur Männer aufgenommen, die sich durch hervorragende Leistungen um das Land verdient gemacht haben. Geld und soziale Stellung spielen keine Rolle, nur der Geist und die durch die Tat bewiesene führende Persönlichkeit. Man befindet sich also dort in der allerbesten Gesellschaft und verläßt sie mit einer erfreulichen Stärkung der Gewißheit, daß auch in den demokratischsten Ländern der Welt die Aristokratie des Geistes sich auf den ersten Blick kenntlich macht und die wahre Herrschaft stillschweigend ausübt.

Obwohl ich so viel Erfreuliches und Belehrsames drüben gesehen und erfahren habe, muß ich doch sagen, daß ein rechter Deutscher mit seiner angeborenen, wenn auch noch so heimlich versteckten Romantik sich in jenem geschichtslosen Lande unmöglich heimisch fühlen kann. Dem herrlichsten Landschaftsbilde fehlt die historische Staffage, und die Menschen sind in ihrer Erscheinung wie in ihren Lebensäußerungen so gleichartig, daß sie dem deutschen Individualisten nach einiger Zeit geradezu auf die Nerven gehen.

Ich kann das Thema Amerika nicht verlassen, ohne eines komischen Zwischenfalles Erwähnung zu tun: ich hatte mir bei einem Neuyorker Vortrag erlaubt, über den Kunstdilettantismus unsers Kaisers eine spöttische Bemerkung zu machen und ihn den „Generaldilettanten von Deutschland" zu nennen. Darauf wurde mir zu verstehen gegeben, daß ich dergleichen Ausfälle über die in den Vereinigten Staaten allgemein bewunderte Persönlichkeit Wilhelms II. doch ja unterlassen möge, widrigenfalls ich für sämtliche amerikanische Universitäten als Redner unmöglich sei. Und vier Jahre später traten dieselben Amerikaner in den Weltkrieg ein, weil sie sich im Namen der

alleinseligmachenden Demokratie der Weltliga wider Imperialismus und Militarismus anzuschließen verpflichtet fühlten, als welche in der Person desselben Wilhelm II. ihrer Meinung nach die gefährlichste Verkörperung fanden!

Im März 1911 kehrte ich allein nach Darmstadt zurück. Ich muß gestehen, daß mir bei dem Besuch eines großen Berliner Cafés am Sonntag ein Grauen vor der Häßlichkeit der deutschen Menschheit ankam. Die beklagenswerte Gleichgültigkeit gegen die Rasse prägt sich beim deutschen Massenmenschen in Gesicht und Gestalt mit fürchterlicher Deutlichkeit aus. Wo in der ganzen Welt gibt es so viel Schmerbäuche, Kahlköpfe, Krummbeine und verdorbene Gesichter wie bei uns! Drüben in der großen Völkerablagerungsstätte der Vereinigten Staaten erfahren im allgemeinen der Nationalstolz und das Rassebewußtsein eine gesunde Stärkung. Der Angelsachse und Ire insonderheit, aber auch der Italiener und Slawe denken nicht daran, sich mit andern Rassen zu vermischen, wenigstens nicht mit den für minderwertig erachteten; der Deutsche aber kann seinen unseligen Hang, das Fremdartige für das Feinere zu halten und seine perverse Geschlechtsvorliebe für das fremde Blut, die sogar vor der fremden Farbe nicht zurückschrickt, nun einmal nicht überwinden. Die besseren Deutschen drüben haben allerdings diese Neigung zu bekämpfen gelernt; aber im Vaterlande selbst scheint das Gefühl der rassischen Verantwortlichkeit nur noch in wenigen, bereits seit langem hochgezüchteten Geschlechtern lebendig zu sein. Ein gut Teil der allgemeinen Abneigung gegen den deutschen Massenmenschen mag auf diese traurige Eigenschaft zurückzuführen sein.

Meine Frau war noch einige Monate drüben geblieben, um den Versuch zu machen, ihren Sondererfolg als Lautensängerin gewinnbringend auszunützen. Sie kam erst im Mai wieder herüber — keineswegs mit Schätzen beladen; denn ihre Kunst war, wie ich von vornherein vermutet hatte, viel zu zart für den robusten amerikani-

schen Geschmack. Die gewagtesten Reklametricks waren nicht imstande gewesen, sie zu einem Star emporzu„boomen".

Ich harrte ihrer in meiner Darmstädter Einsamkeit mit fieberhafter Ungeduld; und als sie mir von Hamburg aus telegraphierte, sie gedenke noch vierzehn Tage nach Berlin zu gehen, um einer kranken Freundin Gesellschaft zu leisten, da erlitt ich meinen ersten Nervenchok. Ich hatte mich all die Jahre über in der beseligenden Illusion gewiegt, die denkbar glücklichste Ehe zu führen. Diese Frau hatte es meisterhaft verstanden, auch in den schwersten Zeiten, in denen Sorgen mich zu Boden drückten und mein Stolz furchtbar unter den Demütigungen des erzwungenen Wanderlebens als Brettldirektor litt, meinen Lebensmut und sogar meinen Humor aufrechtzuerhalten. Ihre Begabungen waren den meinigen so ähnlich, ihr Denken und Fühlen schien so in dem meinigen aufzugehen, daß wir uns gegenseitig unsre Gedanken von den Stirnen lesen konnten und eigentlich auf jede Frage die Antwort sicher vorauswußten. Es schien mir ganz ausgeschlossen, daß diese schöne Harmonie jemals getrübt oder daß jemals solche Ehe von einem von uns als Fessel empfunden werden könne. Der große Altersunterschied von dreiundzwanzig Jahren hatte mich allerdings darauf gefaßt gemacht, daß einmal eine Zeit kommen könne, wo ihre Sinnlichkeit starken Versuchungen gegenüber vielleicht nicht mehr standhalten würde; aber darüber wäre ich hinweggekommen, in dem Bewußtsein, daß eine seelische Untreue unter allen Umständen ausgeschlossen sei. Ich konnte es einfach nicht fassen, daß sie sich meiner brennenden Sehnsucht gegenüber so gleichgültig zeigte, und dieser erste Zweifel an der Unzerstörbarkeit unsers Eheglückes warf mich einfach um. Als sie dann wieder bei mir war und wieder den ganzen Zauber ihrer Drolerie, ihres neckischen Übermuts und ihrer feinen Klugheit entfaltete, erholte ich mich langsam. Wir flüchteten aus der Höllenglut jenes schrecklichen Sommers von 1911 nach Cresta in Grau-

bünden, nahe an der Quelle des Vorderrheins, zweitausend Meter hoch. Und dort gewann ich bald die Herrschaft über meine Nerven wieder und begrub lächelnd meine trüben Ahnungen. Mein Glück erfuhr sogar noch eine langersehnte Erhöhung dadurch, daß meine Frau zwei reiche Freunde dazu vermochte, ihr eine Summe zum Kauf eines bescheidenen, aber überaus gemütlichen Hauses nebst Gärtchen am Herdweg in Darmstadt vorzustrecken. Da wir das Haus im Rohbau erworben hatten, konnten wir die innere Ausstattung ganz nach unserm Geschmack einrichten und uns so ein bei aller Einfachheit künstlerisch vornehmes Heim schaffen.

In dieser neuen schönen Heimstatt glückte mir die Dramatisierung der einst von mir herausgegebenen „Lebensbeschreibung des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen" unter dem Titel „Eine fürstliche Maulschelle". Es wurde ein anschauliches Bild der verworrenen Zustände im Deutschland der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts daraus, und die Gestalt des tollen Pump- und Saufgenies Herzog Heinrich, des letzten Piasten von Liegnitz, darf sich unter den besten historischen Gestalten, die die deutsche Bühnendichtung geschaffen hat, mit Ehren sehen lassen. Nur in der Erfindung der romantischen Fabel war ich nicht sonderlich glücklich gewesen, und das lustige Beiwerk überwucherte allzusehr die magere Handlung. Dieser Umstand und noch mehr vielleicht die Abneigung der Schauspieler gegen das Erlernen einer historisch getreuen altertümlichen Sprache mit ihrer ungewohnten Satzbildung und den vielen uns fremd gewordenen Worten und Wendungen mag daran schuld sein, daß das eigenartige Stück, obwohl es in Breslau und Darmstadt guten Erfolg hatte, nicht über die Bühnen ging.

Ein noch herberes Schicksal erfuhr meine nächste dramatische Dichtung, „Ein unverstandener Mann", in der ich meinen ganzen Grimm gegen das faule, auf-

geblasene Ästhetentum zu einer blutigen Satire gestaltete. Ich bin heute noch der Meinung, daß ich mit dieser Satire ins Schwarze getroffen und dramaturgisch einen einwandfreien, fest und knapp gefügten Bau geschaffen habe. Aber das Werk wurde bei der Uraufführung im Residenztheater in Wiesbaden wütend ausgepfiffen. Und an Max Reinhardts Kammerspielen in Berlin erging es ihm, der vortrefflichen Darstellung zum Trotz, nicht viel besser. Damit war die Bühnenlaufbahn dem Stücke natürlich abgeschnitten. Begreiflich ist diese Ablehnung allerdings; denn kein normaler Theaterbesucher mag einen widerlichen Schwächling und verlogenen Prahlhans als Hauptfigur auf der Bühne dulden. Außerdem ist der moderne Typus des sittlich haltlosen, lächerlich aufgeblähten und dabei künstlerisch impotenten Literaten schließlich doch nur in dem engeren Kreise der Zunftgenossen allgemein bekannt, und diese Zunftgenossen fühlen sich selbstverständlich verpflichtet, jede Satire entrüstet zurückzuweisen, durch die sie sich selbst getroffen fühlen könnten. Es lohnt sich auch heute noch, diesen „Unverstandenen Mann" zu lesen, denn das angeblich deutsche Theater von heute wird sich um so weniger veranlaßt fühlen, ihn wieder auf die Bretter zu bringen, als jenes von mir gegeißelte literarische Gigerltum nicht einmal durch den Weltkrieg erwürgt werden konnte, sondern in der Fieberatmosphäre des Revolutionssumpfes nur noch geiler ins Kraut geschossen ist.

Schließlich verschwendete ich auch noch viel Zeit an einen utopistischen Roman, der nach einem angenommenen Weltuntergang im Jahre 1935 spielte und den Sieg der aristokratischen Idee in der neuen Menschheit verherrlichen sollte. Bis zur Hälfte etwa gedieh mir das Unternehmen, bevor ich erkannte, daß ich meine Karre im Sande verfahren habe.

Um so besser glückte mir dagegen der zweite Teil meines dramatischen Zyklus „Der Weg des Kreuzes"

in dem Trauerspiel „König Karl". Ich versuchte darin nachzuweisen, wie der große Karl, der Sachsenschlächter, durch seine gewaltsame Verchristlichung Nordeuropas und sein Paktieren mit Rom den Grund gelegt habe zu allem Unheil, das in späteren Jahrhunderten über Deutschland hereingebrochen ist. Doch ist es keineswegs diese widerchristliche Tendenz allein, die dem Werke seine dramatische Wucht verleiht, sondern viel mehr das menschliche Schicksal des gewaltigen Herrschers und der Zusammenprall verschiedengearteter hochsinniger und leidenschaftlicher Naturen. Ich habe selbstverständlich, wie alle deutschen Dichter, die sich durch epische oder lyrische Werke zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen haben, von der Kritik immer wieder die Versicherung erhalten, daß ich zum Dramatiker verdorben sei. Dem „König Karl" gegenüber wird kein einsichtiger und gerechter Beurteiler eine solche Behauptung aufrechterhalten können. Ebensowenig wie gegenüber der „Maibraut" und meinen vielgespielten Lustspielen und Tragikomödien aus früheren Schaffensperioden. Aber das Rubrizieren und Klassifizieren liegt nun einmal dem deutschen kritischen Bewußtsein im Blute, und außerdem ist es so herrlich bequem! Ich vollendete diese Versdichtung gleich der „Maibraut" in einem Zuge und in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit in sommerlicher Zurückgezogenheit auf der Besitzung meines lieben Freundes August Theodor Simon zu Bad Kreuznach.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht vergessen zu erwähnen, daß ich erst nach meiner Übersiedlung nach Darmstadt in Fühlung mit der mir bisher gänzlich unbekannten Welt der großen Handelshäuser und Industriekapitäne geriet. In dem gastlichen Hause der altbekannten Weingroßhandlung von Johann Baptist Sturm in Rüdesheim wurde gute Hausmusik gepflegt, und ich habe mich dort des öfteren auf der Geige oder der Bratsche in Quartetten oder Quintetten ausgetobt. Der alte Kommerzienrat Kupferberg strich den Kontrabaß wacker beim

Streichquintett, und zuweilen wirkten auch hervorragende Berufskünstler mit. Die Anregung zu meinem lustigen Roman „Die Großherzogin a. D.", der in der bekannten Rüdesheimer Brömserburg spielt, empfing ich auch von J. B. Sturm. Mit der alten Patrizierfamilie Simon, den Lederkönigen von Kirn a. d. Nahe, wurde ich zuerst durch meinen lieben Freund, den Musikanten Hans Hermann, bekannt, der eine Tochter dieses alten Hauses als Gattin heimgeführt hatte. Und später gedieh dann, vornehmlich durch den großen Eindruck, den die Maibrautaufführung auf die Kreuznacher Simons machte, diese Bekanntschaft zu einer innigen Freundschaft. Das Mäzenatentum, das der warmherzige und vielseitig gebildete Herr des Hauses Breidablick ausübte, hatte nichts Protzenhaftes an sich. In diesem Hause dachte man nicht daran, berühmten Namen nachzulaufen, um mit ihnen in großer Gesellschaft zu prunken, sondern man freute sich schlicht und innig daran, einigen ganz wenigen Künstlern, denen man menschlich nähergetreten war, ihre Sorgen erleichtern zu können, durch Erteilung von schönen würdigen Aufträgen oder durch ganz unauffällige Beseitigung wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Als Ausdruck meines Dankes für so manche köstliche Rheinfahrt in Gesellschaft fröhlicher Jugend, so manche glänzende Kostümfeste in Breidablick und vor allem für das fördernde Verständnis meiner dichterischen Pläne und die durch Rat und Tat bewiesene menschliche Teilnahme an meinem harten Lose widmete ich meinem Freunde August Simon meinen lustigen Musikantenroman „Peter Karn", der die wirklichen Lebensschicksale seines Verwandten Hans Hermann in eine frei erfundene Handlung verflicht. Das Buch war als Seitenstück zu meinem „Kraft-Mayr" gedacht. Aber da sein Erscheinen ungefähr mit dem Kriegsbeginn zusammenfiel, so konnte es die äußere Wirkung jenes meines größten Romanschlagers nicht wohl erreichen. Es setzt eine zu friedlich heitere

Stimmung beim Leser voraus. Wohl hat es viele dankbare Freunde gefunden, doch der Öffentlichkeit blieb es vorenthalten, weil es von der hereinbrechenden Sturmflut der Kriegsliteratur überschwemmt wurde.

Gleichfalls in dem schönen, durch vornehme Geselligkeit reizvollen Hause eines Großindustriellen, des Mannheimer Mitgliedes der Eisendynastie Röchling, machte ich eine der merkwürdigsten Bekanntschaften meines Lebens, die des Prinzen Bojedar Karageorgewitsch. Der Prinz war nämlich der französische Übersetzer meines „Dritten Geschlechts" und durch seine eigenartigen, höchst geschmackvollen Goldschmiedarbeiten mit Röchlings bekannt geworden. Ich lernte diesen Vetter des serbischen Königs dort nur als unterhaltsamen Erzähler, weitgereisten, trefflich geschulten Beobachter von Menschen und Dingen, Goldschmied und Sänger zur Laute in allen erdenklichen Sprachen kennen. Ein ähnliches Sprachgenie ist mir wohl kaum wieder begegnet. Prinz Bojedar beherrschte sämtliche romanischen Sprachen vollkommen, aber auch die deutsche so gut, daß er sogar sofort die Eigenart der Mundarten erfaßte, wenn er sich nur kurze Zeit in einem Gau aufhielt. Selbstverständlich konnte er auch Englisch und mehrere slawische Sprachen. Er selber sagte von sich, daß er eigentlich nur seine Muttersprache unvollkommen beherrsche, denn nur in Serbien höre man ihm den Ausländer an. Erst später, als ich ihn 1912 in Paris besuchte, erfuhr ich seine ganze abenteuerliche Geschichte. Seine Mutter, aus einem österreichisch-slawischen Fürstengeschlechte, besaß noch ein kleines „Palais" im Bois de Boulogne; aber das Vermögen war durch die Finger des Vaters und älteren Bruders über die Spieltische der eleganten Weltkurorte verrollt, und von seiten der Karageorgewitsch war überhaupt nie ein Dinar vorhanden gewesen. Das sogenannte Palais, oder vielmehr „Hotel", wie der Franzose sagt, war auch nur ein sehr bescheidenes Villetchen; aber es barg in

seiner weiten dunklen Diele in Gestalt uralter Gobelins und in seinen wenigen übrigen Räumlichkeiten in Gestalt etlicher Porträte und Bilder berühmter alter Meister immerhin noch kostbare Schätze. Die alte Prinzessin war aber so arm, daß sie sich keine Dienstboten halten und das gänzlich in die Brüche gegangene Hausgerät, Tischgeschirr usw. nicht wieder ergänzen konnte. Wenn zu ihrem Empfangstage die Marquisen und Komtessen vorfuhren, so vermochte sie diese vornehmen Gäste nur mit Tee in gemeinen Wassergläsern und ganz dünnen Schnittchen Butterbrot zu bewirten. Die Löffel zum Umrühren mußte man sich gegenseitig ausleihen, weil nur fünf Stück vorhanden waren. Dessenungeachtet blieb die vornehme alte Dame respektiert, wie wenn sie noch in Glanz und Üppigkeit thronte. Sie klagte niemals über ihre Armut; aber den Verkauf ihres Hotels und ihrer alten Familienkostbarkeiten hätte sie nicht überlebt. Sie war sich selbst einfach undenkbar in einer ihren kümmerlichen Verhältnissen angemessenen Mietwohnung. Das wußte Prinz Bojedar und handelte danach. Die diplomatische Laufbahn war ihm durch seine Armut verschlossen, die militärische reizte ihn nicht, und als Gelehrter hätte er nicht genug verdient. So münzte er denn mit Anspannung aller seiner Kräfte seine vielfachen Talente aus, indem er tagsüber unter einem angenommenen bürgerlichen Namen als Goldschmied in dem Atelier einer großen Firma der Rue du Temple arbeitete und die Nacht zur Anfertigung von Übersetzungen aus allen erdenklichen Sprachen, Zeitungsaufsätzen und wissenschaftlichen Abhandlungen verwendete. Selbstverständlich brachte ihn diese wahnsinnige Überarbeitung fürchterlich herunter. Er war zum Skelett abgemagert und so nervös, daß seine Glieder flogen. Gerade in jenen Tagen, da ich in Paris war, sollte die serbische Skuptschina über einen Antrag zur Gewährung einer auskömmlichen Apanage für die Königsfamilie entscheiden. Am letzten Tage meines Pariser Aufenthalts hatte ich

den Prinzen zu mir in mein Hôtel Malesherbes zum Diner geladen. Kurz vor der festgesetzten Abendstunde erschien atemlos und in Tränen aufgelöst die alte Gesellschafterin der Prinzessinmutter (eine frühere Angestellte des väterlichen Hauses, die ihr in aufopfernder Treue in Armut und Einsamkeit gefolgt war) und brachte mir das soeben eingetroffene Telegramm aus Belgrad, wodurch die Fürstin davon benachrichtigt wurde, daß die Skuptschina für sie eine Apanage von 36 000 Fr. bewilligt habe. Ich möchte es doch übernehmen, dem Prinzen die freudige Botschaft vorsichtig beizubringen. Das tat ich denn auch; und der Skelettmann fiel mir um den Hals und brach in fassungsloses Schluchzen aus. Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, seufzte er tief auf: „Gott sei Dank! Jetzt werde ich endlich wieder einmal schlafen dürfen. Ich habe es so dringend nötig." — Und vierzehn Tage später war er tot — das einzige geistig bedeutende und menschlich wertvolle Mitglied der Familie des schwarzen Georg. Ich habe sein Schicksal dann später in eine kleine Novelle verwoben, „Die heilige Maske" betitelt und in dem Ullsteinbande „Das Mädchen mit den Schwänen" enthalten.

Das Jahr 1912 brachte in das sonst so schöne friedliche Gleichmaß meines Daseins eine recht unliebsame Störung dadurch, daß mein Körper von der gräßlichen Plage des Ekzems heimgesucht wurde — vermutlich damit ich nicht übermütig werden und meine lieben Rechtsanwälte und Gerichtsvollzieher nicht zu sehr vermissen sollte. Mein alter Hauptverleger, Theodor Fontanes Sohn Friedrich, hatte mir nämlich den Freundschaftsdienst erwiesen, meine ganze Schuldenangelegenheit für mich derart abzuwickeln, daß er alle meine Außenstände an Honoraren und Tantiemen einkassierte und davon meine Gläubiger pro rata ihrer Forderungen allmählich befriedigte. Die ewigen Prozeß-

androhungen, Zahlungsbefehle, Pfändungen und Ladungen zum Offenbarungseid hatten meine Nerven allmählich derart heruntergebracht, daß mir Arbeitslust und Arbeitsfreudigkeit vergällt und bedenklich in Frage gestellt wurden. Sooft meine Post Briefe enthielt mit dem Aufdruck einer Anwaltsfirma, geriet ich in so hochgradige Aufregung, daß der ganze Verdauungsapparat für mindestens vierundzwanzig Stunden in Unordnung kam. Das hatte wieder die schmerzhaftesten Rückwirkungen auf alle loci minoris resistentiae meines geplagten Leichnams zur Folge, also daß ich aus dem Elend gar nicht mehr herauskam. Ich habe von jener Zeit her das Entsetzen vor der ganzen Juristerei beibehalten. Meine Erfahrungen mit Gerichten zwangen mir die Überzeugung auf, daß das ganze verfluchte römische Recht zusamt dem daraus abgeleiteten bürgerlichen deutschen Gesetzbuch nur den Zweck habe, den gewissenlosen Schuften Waffen gegen die anständigen Menschen in die Hand zu geben. Und von dem Stande der Rechtsanwälte bekam ich die Privatmeinung, daß sie alle zusammen hämische, schadenfrohe Gesellen seien, die ihre größte Freude daran hätten, harmlose, friedfertige Mitmenschen bis aufs Blut zu peinigen, und ihren größten Stolz darein setzen, der ungerechten Sache wider das klare Recht der ehrlichen heiligen Einfalt zum Siege zu verhelfen. Ich habe eine ganze Reihe von Rechtsanwälten im persönlichen Verkehr als geistvolle, witzige Köpfe und auch als untadelige Ehrenmänner kennengelernt. Aber auch bei denen war mir ihr Verhalten in amtlicher Eigenschaft oft unbegreiflich. Die besondere Art des juristischen Denkens ist mir ebenso verschlossen wie die des mathematischen Denkens. Ich weiß wohl, daß ich zu solch herbem Vorurteil nur deshalb gelangen mußte, weil zwischen meiner blaublütigen und blauäugigen Einfalt und der witzigen Gerissenheit, die im Überlisten des Gesetzes ihr Vergnügen findet, ein Abgrund klafft; aber so ganz Vorurteil ist meine eingefleischte Abneigung doch

nicht — würde sonst die jüdische Intelligenz sich mit solcher Vorliebe auf den Anwaltsberuf stürzen? Ich habe auch gut germanische Anwälte kennengelernt mit wirklich reinlichem Rechtsempfinden. Feine Köpfe, glänzende Redner — aber die waren auch dafür berühmt, daß sie alle ihre Prozesse verloren!

Ich wäre also, wie gesagt, nachdem ich mich durch die Freundschaftstat meines lieben Fontane von der Zudringlichkeit meiner Todfeinde befreit sah, aufs Eis tanzen gegangen wie der Esel, der sich an Disteln einen saftigen Übermut angefressen hat, wenn mich nicht der Herrgott durch die Skorpionsplage des Ekzems beim Ohrläppchen gefaßt hätte. Beim Ohrläppchen blieb es freilich nicht. Die gräßliche Plage verbreitete sich über den ganzen Körper, bis ich schließlich im Gesicht, auf Hals und Schultern überhaupt keine Haut mehr hatte. Kein Arzt konnte mir helfen. Da ich nun für Ende Hornungs 1913 einen Vertrag abgeschlossen hatte, der mich mit meiner Frau zu einer Vortragsreise durch Rußland verpflichtete, so begab ich mich bald nach Neujahr in die Klinik eines berühmten Frankfurter Spezialisten, in der Hoffnung, durch diesen Wundermann wenigstens reisefähig gemacht zu werden. Ich wurde angestrichen wie ein Preußischer Grenzpfahl, oben schwarz mit Teer, unten weiß mit Zink. Es waren qualvolle Wochen mit schlaflosen Nächten, die ich in der Klinik verbrachte; aber der Erfolg war schließlich nur der, daß wenigstens die Gesichtshaut wieder so weit hergestellt war, daß ich mich abends mit Hilfe von Puder und Schminke allenfalls vor dem Publikum sehen lassen konnte. In diesem Zustande unternahm ich mit meiner Frau die russische Reise. Bei den häufigen Nachtfahrten, die die Möglichkeit ausschlossen, den Juckreiz am ganzen Leibe durch Salbe und Puder zu dämpfen, litt ich gräßliche Qualen. Aber die Tage waren wenigstens erträglich, und die starken Eindrücke der Reise, die uns über Warschau nach Moskau und von da nach

Petersburg und durch die baltischen Provinzen führte, ließen mich einigermaßen mein körperliches Unbehagen vergessen. Ein ganz scharmanter deutscher Arzt in Petersburg, der die feine Dichterin Thekla Lingen geheiratet hatte, befreite mich endlich von meinem Leiden, indem er mir — Bierhefe zu essen gab.

Die sonnigen Tage von Moskau stehen fest in meiner Erinnerung eingegraben. Zwanzig Grad Kälte bei lachend blauem Himmel. Der byzantinische Prunk und die asiatische Seltsamkeit des Kremls, die barbarische Knallbuntheit der Kuppel- und Zwiebeltürme unzähliger Gotteshäuser, die Große Oper, Stanislawskis Künstlertheater, die Chinesenstadt, die Tatarenkneipen, die kleinen pelzverwahrten Schlitten mit den struppigen flinken Pferdchen, die üppigen Tafelfreuden mit den köstlichen Schnäpsen — das alles zusammen bildet für mich das Erinnerungsbild Moskaus. Unser Impresario — zum erstenmal kein Jude, sondern ein guter Reichsdeutscher aus Reval — bewährte sich zugleich als landeskundiger liebenswürdiger Fremdenführer, so daß wir nicht nur als Ausbeutungsobjekt von Stadt zu Stadt gehetzt wurden, sondern auch reichlich Gelegenheit fanden, neben dem elenden Mammon geistigen Gewinn von unsrer anstrengenden Reise mitzubringen. In Petersburg frischte ich alte Bekanntschaften auf und machte auch etliche wertvolle neue. Und in den baltischen Provinzen fand ich die erfreulichste Gelegenheit, meine Vorliebe für den baltischen Adel zu bestärken. Wir genossen dort überall, in den Städten wie auch auf den Landgütern, eine Gastfreundschaft, die Herzenswärme ausstrahlte und feinstes Verständnis für die künstlerischen Gaben zeigte, die wir in unsern Vorträgen darzubieten hatten. Die deutschen Balten sind wirklich die Deutschesten der Deutschen, und ihre Barone bewähren sich nicht nur als Führer durch ihre herrenmäßig selbstsichere Haltung und ihren praktischen Verstand, sondern mehr noch durch ihren hochfliegenden

Idealismus, ihre gründliche und vielseitige Bildung. Allein unter den baltischen Baronen habe ich es mit ungetrübtem Stolze als Auszeichnung empfunden, in eine alte Kaste hineingeboren zu sein. In Riga und Libau erlebten wir die sonderbare Feier des 300jährigen Romanowjubiläums inmitten einer völlig unrussischen Bevölkerung, wobei der ganze byzantinisch-orientalische Kirchenpomp entfaltet wurde und die getreuen Untertanen des Väterchens Zar durch ein gewaltiges Aufgebot von Polizei verhindert werden mußten, Bomben auf den Festzug zu werfen, ja auch nur mit der Nasenspitze zu einem offenen Fenster oder gar einem vorspringenden Balkon hinauszuschauen. Und auf der Heimreise nahmen wir den letzten Aufenthalt in Lodz, der schaudervollsten unter den Großstädten des Ostens, die zur Strafe für ihre aufrührerische Gesinnung von den Russen gewaltsam verhindert wurde, ihre unglaublich zerfahrenen Straßen zu pflastern und auch nur die notwendigsten Gebote moderner Hygiene oder Verkehrstechnik zu befolgen. In Lodz wurde allabendlich auf den Straßen geschossen, denn sobald die Polizei sich eines Verbrechers bemächtigte, war sofort ein Pöbelhaufen zur Stelle, der die Verhafteten zu befreien suchte. Ein schriller Pfiff, und sämtliche Dworniks (Hausmeister) der Straße mußten bewaffnet den Gorowody (Schutzleuten) zu Hilfe eilen. Und als wir am letzten Tage unsers Aufenthaltes von einer reizenden Abendgesellschaft im Kreise baltischer Gymnasiallehrer durch die unbeleuchteten und ungepflasterten Straßen heimgeleitet wurden, sahen wir in der stürmischen Vorfrühlingsnacht über der Mauer des Gefängnisses drei Gehängte am Hanfseil schwingen. Das war unser letzter Eindruck von Rußland.

In den Sommer dieses selben Jahre 1913 fiel ein Ereignis, das mich heftig erschütterte. Ein boshafter Mietgaul ging gelegentlich eines Spazierrittes in großer Gesellschaft mit meiner Frau durch. Sie kam zu Fall und zog sich einen fünffachen Schädelbruch zu. Die Rettungs-

gesellschaft brachte mir die Bewußtlose blutüberströmt auf einer Bahre ins Haus. Unser vortrefflicher Hausarzt und Freund, Geheimrat Happel, konnte zwar schon nach wenigen Tagen die Lebensgefahr für beseitigt erklären, aber keine Verantwortung dafür übernehmen, daß die Schwerverletzte ohne jegliche Störung ihrer körperlichen oder geistigen Funktionen davonkommen werde. In diesen furchtbaren Tagen erfuhr ich zum erstenmal in meinem Leben, was es heißt: mit Gott ringen. Es ist wohl dasselbe, was der Gläubige Beten nennt. Ich vermochte die Vorstellung, ohne die heißgeliebte Frau weiterzuleben, gar nicht zu fassen, noch weniger eine solch fürchterliche Fügung als Willensäußerung eines gütigen Gottes hinzunehmen. Ich bäumte mich auf gegen eine solche Zumutung; denn ich war fest überzeugt von der Vernunft und Gerechtigkeit alles Weltgeschehens. Ich glaubte weder an unentrinnbare Schicksale noch an blöde Zufälle. Ich hatte auch niemals meine Missetaten wie meine leichteren Verirrungen auf andre oder auf den Zwang der Umstände abzuwälzen versucht, sondern vor mir selber freimütig die Schuld auf mich genommen, und alles, was mir Schlimmes widerfahren war, als gerechte Strafe gedeutet. Diesem entsetzlichen Unglück gegenüber war ich mir aber keiner Schuld bewußt. Wenn ich nicht gänzlich irrewerden sollte an meinem frohen Gottvertrauen, so durfte das Widersinnige, das brutal Grausame nicht eintreten, daß eine so ideale Ehe durch ein hartmäuliges Pferd zerrissen werde! Ich lag vor dem Schmerzenslager der Geliebten auf den Knien und flehte meinen Gott um ihr Leben an. — Hätte ich damals gewußt, was mir wenige Monate später enthüllt werden sollte, so hätte ich mit derselben Inbrunst gebetet, daß diese Frau aus ihrer Bewußtlosigkeit nimmer aufwachen möge. Dann hätte ihr Tod die schwere Schuld gesühnt, ich hätte ihr vergeben können und nur die lichten Jahre unsers reinsten Glückes in dankbarer, wehmütiger Erinnerung bewahrt.

Doch sie genas überraschend schnell und ohne daß der furchtbare Sturz irgendwelche Folgen hinterlassen hätte. Ich mußte den Kelch des Leides bis zum gallenbitteren Bodensatz austrinken. Bald nach Weihnachten entdeckte mir ein mir zufällig in die Hände geratener Brief, daß die schier vergötterte Frau schon seit einer Reihe von Jahren eine regelrechte Ehe mit einem jungen Manne geführt hatte, den sie mir immer als den Inbegriff der Langenweile, als einen nicht loszuwerdenden Plagegeist geschildert hatte. Ja, sie hatte mir sogar einmal auf etliche Sommerwochen ihren „reichen Jüngling" ins Haus geladen, damit ich seinen schwachen Willen in die Kur nehmen und ihn veranlassen sollte, sich endlich zu einem Lebensberufe oder wenigstens zu einer vernünftigen Arbeit aufzuraffen. Meine Dienstboten, vielleicht ganz Darmstadt, vielleicht halb Deutschland hatten längst um das Verhältnis gewußt und nur aus Schonung für meine zärtliche Liebe mir nichts verraten. Während ich in der Frankfurter Klinik von meinem Aussatz gepeinigt lag oder in die Kreuznacher Wälder zum Dichten geschickt wurde, reiste sie mit ihrem Knaben an der Adria und in den Bayrischen Alpen herum — und schrieb mir übermütige, lustige Briefe.

Nach der Entdeckung setzte ich mich auf die Bahn und traf die Sünderin zwischen zwei Konzertabenden in Weimar. Mein tiefer Schmerz erschütterte sie; aber nur während der wenigen Stunden unsers Zusammenseins schien die ehrliche Absicht, zu verzichten und nach Möglichkeit gutzumachen, in ihrer verlorenen Seele wach zu werden. Als sie bald nach jener Zusammenkunft nach Darmstadt zurückkehrte, war diese Stimmung verflogen. Sie begegnete meinem Begehren, das Verhältnis aufzugeben, mit zynischem Trotz. Wir prallten heftig zusammen. Und sie ging schließlich auf meinen Vorschlag einer Trennung für mehrere Monate, während deren ich versuchen wollte, ob ich ohne sie leben, und sie, ob sie auf ihren Freund verzichten könne, mit schier verächtlichem Achselzucken ein. Sie

reiste ab, ohne mir irgendwelche bindenden Versprechungen zu geben, und ich erlitt einen völligen Nervenzusammenbruch. Meine Kinder schafften mich nach Locarno, wo sie mich abwechselnd betreuten und auf Schritt und Tritt bewachten. Denn jeder Weg an einem Abgrunde war für meinen Lebensüberdruß eine starke Versuchung. Ich fühlte mich hin und her geworfen zwischen rasender Wut, der ich in langen grausamen Briefen Luft machte, und zwischen hilfloser Schwäche, die mich beim Anblick eines Kindes oder eines zärtlichen jungen Paares in schier unstillbare Tränen ausbrechen ließ. Das gesegnete Klima meines geliebten Lago maggiore und die süße Farbenpracht der italienischen Primavera taten mir wohl, aber zu heilen vermochten sie mein todwundes Gemüt nicht. Was mich immer noch aufrechterhielt, war einzig die Hoffnung, daß die Ungetreue doch noch zur Einsicht kommen und die Kraft finden werde, mit dem schmutzigen Lügenwesen zu brechen — wenigstens den ehrlichen Versuch einer Sühne zu unternehmen. Den Bemühungen meines ältesten Sohnes gelang es endlich, die Frau zu einem halben Zugeständnis zu bewegen. Wir trafen uns in Stuttgart, und ich fuhr mit ihr heim, nach einer Aussprache, die mir immerhin einige Hoffnung erweckt hatte. Nach kurzer Rast mußte sie aber bereits wieder nach München fahren, um dort Gesangstudien zu betreiben. Beim Abschied bekräftigte sie mit den heiligsten Eiden, die ihr zu Gebote standen, ihren Vorsatz, mich nicht mehr zu belügen, sondern mir wenigstens ehrlich zu gestehen, wenn ihre Kräfte bei dem Versuch, endgültig auf ihren Freund zu verzichten, sie im Stiche lassen sollten. Einige Monate später folgte ich ihr nach dem Hallstädter See, wo ihre Gesanglehrerin einen Sommersitz besaß, und dort überraschte uns die österreichische Kriegserklärung an Serbien. Ihr Freund mußte als Reserveoffizier mit ausrücken und bat telegraphisch um eine letzte Zusammenkunft, da er die bestimmte Ahnung habe, daß er nicht lebendig aus dem Feldzuge heimkehren

werde. Ich gewährte diese Zusammenkunft. Aber in Abwesenheit meiner Frau brachte mir ein Schriftstück die vernichtende Gewißheit, daß sie keinen Augenblick daran gedacht hatte, ihren hochheiligen Schwur zu halten, sondern unmittelbar von Darmstadt aus zu ihrem Geliebten gereist war. Damit war für mich jede Möglichkeit eines abermaligen Verzeihens ausgeschlossen. Ich reiste ab mit Hinterlassung weniger Zeilen, in denen ich ihr meinen Entschluß mitteilte, die Scheidung zu beantragen. Der letzte Zug, der vor der Mobilmachung noch fahrplanmäßig abgelassen wurde, brachte mich nach Darmstadt.

Weltkrieg und Umsturz

Gleich am ersten Mobilmachungstage meldete ich mich zu militärischer Verwendung, obwohl ich schon vor achtundzwanzig Jahren die Oberleutnantsuniform endgültig ausgezogen hatte. Anfang September wurde ich in das idyllische Odenwaldstädtchen Erbach zu einem dort neu aufzustellenden Landsturmbataillon kommandiert. Aber sobald ich mich wieder einigermaßen in dem Soldatenwesen zurechtgefunden und mir die während jener achtundzwanzig Jahre gänzlich veränderten Vorschriften leidlich zu eigen gemacht hatte, meldete ich mich zum mobilen Landsturm und bekam auch Mitte November eine Kompanie in dem in Darmstadt neu aufgestellten 4. Landsturmbataillon zugewiesen. Meine Erlebnisse in Masuren bis zur großen Winterschlacht habe ich in dem Büchlein „Landsturm im Feuer" geschildert und kann sie darum hier wohl übergehen.

Ich war ins Feld gerückt in der Hoffnung, daß eine barmherzige Russenkugel meinem zerstörten Leben ein Ende machen werde. Schon im ersten Gefecht, in das meine Kompanie verwickelt wurde, fand ich die denkbar günstigste Gelegenheit, mein Schicksal herauszufordern. Die Nachbar-

stellungen waren schon tags zuvor oder während der Nacht überrannt worden. Ich lag in einem unfertigen Schützengraben ohne Drahtverhau, ja fast ohne Munition. Meine Leute waren noch nicht einmal fertig eingekleidet. Sie besaßen keine Seitengewehre und waren obendrein meist alte bresthafte Krauterer, die ihre letzte Landwehrübung vor zehn Jahren oder noch mehr gemacht haben mochten. Sie waren folglich gänzlich aus der Übung und hatten von moderner Kriegführung keine Ahnung. Bei Tagesgrauen wurden wir von dreifacher Übermacht überfallen und aus nächster Nähe mit einem Hagel von Kugeln überschüttet. Meine Leute liefen zum größten Teil so rasch davon, als ihre Füße sie irgend tragen konnten, was unter diesen Umständen auch das vernünftigste war. Ich blieb aufrecht stehen und erwartete in eisiger Gemütsruhe mein Ende. Vierzig von meinen Leuten lagen tot oder schwerverwundet um mich herum. Die Spitzkugeln schlugen dicht zu meinen Füßen in den Boden, sausten mir um die Ohren, durchlöcherten meinen Mantel, prallten gegen meine Sporen zu Dutzenden, vielleicht zu Hunderten, ohne daß mein Fleisch und Bein auch nur gestreift wurde. Da blitzte in mir der Gedanke auf, ich müßte am Ende doch noch zu etwas nütze sein in der Welt. Ich sammelte zehn Tapfere um mich und schlug mich mit ihnen auf der vorgeschriebenen Rückzugsstraße an der Front einer ganzen russischen Kompanie, die Salven und Schnellfeuer auf uns schüttete, von Baum zu Baum springend durch.

Von da an wurde mir das Leben wieder lieb. Und wenn in Zukunft die Granaten herbeigeheult kamen, warf ich mich ebenso demütig aufs Angesicht wie die andern Kriegskameraden auch; bei meinen Landsern aber kam ich in einen unheimlichen Respekt: sie meinten, ich müsse entweder einen besonderen Schutzengel oder einen Bund mit dem Satan geschlossen haben. Nur etwas über drei Monate war es mir vergönnt, in der Feuerlinie den wirklichen Krieg mitzuerleben, denn den Anstrengungen des weiteren

Winterfeldzuges ins Innere Russisch-Polens hinein waren meine sechzig Jahre doch nicht mehr gewachsen. Von Suwalki aus mußte ich mich heimschicken lassen. Aber für nichts andres bin ich meinem Schicksal dankbarer als dafür, daß es mir in solchem Alter noch vergönnt war, an dem ureigensten herrlichsten Manneswerke, der Verteidigung des Vaterlandes, teilzunehmen. Wer die erhabene Größe des Krieges nicht zu empfinden vermag, der ist niemals ein rechter Bub und erst recht kein ganzer Mann gewesen. Nur Dreckseelen und alte Weiber können in das widerliche pazifistische Gewinsel einstimmen, Seelen, die überhaupt keines Aufschwungs fähig sind, blut- und temperamentlose Jämmerlinge, denen es weder zum Haß noch zur Liebe langt. Ein heiliger Krieg für eine gerechte Sache ist ein Reinigungsbad für kranke Gewissen, ein Jungbrunnen für schlaffe Nerven, eine Peitsche für einen müden Willen. Auf Patrouillengängen, im Schützengraben, wie bei allen den tausend Gelegenheiten, die Mut, raschen Entschluß, Verschlagenheit und Anspannung aller Körper- und Seelenkräfte erfordern, wird aus dem ältesten Manne der Bub wieder herausgeholt, und wer jemals ein rechter, strammer, gottgeliebter Bub war, der wird im Kriege seine Lust finden und über Nacht zum Helden werden, mag er auch in seinem Zivilverhältnis nur ein Gevatter Schneiderlein oder sonst etwas Urfriedliches gewesen sein. Mir selbst erging es genau so wie meinen braven Landsern: die Rückkehr zu den Lebensbedingungen vorgeschichtlicher Höhlenbewohner machte uns alle jung. Der Ehrgeiz jedes Einzelnen, den Unterstand im Schützengraben zu einem Muster von Sicherheit und Bequemlichkeit zu gestalten, spornte den Erfindungsgeist gewaltig an, und auf einmal war nicht mehr die rohe Muskelkraft, nicht mehr der stumpfsinnige Gehorsam Trumpf, sondern der flinke Geist, die geschickte Hand. Ich selber setzte meinen Ehrgeiz darein, mich als Höhlenbaumeister und besonders als Kochkünstler hervorzutun, und packte sogar mit Feuereifer

Aufgaben an, für die ich mich im bürgerlichen Leben gänzlich ungeeignet erachtet hätte. Das ist der unvergleichliche Erziehungswert des Kriegshandwerks: jedermann muß können, was befohlen wird. Das unerbittliche Muß schafft das nötige Selbstvertrauen, und ist in dem angeborenen Wesen gar noch ein Schuß Humor vorhanden, so macht der das Herz vollends leicht, so daß gerade die Lösung unmöglich scheinender Aufgaben die allergrößte Lust bereitet.

Zu alledem kommt schließlich noch als unschätzbarer Gewinn für uns Menschen aus der Herrenklasse, daß wir Gelegenheit finden, das „Volk" wirklich kennen und verstehen zu lernen. Ich für meine Person habe in den drei Monaten des Felddienstes in dieser Beziehung mehr gelernt als in den vorhergehenden sechzig Jahren meines Lebens. Und das Ergebnis meiner Erkenntnis bestand in der nachdrücklichsten Bekräftigung meiner aristokratischen Weltanschauung. Der aus Mangel an Kenntnissen, Welterfahrung und geistiger Freiheit zum selbständigen Denken nicht befähigte Volksgenosse bedarf der starken Hand des geistig Überlegenen, sittlich gefestigten Führers. Hat er zu diesem Führer Vertrauen, so sind alle guten Keime auch aus verwahrlosten und verhärteten Seelen herauszuholen und die höchsten Leistungen menschlicher Tüchtigkeit von ihnen zu erreichen. Damit aber solches Vertrauen, solch ein freudiger Gehorsam sich einstelle, muß der Führer einerseits ein leuchtendes Vorbild in gewissenhafter Pflichterfüllung, rascher Entschluß- und persönlicher Aufopferungsfähigkeit sein, anderseits seines Herzens Güte dadurch beweisen, daß er in seinem menschlichen Verhältnis zu den Untergebenen den reinen Willen zur Gerechtigkeit betätigt. Die wütigen Schreihälse des Kasernenhofes haben im Kriege sicher öfter versagt als die streng gerechten väterlichen Kommandeure. Die Brutalitäten des Militärstrafgesetzes und der alte preußische Unteroffizierston waren die üble Kehrseite des sonst als Volkserzieher so

glänzend bewährte Militarismus. Es war mir eine große Freude, meine Behandlungsart führungsbedürftiger Menschen im Felde und auch in der Garnison sich als richtig bewährend zu sehen. Freilich wurde mit meiner lasterhaften Gutmütigkeit, mit der ich unglücklicherweise behaftet bin, von verschlagenen Bosnickeln oft Mißbrauch getrieben; aber mein reiner Wille zur Gerechtigkeit und meine Achtung vor der Mannes- und Menschenwürde erzwangen sich Vertrauen. Ich hatte es mir beispielsweise zum Grundsatz gemacht, Übeltäter niemals vor versammelter Mannschaft, am allerwenigsten in Gegenwart ihrer Unteroffiziere herunterzuputzen. Ich nahm sie mir stets einzeln in meinem Unterstande vor, suchte sie zu beschämen und bei der Ehre zu packen. Auf diese Weise bin ich stets sogar mit gemeingefährlichen Bösewichtern fertig geworden, an denen nach der Meinung ihrer übrigen Vorgesetzten Hopfen und Malz verloren war. Mein Trick war, solch wüste Kerle zum Weinen zu bringen und mir alsdann in die Hand das große Ehrenwort geben zu lassen, daß sie hinfort Selbstzucht üben und sich nicht wieder zu Tieren herabwürdigen wollten. Die Kerle haben ihr Versprechen tatsächlich gehalten.

Bei der Gelegenheit darf ich vielleicht erwähnen, daß mir dieselben Grundsätze schier ausnahmslos gute und treue Dienstboten verschafft haben. Es kam einmal in Berlin ein Mädchen zu mir, aus dessen Dienstbuch hervorging, daß es bei einer ganzen Reihe von Herrschaften immer nur acht bis vierzehn Tage ausgehalten habe. Die Zeugnisse waren nichtssagend oder geradezu schlecht. „Na, hören Sie mal," sagte ich, „Ihr Buch ist aber eine sonderbare Empfehlung!" Mir offen in die Augen schauend, erwiderte das Mädchen: „Die Herrschaften waren aber auch danach!" Das gefiel mir, ich verpflichtete sie als Hausmädchen und — sie blieb bis zu meiner Übersiedlung nach Darmstadt in meinem Dienst und erwies sich als Muster von Ehrlichkeit, Fleiß und Intelligenz. Als im Jahre 1905

der große Zusammenbruch bei uns kam, erklärte sie sich bereit, auch ohne Lohn uns weiter dienen und uns sogar ihre Ersparnisse zur Verfügung stellen zu wollen. —

Im Felde war es mit der herrlichen deutschen Manneszucht vorbei, als die Blüte unsers Adels und vornehmen Bürgertums weggeschossen war und an deren Stelle ein Offizierersatz von geschniegelten Ellenreitern und ähnlichen Talmikavalieren hinauskam. Und der unselige Klassenhaß hätte niemals in der Revolution so giftige Früchte getragen, wenn unsre führenden Stände jemals verstanden hätten, den Glauben an ihre Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten und ihre Untergebenen, statt zu ihnen hinabzusteigen, in Güte zu sich hinaufgezogen hätten.

Als ich im März 1915 nach Darmstadt zurückkehrte, fand ich meinen Scheidungsprozeß noch immer in der Schwebe. Ich gedachte einmal vor dem Gerichtshof ein freies Manneswort zu sprechen und begab mich zu einem Termin; als ich aber der drei Richter ansichtig wurde, wußte ich sofort, daß es bloße Aktenverschwendung sein würde, an diese verstaubten Aktendeckel hinzureden. Es war offensichtlich ausgeschlossen, hier auch nur das geringste Verständnis für das Seelenleben oder gar den Ehebegriff freier schöpferischer Geister zu erwarten. Meine Ahnung betrog mich nicht: dieser Areopag brachte es fertig, meinen Prozeß drei Jahre lang hinzuziehen! Der Gegenanwalt schrak unter den Einflüsterungen seiner Mandantin, der es einzig darauf ankam, meinen für ihre Erwerbstätigkeit so wichtigen Namen für sich zu retten, vor keiner Schamlosigkeit zurück, und die drei Aktendeckel faßten ihre amtliche Pflicht dahin auf, daß sie auf alle Verschleppungstricks dieses gerissenen Anwalts eingingen. Im Sommer 1917 kam endlich ein geradezu monströses Urteil zustande, über das auch gescheiten und menschlichen Juristen die Haare zu Berge standen. Die Scheidung wurde zwar wegen der ungeheuerlichen Ver-

fehlungen meiner Gattin und der dabei bewiesenen niedrigen Gesinnung ausgesprochen, aber es wurde in längeren Ausführungen ausdrücklich betont, daß auch ich von Schuld nicht freizusprechen sei, weil ich sie durch meine Bereitwilligkeit zu verzeihen und meine freie Auffassung vom Werte der physischen Treue zum Sündigen herausgefordert hätte! Das schlimme Weib hatte also erreicht, was sie wollte. Es durfte meinen Namen weiter tragen und sich ruhig darauf verlassen — wie sie mir einmal höhnisch ins Gesicht geschleudert hatte —, daß „alle Welt" sie, die allverehrte künstlerische Verkörperung mädchenhafter Unschuld und keuscher Lieblichkeit, für das dritte Opfer eines schon durch zwei Scheidungen berüchtigten Ehesünders halten werde. Die geschäftsmäßige Gleichgültigkeit, mit der in Berlin und auch wohl andern großen Städten Scheidungsprozesse vor Gericht verhandelt werden, hat mich ebenso wie die drei Jahre Folterqualen, denen die Darmstädter Weisen mich unterworfen, zu der Erkenntnis gebracht, daß die Behandlung von Ehesachen durch Juristen überhaupt ein nicht zu duldender Unfug sei. Es empört das natürliche Schicklichkeitsgefühl jedes anständigen Menschen, die Geheimnisse des Schlafzimmers in öffentlicher Sitzung von Rechtsanwälten und Richtern behandelt zu sehen. Das müßte unmöglich gemacht werden dadurch, daß man die Vermittlung in Ehestreitigkeiten sowie auch die Befugnis, rechtsgültige Scheidungen auszusprechen, den Gerichten entzieht und dafür an jedem Sitze eines Landgerichts eigne Eheberatungsstellen schafft, die aus ganz wenigen, allgemein geachteten Persönlichkeiten zusammenzusetzen wären. Ich würde es für das vernünftigste erachten, vielleicht je zwei Männer und zwei Frauen reifen Alters, die durch Welterfahrung, Herzenstakt und Menschenkenntnis sich allgemeinen Vertrauens erfreuen, als solche Eheberater aufzustellen. Die Frauen könnten dann bei den Frauen, die Männer bei den Männern zur Beichte gehen, bevor in gemeinsamer

Sitzung unter Leitung einer fünften Person als Obmann die Klage zur Verhandlung käme. Die Entscheidungen dieser kleinen Körperschaften müßten rechtsverbindlich sein, und die Gerichte hätten lediglich die Vermögensfragen hinterher zu behandeln. Eine höchste Berufungsstelle müßte allerdings vorhanden sein, die aber gleichfalls nur aus Laien im Ehrenamte zu bilden wäre. Ich bin überzeugt, daß eine solche Einrichtung sehr bald volkstümlich werden und dazu beitragen würde, die Ehescheu zu verringern und den Begriff der Ehe zu verfeinern; denn das heutige bürgerliche Gesetzbuch hat es unter dem Druck der Römlinge fertiggebracht, die eigentlich entscheidenden, weil innerlichsten Scheidungsgründe aus den Gesetzesparagraphen verschwinden und nur die allergröbsten und dennoch weniger schwerwiegenden Gründe, wie Ehebruch, Mißhandlung usw., stehen zu lassen. Es lag mir daran, diesen Gedanken, wenn auch nur ganz skizzenhaft, hier zur öffentlichen Besprechung hinzustellen, in der Hoffnung, daß vielleicht Leute von Einfluß und warmer Beredsamkeit sich finden werden, die ihn später einmal in die Tat umsetzen.

Mein Anerbieten, ihr unser liebes Haus am Herdweg abzukaufen, hatte mir die Dame schon im Jahre 1915 rundweg abgeschlagen. Als möblierter Herr in Darmstadt weiterzuleben, lockte mich aber nicht, so sympathisch mir die freundliche Waldresidenz war. Der Großherzog hatte mich mit einem seiner schönsten Orden, mit dem Ludwigskreuz geehrt, der Magistrat hatte meinem Andenken eine herrliche Eiche im Stadtwald gewidmet (von allen Ehrungen, die ich im Leben erfahren habe, hat mich keine so gefreut wie diese), und meine zahlreichen guten Freunde baten mich inständig, meine Fluchtabsicht aufzugeben. Dennoch vermochte ich es nicht über mich, länger die Luft der Stadt zu atmen, wo ich so lange in der Einbildung eines unerschütterlichen Eheglücks geschwelgt und dennoch die fürchterlichste Enttäuschung meines Lebens erfahren hatte.

Ich tat ein Jahr lang in dem lieblichen Erbach, der Ausgangsstätte meiner militärischen Laufbahn, wiederum Garnisondienst, war sogar etliche Monate hindurch selbständiger Bataillonskommandeur gewesen und hatte mir die Eintönigkeit des Verwaltungsdienstes dadurch versüßt, daß ich in Felddienstübungen bei Tag und Nacht kühne strategische Phantasien entwickelte. Ich habe mir nie eingebildet, von meinem Großvater, dem glänzenden Generalstäbler der Befreiungskriege, irgendwelche Feldherrntalente geerbt zu haben; aber da ich in dem gesegneten Erbach selber der Höchstkommandierende war und folglich niemanden über mir hatte, der meine Maßnahmen für blödsinnig erklären konnte, so machte es mir einen diebischen Spaß, hoch zu Roß, vom Feldherrnhügel aus den Verlauf meiner Gefechtsideen zu verfolgen und dann die Herren Offiziere zur Kritik zu versammeln. Nach der Auflösung des Erbacher Landsturmbataillons tat ich noch zwei Jahre in Darmstadt als Hauptmann einer Armierungskompanie sowie als Aufklärungsoffizier Dienst. Mir blieb während dieser Garnisontätigkeit immerhin genügend freie Zeit, um mich auch ein wenig künstlerisch zu betätigen. In der malerischen Burg Fürstenau bei Michelstadt musizierte ich viel bei den musikalischen gräflich Erbachschen Herrschaften und fand auch noch Muße, ein paar Novellen und ein Lustspiel zu schreiben. Dieses Lustspiel, „Weibchen" betitelt, hatte wunderliche Schicksale und war für mich ganz eigenartig bedeutungsvoll. Ich lieferte mir damit einmal selbst den Beweis, daß es mir gelungen sei, der Verzweiflung über den Zusammenbruch meiner Ehe Herr zu werden, und zwar ohne mich in einen wüsten Weiberhaß zu verbohren. Ich hatte also meinen Humor wiedergefunden! Und dieser Humor befähigte mich, das ganze Problem Weibchen scharf satirisch anzupacken, ohne doch in ungerechte Bitterkeit zu verfallen. Strindberg hat sich für seine eigne jämmerliche Schwäche der Weiblichkeit gegenüber durch wüste dichterische Tobsuchtsanfälle

gerächt — dafür wird er von seiner großen Gemeinde als titanischer Kraftmensch gefeiert. Ich habe meinen knirschenden Berserkerzorn durch die Gemütskraft des Humors gebannt und die Tragödie meines schmerzlichsten Erlebnisses zur leichten Komödie vergeistigt. Dem boshaften Schweden will ich gerne die Palme der dichterischen Gestaltungskraft und der rücksichtslosen psychologischen Analyse gönnen — aber meine Rachetat war menschlich vornehmer, sollte ich meinen. Jener „Sohn der Magd" vermochte eben Ranküne und Ressentiment — um mit Nietzsche zu reden — niemals zu überwinden.

„Weibchen" wurde im Manuskript sofort vom Berliner Lessingtheater zur Uraufführung erworben, und vier andre große Bühnen, das Frankfurter Schauspielhaus, das Hamburger Thaliatheater, das Münchner Schauspielhaus und das Prager Deutsche Landestheater, wollten auch noch in derselben Spielzeit 1916 das wohlgeratene, wirkungssichere Stück herausbringen. Da erfolgte, als schon die Proben im Lessingtheater begonnen hatten, in Berlin ein Zensurverbot, unter der Begründung, daß man die braven Weibchen während des Krieges nicht durch eine so boshafte Satire reizen solle. Verschiedene einflußreiche Personen, auch der liebenswürdige Generalintendant Graf Hülsen, bemühten sich vergeblich, das Verbot rückgängig zu machen, die Generalkommandos der übrigen Städte, die das Werk erworben hatten, folgten dem Berliner Beispiel und verboten es gleichfalls für ihre Bezirke. Erst im Sommer 1919, also nachdem die Revolution mit der Zensur aufgeräumt hatte, wagte das Breslauer Lobe-Theater die Aufführung und hatte einen glänzenden Erfolg damit. Dann folgte zaghaft das Münchner Schauspielhaus im Herbst desselben Jahres, getraute sich jedoch nicht, das Stück in den Spielplan seines Stammhauses aufzunehmen, sondern verwies es auf die Tochterbühne, das sogenannte Lustspielhaus, das in einem Raume untergebracht war, der durch seine Ungemütlichkeit und schlechte

Akustik berüchtigt war und infolgedessen schon mehrere theatralische Unternehmungen hatte scheitern sehen. Aber der Ungunst des Raumes zum Trotz hatte das Stück auch hier einen stürmischen Erfolg, und zwar, was nachdrücklichst betont sein mag, gerade beim gesund gebliebenen Kern des ehemals besten Theaterpublikums. Jeder Bühnenleiter von Geschmack und praktischem Verständnis mußte einsehen, daß dieses Lustspiel ein unfehlbarer Treffer sei, weil es einmal lauter glänzende Rollen enthält, die die Darsteller mit Wonne spielen mußten, und weil außerdem seine Tendenz nicht nur von der Männerwelt als richtig erkannt werden muß, sondern erst recht von den Frauen, dieweil so leicht keine zugeben wird, daß sie sich getroffen fühle durch mein Weibchenbild. Dennoch vermochte auch dieser Münchner Erfolg gegen die Entschlußunfähigkeit der deutschen Bühnenleiter und gegen unterirdisch spielende Machenschaften nichts auszurichten.

Es scheint mir angebracht, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, mit welchen Mitteln die deutsche Literatur und besonders das Theater von dem kleinen Häuflein der jüdischen Intelligenz terrorisiert wird, ohne daß diese Machthabergruppe mit plumpen Drohungen, Bestechungen und dergleichen zu arbeiten braucht. Diese jüdische Intelligenz hat in den letztvergangenen drei bis vier Jahrzehnten planmäßig und im allgemeinen sehr geschickt und vorsichtig darauf hingearbeitet, alle rassemäßig deutschen Kunstideale, Schönheitsbegriffe und sittlichen Maßstäbe verächtlich zu machen, indem sie diejenigen Dichter germanischen Blutes aufs Schild erhob, die, wie Ibsen, Strindberg, der junge Hauptmann und deren modernster Nachwuchs, aus innerer Notwendigkeit gegen die germanische Spießermoral, gegen die konventionelle Gesellschaftslüge, einschließlich der Ehe, gegen die romantische Heldenverehrung u. a. von der deutschen Eigenart zärtlich gehegten Sentimentalitäten und Vielleitäten Sturm liefen. Es war sehr leicht, solche Dinge lächerlich zu machen und

die hochmütige Überlegenheit des Intellekts gegen hartnäckige Gemütswerte auszuspielen, weil tatsächlich viel alter Plunder, des Wegfegens wert, sich darunter befand; aber demselben Besen verfielen auch völkische Werte, die zu den Quellen deutscher Kraft gehören. Das gilt vornehmlich für die Heldenverehrung, für die Treue gegen die geborenen Führer, für die Neigung, am Kunstwerk den sittlichen Gehalt höher als die Verfeinerung der Form zu werten. Das Feldgeschrei der französischen Künstlerjugend, das berühmte l'art pour l'art, hat am stärksten die deutschen Köpfe umnebelt, also daß es sehr bald unter der deutschen Künstlerschaft für lächerlich rückständig galt, nach dem Was im Kunstwerk überhaupt zu fragen. Das Wie, die Stilfrage also, steht seit Beginn dieses Jahrhunderts im Vordergrunde, und dadurch ist der Turnierplatz frei geworden für den eitlen Mummenschanz rasch wechselnder Moden. Die Literatur wurde zum Sport begüterter Jünglinge, und das künstlerische Gigerltum kam obenauf. Nachdem die Revolution vollends alle Bande frommer Scheu zerrissen und die letzten festen Türme der Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen, völkisch im Gemüte Verankerten gesprengt hat, seitdem moderne Lehrer in der Schule die Klassiker verhöhnen und jeder treue Heger alter Ideale als finsterer Reaktionär verdächtigt wird, seitdem getraut sich selbst der wirklich gebildete Kunst- und Literaturfreund kaum mehr gegen die Affenschande allermodernster Irrenhauskunst, gegen Futurismus, Kubismus, Expressionismus, Dadaismus usw. sich kräftig zur Wehr zu setzen. Aber auch auf literarischem Gebiet verringert sich der Abstand, der uns noch von der Gehirnerweichung trennt, von Woche zu Woche. Der Mann, der den gemeingefährlichen Unfug des Expressionismus „Expreß-Zionismus" getauft hat, hat einen Witz gemacht, der ins Schwarze trifft. Schade, daß ich ihn nicht kenne. Ich möchte ihm einen Kuß geben. Die Entscheidung darüber, was gegenwärtig noch zur Literatur

zu rechnen sei und was nicht, ist übrigens nie zuvor so kinderleicht gewesen. Literatur ist nämlich alles, was bei Paul oder Bruno Cassirer, Kurt Wolf, in den „Weißen Blättern" und noch etlichen ganz ultraradikalen Zeitschriften erscheint, die auffallenderweise politisch dem Bolschewismus und seinen Spielarten dienen. Die Erzeugnisse der Verlage S. Fischer, Alb. Langen, Georg Müller und weniger andrer werden von der milderen Richtung der Extremen allenfalls noch geduldet. Alle übrigen Presseerzeugnisse sind demnach Schund, Kitsch, Ballast — verächtlich, nicht vorhanden. Furchtbar einfach, nicht wahr? Sollte jemals ein Vertreter der heutigen literarischen Jugend sich herablassen, diese meine Aufzeichnungen zu lesen, so würde er selbstverständlich achselzuckend sagen: „Natürlich, der alte Neidhammel schwitzt Gift aus allen Poren, weil ihm unsre Trauben zu hoch hängen und ihm die Puste ausgegangen ist. Er kann selber nimmer mit, drum begreift er unsern Fortschritt nicht." — Dem ist doch nicht so, junger Freund! Ich bin immer mit der Jugend gegangen und habe mich ihres Fortschrittes neidlos gefreut, wenngleich ich für meine Person beim Realismus mit humoristischer Durchwärmung und in kultivierter Form stehengeblieben bin. Ich habe mich z. B. für das feine Artistentum Herbert Eulenbergs lebhaft erwärmt. Ich habe in den Erstlingswerken Fritz von Unruhs und Walther Hasenclevers die geniale Begabung sofort gespürt und die kindische Torheit des Vorwurfs in seinem „Sohn" schon deshalb nicht schwer genommen, weil Schillers wesensgleiche „Räuber" in dieser Beziehung genau so kindisch waren. Ich kann sogar eine Sternheimsche Komödie mit Behagen genießen, wenn ich just in der richtigen Stimmung bin. Ja selbst in Georg Kaisers Schnelldramatik fühle ich deutlich die Tatzenhiebe des ursprünglichen dramatischen Talentes — vermag jedoch nicht einzusehen, warum dieser Mann ein grammatisch wie syntaktisch unmögliches

Deutsch schreiben muß. Ich habe mehrmals die Schauspieler, die bei Kaiserschen Dramen mitwirkten, um Aufklärung gebeten über den Sinn mancher mir unverständlich gebliebener Reden. Sie hatten einfach den Text hineingefressen, ohne ihn zu verstehen! Ich vermute, daß das der Kern des Expressionismus ist, denn ein andrer Expressionist, Kasimir Edschmid, der im literarischen Darmstadt nach der Revolution die Zügel der Regierung in die Hand genommen hat, spricht im mündlichen Verkehr ein völlig verständliches gebildetes Deutsch, sobald er aber die Feder zur Kunstkritik ansetzt, schreibt er — Chaldäisch! Wo der Wille zum Blödsinn offenbar wird, sage ich ein energisches Nein. Ich denke, damit war ich deutlich und leidlich erschöpfend.

Nichts ist für den tieferblickenden Menschenkenner belustigender an dieser trostlos traurigen Gegenwart als die Beobachtung des Verhältnisses der Revolution zur Kunst. Nachdem es nämlich keiner der extravaganten modernen Richtungen der Literatur gelungen ist, sich ein zuverlässiges Publikum unter den wirklich gebildeten und geschmackvollen Deutschen zu gewinnen, hat sich diese dekadente Spekulationskunst den radikalsten politischen Parteien angeschlossen; und dort, wo bestenfalls eine seichte Halbbildung, niemals aber eine gute Überlieferung und vernünftige Kinderstubenerziehung zu einem reinlichen Geschmack vorhanden ist, dort, wo Schlagworte die gedankenleeren Hirne so leicht berauschen wie Schnaps auf leeren Magen — dort fand sie ihre begeisterten Bannerträger. Also: justament diejenige Kunst, die angeblich die höchste Blüte moderner Großstadtzivilisation bedeuten und nur dem Verständnis der allerfeinsten Köpfe zugänglich sein soll, wird praktisch allein vom Pöbel getragen. Mit dieser Tatsache scheint mir ihr Urteil gesprochen. Sie hat überhaupt nur von Schlagworten gelebt, und sie wird deshalb kurzlebig sein wie die Schlagworte selbst. In Erfindung von solchen die Masse

aufreizenden Schlagworten ist aber wiederum der jüdische Intellekt Meister. Auch das trägt bei zur Erklärung des unheilvollen Einflusses, den der jüdische Geist auf die durch das Revolutionsgeschrei betäubten deutschen Gemüter ausübt.

Da erzählte mir ein Bekannter, der in den Tagen des Kapp-Putsches in Berlin weilte, ein prachtvolles Beispiel. Es wäre nämlich kaum übertrieben, zu behaupten, daß „ganz Berlin" einschließlich der vernünftigen Arbeiterschaft den Überraschungssieg der Kappisten jubelnd begrüßte; denn man traute gerade diesen Leuten, den geistigen Führern wie den bewährten Truppen zu, daß sie noch am ehesten imstande sein würden, die allgemeine brennende Sehnsucht nach Ordnung zu stillen. Da kam ein genialer Kopf auf den Gedanken, das Schlagwort „Baltikumverbrecher" unter die Massen zu werfen. Im Nu war es über die ganze Stadt verbreitet. An jeder Straßenecke hetzte ein Redner gegen die Kapptruppen, weil sie die berüchtigten Baltikumverbrecher seien. Die Stimmung schlug plötzlich um, überall scholl den Truppen, wo immer sie sich blicken ließen, aus haßerfüllten Kehlen das Schmähwort entgegen. Fragte man einen solchen Schreier, was denn diese prächtig anzuschauenden Truppen im Baltikum verbrochen hätten, so bekam man keine Antwort. Niemand wußte es. Aber das Wort quoll so schön voll über die Lippen. Es vermochte viel Gift aufzusaugen wie ein junger Schwamm, und darum wirkte es so betäubend, selbst auf die harmlosen Gemüter der ordnungliebenden Bürger, daß kaum einer von ihnen diese Schwerverbrecher gegen den wütenden Pöbel in Schutz zu nehmen wagte. Mit diesem Schlagwort wurde tatsächlich jener kindlich kühne Erstversuch einer Gegenrevolution erschlagen. — In allen diesen Dingen liegt der Schlüssel zum psychologischen Verständnis des gegenwärtigen deutschen Chaos.

Ganz ähnlich wie mit dem „Weibchen" erging es mir

auch mit meinen letzten dichterischen Arbeiten. Im Sommer 1917 hatte ich Zeit gefunden, neben meiner militärischen Tätigkeit einen großen psychologischen Roman zu schreiben, den ich „Die verdammte Liebe" nannte. Die große Papiernot, die dadurch verursachte Raumknappheit verhinderte den Zeitschriftenabdruck, und auch für das Buch fand ich erst nach langem Suchen einen Verleger, Hermann Montanus in Siegen. Da ist er denn endlich im Julmond des Jahres 1919 erschienen. Aber keine Menschenseele in Deutschland weiß etwas davon. Denn keine Zeitung wollte oder durfte auch nur eine Zeile darüber bringen!

Ein ernstes Drama, „Die Peitsche", schlug bei der Uraufführung im Münchner Schauspielhaus im Herbste 1918 stark ein und wurde bei vollen Häusern mit kurzen Unterbrechungen sechzehnmal gegeben. Da kam die Revolution und machte das Stück mit einmal für sämtliche deutsche Bühnen unmöglich. Denn welcher Bühnenleiter hätte noch den Mut gefunden, seinem Publikum eine Verherrlichung des Nietzschischen Herrenmenschen vorzusetzen? Eine Einakterreihe, die in drei kleinen Bildern das Thema des Tages „Als sie wiederkamen" (nämlich die deutschen Helden aus der Gefangenschaft) mit starker dramatischer Schlagkraft behandelte, wurde mit dem Einwand zurückgewiesen, man wolle in frischen Wunden nicht wühlen. Ich bin mir aber bewußt, in diesen Einakkern die Stimmung von neun Zehnteln des deutschen Volkes zum Ausdruck gebracht zu haben. Vorläufig muß ich mich freilich damit bescheiden, daß ein Zehntel dieses Volkes den übrigen neun Zehnteln vorschreiben darf, was als künstlerisches Spiegelbild gegenwärtiger Gedankenströmungen und Gemütsbewegungen vorgeführt werden soll. Nun, ich lebe der Zuversicht, daß der aristokratischen Kunst doch noch einmal eine siegreiche Auferstehung beschieden sein wird, wenn ich diesen Sieg auch schwerlich noch erleben werde. —

Das wäre die Geschichte meiner letzten Schaffensperiode. Von den äußeren Ereignissen meines Lebens bleibt nur noch wenig nachzutragen. Es war mir bis kurz vor Ausbruch des Weltkrieges gelungen, meine Schuldenlast aus dem letzten Berliner Zusammenbruch abzutragen. Da ich während des Krieges mein Gehalt nicht verbrauchte, so war ich imstande, zum erstenmal in meinem Leben (abgesehen von dem einen Jahre, in dem das Überbrettl mir Gold in die aufgehaltenen Kartoffelsäcke spie) den größten Teil meiner Einnahmen auf die Bank zu tragen. Und die kleine so ersparte Summe benutzte ich dazu, mir ein ziemlich großes Grundstück mit einem verwilderten Waldpark und einem bescheidenen, aber solid gebauten Landhäusl darauf am Zusammenfluß der Loisach und der Isar bei Wolfratshausen zu kaufen. Meine jüngste Tochter, die sich aus Weltekel und Menschenfeindlichkeit an den Busen der Natur und zum lieben Vieh geflüchtet und eine kleine Pachtung in derselben schönen Gegend übernommen hatte, lockte mich dorthin.

Ich glaube, das war der erste und einzige praktische Streich, den ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Ich war reichlich reif zur Einsamkeit. Der wundervolle Friede, verbunden mit einem rauhfrischen Klima, einer stählernen Luft, mit Waldeszauber und dem herzerhebenden Ausblick auf die Hochgebirgswelt vom Wendelstein bis zur Zugspitze, tat mir unendlich wohl, steigerte meine Schaffensfreude und machte mich bis zu einem gewissen Grade sogar wieder unempfindlich gegen die verdrießlichen Altersgebresten, die kleinen Sorgen des Alltags und den großen Kummer um die Schmach des Vaterlandes. Ich lernte wieder schlafen. Die alten Gespenster, die allnächtlich über mich hergefallen waren, ließen sich nimmer blicken. Und der geübte Selbstmörder verschloß Pistole, Strang und Gift lächelnd im sicheren Schreibtisch. Ich baute mir mein ungeschicktes Häusl behaglich aus und

richtete es mit dem letzten Rest meiner Habe ohne jede fremde Hilfe hübsch und wohnlich ein. Drei Wochen lang war ich Tapezierer, Schreiner, Schlosser, Koch und Mädchen für alles, ja sogar Klaviermechaniker und -stimmer. Ich nannte mein Hoamatl „Zur Dichterei und Geigerei" und war närrisch stolz, Besitzer von vielen hundert Bäumen und von etlichem freundlichen und nützlichen Getier zu sein.

In der Annahme freilich, daß ich imstande sein werde, selber mein Feld und meinen Garten zu bestellen, mein Holz zu machen und meine Wiesen zu mähen, sah ich mich getäuscht. Meine Körperkräfte reichten dafür nimmer aus, und ich merkte bald, daß mir, trotz aller Abkehr von der Großstadtzivilisation und meinem leichten Verzicht auf Kunst- und Literaturgetriebe, meine Bücher, mein Flügel, meine Streich- und sonstigen Musikinstrumente doch viel näher lagen als Sense, Beil und Spaten. Ich blieb auf hilfreiche Hände angewiesen und vermochte auch nicht, auf meine alten Tage der Gewöhnung des Diktierens zu entsagen. Der Versuch, feingebildete Hausdamen zu finden, die zugleich die Arbeiten der Sekretärin leisteten, mißglückte, weil die Beschäftigung mit meinem kleinen Haushalte schon den größten Teil des Tages in Anspruch nahm. Außerdem erging es mir mit diesen Damen, so schätzenswerte Eigenschaften sie auch sonst haben mochten, wie mit allen meinen weiblichen Hilfskräften es mir ausnahmslos ergangen war: sobald sie bei mir warm geworden waren und sich gut eingearbeitet hatten, kam immer „derjenige, welcher" und entführte sie mir in den heiligen Ehestand! Mein Haus bedeutet für sie immer nur den Wartesaal II. Klasse, in dem sie den Anschlußzug nach dem Standesamt erwarteten. Und die Tochter, unter deren wuchtigen Fittichen ich meine alten Tage zu beschließen gedachte, ergriff sehr bald schon die Gelegenheit, sich durch eine größere Pachtung zu verbessern, und zog vier Kilometer landeinwärts. Ich bin also doch wieder

mutterseelenallein, lediglich darauf angewiesen, ob das gütige Geschick mir eine tüchtige Haushälterin und ein liebes, gescheites Mäderl als Arbeitsgehilfin zubilligt.

Meine übrigen Kinder sind verheiratet oder in ihrem Berufe so aufgegangen, daß sie höchstens auf eine kurze Sommerfrist einmal Zeit finden, sich nach ihrem Vater umzuschauen. Die gegenwärtige wahnsinnige Verteuerung der Bahnfahrt wird ihnen wohl auch diesen Sommerbesuch künftig unmöglich machen. Trotz alledem — diese Art Einsamkeit hätte keine Schrecken für mich, solange Schaffenskraft und Lebenslust noch anhalten. Alt bin ich nicht geworden, trotzdem ich heute meine reichlichen sechsundsechzig auf dem schmal und empfindlich gewordenen Rücken schleppe. Als Dichter bin ich ja erst im Jahre 1909 neu geboren; denn von den schönen Tagen der „Maibraut" an zähle ich die jüngste Epoche meiner Entwicklung, meine güldene Reifezeit. Und als Mensch habe ich mir meine erstaunliche Elastizität glücklich in meine sechziger Jahre hineingerettet. So viele Keulenschläge auch schon auf meinen Schädel niedergesaust sind, eine herzliche Freude, ein schöner Erfolg, ein zärtlicher Zuspruch genügen, um mich wieder emporschnellen zu lassen. Vier Selbstmorde habe ich überlebt, drei verfehlte Ehen, zwei verkehrte Geschäftsunternehmungen und selbst die große Katastrophe des Zusammenbruchs meiner glücklichsten Illusion — sollte es mir auch beschieden sein, den Zusammenbruch, die unsägliche Schmach des Vaterlandes zu überleben? Wünschen möchte ich es nicht. Nicht weil es bequemer wäre, sich aus dem augenblicklichen persönlichen Zustande leidlichen Friedens und verhältnismäßiger Behaglichkeit vor einer voraussichtlich noch viel widerwärtigeren Zukunft zu drücken, wohl aber deswegen, weil ich einsehe, daß ich doch nimmer helfen kann. Gewiß — ich tue, was ich für meine Pflicht halte, besteige die Kanzel und predige meinem Volke mit der Beredsamkeit meiner Feder; aber ich weiß wohl, daß damit herzlich wenig ge-

holfen ist. Wirksam seinem Vaterlande dienen kann heute nur der tatenfrohe, nervenfeste junge Mensch, der den Massen Auge in Auge gegenübertritt, der waffenfähige K.-v.-Mensch des Geistes.

Sich überflüssig fühlen, sein Werk als überlebt, als tot für Gegenwart und Zukunft empfinden zu müssen, das ist für den Schaffenden das schmerzlich schrille Signal zur Abfahrt. Mir aber war die helle Freude beschieden, noch im Spätherbst meines Lebens und des trüben Jahres 1920 den unwiderleglichsten Beweis für die Lebendigkeit meines Werkes zu empfangen. Ein Blasenleiden, das schon 1915 meine Heimsendung aus dem Felde veranlaßt hatte, steigerte sich seit Anfang August 1920 zu so unerträglicher Schmerzhaftigkeit, daß einzig das Messer des Chirurgen mir noch Rettung bringen konnte. Durch liebe Freunde in der Presse ward mein Zustand ruchbar, und nun strömten nicht nur aus allen Gauen Deutschlands, sondern auch aus dem Ausland und am stärksten über den Ozean von den Bindestrich-Amerikanern Liebesgaben, Geldzuwendungen und Kundgebungen der Anhänglichkeit in meiner Klausnerei zusammen. Die allermeisten dieser Gaben rührten von mir völlig unbekannten Lesern her, die sich bewogen fühlten, mir ihre Dankbarkeit für die Erbauung oder Erheiterung, die meine Schriften ihnen gewährt, auf solche Weise zu erzeigen. Es war auch nicht nur der Lieblingsdichter, der mit köstlichen Weinen gelabt, mit dänischer Butter und amerikanischem Fleisch und Fett gemästet wurde, es war auch der alte, ehrliche Mensch, der mit zärtlicher Liebe und rührender Treue über Verdienst und Würdigkeit beglückt wurde. Als ich mich dann in München auf den Operationsstuhl schnallen ließ, war fast meine ganze liebe Familie um mich versammelt — ich hätte so eine schöne Leich' abgegeben! Aber justament jetzt mich davonzumachen, wo Liebe und Treue mir vieltausend Hände entgegenstreckten — nein, das wäre unwürdig gewesen! So beeilte ich mich denn, den aufgeschnittenen

Bauch wieder zuwachsen zu lassen und mich unternehmungslustig und ein bißchen trotzig wieder auf die Beine zu stellen. Das Leben freut mich wieder und — Gott schütze mich vor Übermut!

Ich bin am Ende angelangt. Ich habe meine Bücher abgeschlossen mit einziger Ausnahme des Kontos Literatur und Musik. Ich habe mein Testament gemacht. Ich habe eine Gesamtausgabe meiner Werke vorbereitet, die durch strenge Scheidung des Dichters vom Schriftsteller der Nachwelt erst ermöglichen wird, ein deutliches Bild von meiner künstlerischen Persönlichkeit zu gewinnen und ein gerechtes Urteil über die gesamte Leistung meines Schaffens sich zu formen. Ich habe schließlich auch noch, bevor ich den Rock des Königs auszog, mit der alten konventionellen Lüge meiner Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche aufgeräumt und mich öffentlich zum „deutschen Glauben" bekannt. Meine Wahrheitsliebe nötigte mich zu diesem Schritt; aber Freude habe ich insofern nicht davon gehabt, als ich auch im Lager der angeblich Freigewordenen auf dieselbe blindwütige Verranntheit in Parteifanatismus stieß, die Deutschland noch schlimmer erniedrigt als der Verlust des Krieges. Ich hatte sicher darauf gehofft, daß die große Not des Vaterlandes wenigstens alle diejenigen freien Geister zu einem festen Kampfbunde vereinigen würde, die in dem Aufbau einer neuen, in der Rasse verwurzelten Religion das wirksamste Heilmittel für die todwunden deutschen Seelen erblicken. Aber ich finde auch hier nur persönliche Eitelkeit — Vereinsmeierei. Es wäre völlig begreiflich und verzeihlich, es den paar deutschen Ehrenmännern nachzutun, die in der Verzweiflung über die Jämmerlichkeit ihrer Zeitgenossen sich mit eigner Hand aus dem Wege räumten, wenn nicht schließlich doch die Hoffnung bestehen bliebe, daß in der heranwachsenden Jugend die unsterbliche Kraft des deutschen Geistes wieder wirksam werden

könnte, jene Kraft des Idealismus, die nicht nach persönlichem Vorteil oder Nachteil fragt, sondern um eines hohen Zweckes willen mit zäher Begeisterung ihr Werk zu Ende führt, jene Kraft der weltweiten Sehnsucht, die vor keiner Grenze haltmacht, sondern nimmermüde denkt, forscht, rechnet, alle Möglichkeiten durchprobt, bis glücklich ein alter Wahn gestürzt, eine neue Wahrheit gewonnen ist.

An diese, am Feuer des Weltkrieges geglühte, unter dem schmerzlichen Erleben der furchtbaren Gegenwart hartgeschmiedete Jugend wende ich mich darum auch mit meinen letzten Erkenntnissen und überantworte sie ihr als Vermächtnis eines ehrlichen Wahrheitsuchers:

Verschwende nicht dein ganzes Wesen an die Kultur oder gar an die Zivilisation, auch nicht wenn du ein Geistmensch bist. Erhalte dich naturhaft. Dünke dich nicht zu hoch erhaben über das gute Tier, über das Kind und das kindliche Weib: lerne von ihnen, die natürlichen Triebe rein und stark zu erhalten.

Begnüge dich nicht mit ästhetischem Wohlgefallen an der Natur; studiere sie voll Andacht, denn sie ist die Offenbarung des Willens Gottes. Je mehr du ihre Kräfte beherrschen lernst, je tiefer du in ihre Geheimnisse eindringst, desto näher wirst du dich Gott fühlen, desto klarer wirst du deine sittliche Aufgabe als Mensch erkennen; denn die Natur gibt dir den Maßstab an die Hand, nach dem du deine körperlichen und geistigen Kräfte und die Grenzen für deren Entwicklungsmöglichkeit abschätzen kannst. Seine Gaben bis zur letzten Möglichkeit entwickeln, sein Geschlecht hinaufpflanzen, seine Rasse veredeln — das heißt den Willen Gottes erfüllen. Aus dieser Erkenntnis ziehe deine Religion und deine Frömmigkeit.

In der Beurteilung menschlicher Dinge laß dich nicht leiten von den Vorurteilen deiner Kaste, von der Kurzsichtigkeit beschränkter Spießer und Pfaffen oder gar von

dem boshaften Neide der körperlich oder geistig schlecht Weggekommenen. Der schöne, freie, starke, vollsaftig reine Mensch sei dir Muster und Maßstab.

Die Kunst diene dir zur Erholung und Erbauung — sofern du nicht selber Schöpfer, sondern nur Genießer bist. In jedem Falle aber merke dir: alle Kunst kann eitel Narrenwerk, ja selbst grober Unfug werden, sofern nicht eine starke Persönlichkeit und eine reine Gesinnung dahinterstecken. Lerne scharf unterscheiden zwischen dem Schöpfer und dem Macher. Spare deine Begeisterung auf für solche Werke der Kunst, in denen du den Schöpfer seines Werkes würdig erfandest — sonst läufst du Gefahr, auf jeden Schwindel hineinzufallen.

Halte deine Rasse hoch und dein Vaterland heilig. Bedenke, wieviel von allem deutschen Jammer der Vergangenheit und Gegenwart darauf zurückzuführen ist, daß der Deutsche so gleichgültig gegen seine Rasse und so leicht bereit war, dem Wahn von der „Menschheit" Wohlfahrt und Sicherheit des Vaterlandes aufzuopfern. Stemme dich mit allen Kräften gegen das deutsche Erblaster der Überschätzung alles Fremden und der kleinlichen Zanksucht und eigensinnigen Rechthaberei im eignen Hause. Trachte zunächst danach, ein wertvoller Volksgenosse zu werden. Schiller war noch recht jung und unreif, als er sich bereit erklärte, seine Küsse und Umarmungen für die Millionen und die ganze Welt verschwenden zu wollen.

Ziehe dir eine fruchtbare Lehre aus der Tatsache, daß deine beiden gefährlichsten Feinde, die Engländer und die Juden, ihre Stärke der Überzeugung verdanken, auserwählte Völker Gottes zu sein. Züchte in dir den Glauben groß, daß auch wir Deutsche ein solch auserwähltes Volk des Weltgeistes seien, in dem Sinne nämlich, daß wir uns berufen fühlen sollen, auf den Gebieten der religiösen Vertiefung, der wissenschaftlichen Erkenntnis und der künstlerischen Gestaltungskraft zum mindesten die Kultur des Abendlandes zu befruchten und zu führen. Der

Begriff des „deutschen Geistes" ist einmal aller Welt anschaulich geworden in dem Symbol Weimar. Für die Franzosen heißt dieses Symbol Paris, für den Amerikaner Neuyork, für den Engländer Westminster Abbey. Das gebe dir zu denken.

Hauptinhalt deines Erziehungswerkes an dir selbst und an der dir anvertrauten Jugend sei: Widerstände überwinden lernen. Pflege deine fünf Sinne, denn durch sinnliche Anschauung und praktische Erfahrung bildet sich dein Verstand besser aus, häufst du mehr wertvolle Erkenntnisse auf als durch Nachbeten und Bücherwälzen. Schmiede deinen Willen hart und glühe dein Gemüt weich. Dummheit ist ein Laster, wenn sie selbstverschuldet ist, und ebenso Gutmütigkeit; denn aller Welt Liebediener ist aller Welt Spott. Die Tugend aller Tugenden aber ist Vornehmheit: aus ihr fließen Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Herzensgüte — die schönsten Vater- und Führertugenden.

Als politischer Mensch lerne von deinen Feinden, ohne dich vor ihnen zu erniedrigen: vom Engländer, wie man als geborener Herrenmensch den Willen zur Macht in Taten umsetzt; vom Juden, wie man durch unbedingtes völkisches Zusammenhalten auch als fast verschwindende Minderheit Großes erreicht.

Wenn ich ihn noch schauen dürfte, den jungen faustischen Menschen, stahlhart, hochgemut, in Wahrheit zur Freiheit reif, wie er mit dem Eselskinnbacken die Proleten und die schlotternden Mittelmäßigkeiten zu Paaren treibt, die Schacherer und Wucherer aus seinem Tempel und die kratschenden Frau Basen aus seinem Hause jagt, um dann mit der selbstsicheren Ruhe des jungen Kraftgefühls das Notwendige und Nächstliegende zu schaffen — — wenn ich den noch schauen dürfte, o wie gerne wollte ich die Last des Lebens noch ein Stückchen weiter tragen!

BÜCHER DER ERINNERUNG

Herman Anders Krüger:

Sohn und Vater

Eine Jugendrechenschaft

In Halbleinen gebunden / Liebhaberausgabe in Halbleder

Die Jugenderinnerungen des fünfzigjährigen Herman Anders Krüger — ein Buch, das nach den Urteilen der Presse zu den besten Biographien der Gegenwart gehört und ein ausgezeichnetes Kulturbild der letzten 50 Jahre gibt. Zahlreiche Künstler, Schauspieler, Dichter und Gelehrte begegnen uns in scharfgesehenen, charakteristischen Porträten in diesem hochinteressanten, reizvollen Werke.

Philipp Franck:

Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen

Mit 12 farbigen Einschaltbildern und 18 Abbildungen im Text

In Halbleinen gebunden
Liebhaberausgabe in Halbleder gebunden,
mit einer vom Künstler signierten Radierung

Ein sonniges, köstliches Malerbuch, das Aufschluß und Erhellung von Tiefstem bringt, was Künstlerseelen durchpulst. Ein feiner Beobachter von Menschen und Dingen, ein Lebensbejaher, ein Freund von Natur und Schönheit und ein Plauderer von gemütvollstem Humor offenbart sich in diesem beglückenden Bekenntnisbuche.

Preisangabe und Bezug durch jede Buchhandlung

GEORG WESTERMANN / BRAUNSCHWEIG